

BIBLIOTECA
FACULTĂȚII
CLUJ

IV 2754

I. P. C. Sub. Bistrița 70-20006

Gedanken über die Weltliteratur



Zum Goethe-Jahr 1932
von Thomas Fröhne

Verlagsgesellschaft in Leipzig

Dem Schriftleiter der Liebenbürgischen Vierteljahresschrift.
Heren Univ. - Professor Dr. Karl Kurt Klein
G.L. 474 II - 2754 hochachtungsvoll überreicht
vom V. 7230

Gedanken über Goethes Weltliteratur

Zum Goethe-Jahr 1932

von

Thomas Fröhlich

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winz'rein Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun,
Ein Sphärensanz, harmonisch im Gefümme! —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreun.

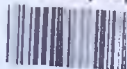
(Goethe, „Weltliteratur“. Werke, Bd. 3, S. 242)

347 / III - 113

Helbing'sche Verlagsanstalt in Leipzig

1932

BCU Cluj-Napoca



FILOL 2006 06419

Buchdruckerei Gustav Zifeli, Bistritz, Siebenbürgen

830.031/5. Aufl. 2. Aufl.

Zum Geleite:

Ja, das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorthier, gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben

(Goethe, zum feierlichen Andenken
der Herzogin Anna Amalia.)

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist als Festschrift zur Goethe-Jahrhundertfeier gedacht. Mehr als die Gebundenheit an einen bestimmten Termin hat den Ausführungen der Mangel an einer ausreichenden Fachliteratur Abbruch getan. Der Zweck des Buches ist erfüllt, wenn es dazu beiträgt, das deutsche Volksebewußtsein zu vertiefen und dadurch die dauernden Grundlagen eines überstaatlichen Weltreiches des deutschen Geistes zu schaffen.

Wien, den 20. September 1931

(Eisenkürten, Wien)

Dr. Thomas Frühm

„Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wie selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verflochten harmonischen Ausströmungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen. Freilich müßte man mit reinem frischen Ohr hinhinhören — und jedem Vorurteil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen.“

(Goethe, „Geschichte der Farbenlehre“.)

Ewig ist das Lied der Menschheit. Aus der Natur und dem Zusammenwirken ihrer Erscheinungsformen quillt es. Seitdem ein Auge die Sonne sieht, ein Ohr den Wohlklang der Stimme hört, ein Herz der allumfassenden Liebe schlägt, eine Vernunft dem Daseinsrätsel nachsinnt, findet sich auch ein Mund, das Unfaßbare je vollkommener auszusprechen. Mit seinen Elementen: der Sprache und Musik, ist es vielleicht gleichzeitig dem Dunkel undendlicher Vorzeit entsprungen. Das Liebesleben der Tierwelt läßt auf seinen erotischen Ursprung schließen. Ein Liebeslied ist dem ersten Schöpfungsakt vorausgegangen: „So herrsche denn Eros, der alles begonnen.“ (Faust 2, 2. Klassische Walpurgisnacht.) Wiewohl im Irdischen verstrickt, ist das Sehnen der Liebe — wenn auch unbewußt — doch stets auf ein himmlisches Ziel gerichtet: auf das Schöne, das geheimnisvoll mit unserer Seele zusammenstimmt. Dieses Ideal des Schönen hebt uns empor zu reinen Höhen und verheißt uns ein Glück, das wir hier vergebens suchen, einen Frieden, den wir im Hasten des Lebens nicht finden. Dem ernstesten Sucher nach dem Schönheitsideal wird der äußere Schein der Wirklichkeit mit seinen zufälligen Bildungen nicht genügen; nur im Reich der Ideen wird er zu jenem Ideal gelangen, das dem Streben nach Vollkommenheit entspricht. Der wahre, große Künstler wird nicht den Abklatsch äußerer Wirklichkeit darstellen. Sein

Werk wird jenes höchste Ideal zu erfassen und darzustellen suchen, dem die Natur in ihrer Entwicklung zustrebt. Weil dieses Himmlische vor unserer Berührung flieht, in unserer Umarmung zerfließt wie Blütenstaub und Blumenduft, bleibt unsere Sehnsucht darnach ewig ungestillt und der Wunsch, es ganz zu besitzen, es in menschliche Maße und Formen zu zwingen, unerfüllbar. Das stets unbefriedigte Drängen des Herzens nach diesem Licht, das rastlose Bemühen, es zu fassen und zu formen, macht Inhalt und Ziel der Dichtung aus. Sie ist Herz und Seele eines Volkes, der Menschheit. In der Schönheit der Form, die allein ihr rätselhaftes Wesen uns ahnen läßt, sucht sie unseren unzulänglichen Sinnen sich zu offenbaren. — Nirgends sehen wir die menschlichen Kräfte in friedlicherem und neidloserem Wettstreit als auf dem Gebiet des ästhetisch Schönen. Nur das Schöne kann uneigennütziges Wohlgefallen erwecken. Das Gebiet des ästhetisch Schönen im weitesten Sinne des Wortes ist allein zu univ ersaler Betrachtungs- und Behandlungsweise geeignet. Daher muß der Begriff der Weltliteratur hauptsächlich auf die schöne Literatur eingeschränkt bleiben.

Form
und Inhalt

In Farben und Formen gibt sich die Natur zu erkennen. Sowie der Diamant geschliffen erst das Feuer seiner Seele zeigt, ebenso erhält auch die Dichtung nur durch das kunstvolle Gewand ihren eigentlichen Charakter. „Und einzig veredelt die Form den Gehalt.“ (Pandora.) Prosa ist das Spätere, der Inhalt des Kunstwerkes von geringerer Bedeutung. Ein allgemein gültiges Urteil spricht Arthur Schopenhauer aus, wenn er meint: „daß das Verdienst eines lesenswerten Schriftstellers um so größer ist, je weniger es dem Stoffe verdankt, mithin sogar, je bekannter und abgenutzt dieser ist. So z. B. haben die drei großen griechischen Tragiker sämtlich denselben Stoff bearbeitet . . . Das Publikum jedoch wendet seine Teil-

nahme sehr viel mehr dem Stoff, als der Form zu... es liest mehr über, als von Goethe, und studiert fleißiger die Faustsage, als den Faust.“ (Schopenhauer: „Über Schriftstellerei und Stil.“) Ähnlich äußert sich der von Wilhelm Meister bezauberte Novalis über die poetische Form: „es ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Stils ist, welche zur Lektüre uns hinzieht und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmut des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden.“ Auch Goethe steht in seinen „Noten und Abhandlungen zum Divan“ hiermit im Einklang: „Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Inneren; bewußlos begegnen beide einander, und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre. — Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht sein, und hier wird Besonnenheit erfordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich in einander fügen, einander durchdringen.“

„Die Welt ist meine Vorstellung: — dies ist eine Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektierte abstrakte Bewußtsein bringen kann: und tut er dies wirklich, so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde, sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, nur

Subjekt
und
Erlösung

als Vorstellung da ist, d. h. durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstellende, welches er selbst ist.“ (Arthur Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung*.)

Das Subjekt — durch die Sinne mit der Außenwelt verbunden — sammelt und ordnet Empfindungen und Vorstellungen zum Weltbild. Die sinnlich wahrnehmbare Welt ist eine Schöpfung des Subjekts. Es ist ein erhabener und erhebender Gedanke, das Individuum in die Sphäre des Weltbaumeisters gerückt zu sehen. Das Große, das Prometheusche, das Göttliche im Menschen findet in dieser Tatsache klaren Ausdruck. Der Dichter ist ein gottähnlicher Schöpfer. Das Weltbild seiner Dichtung ist von besonderer Wahrheit, Weite und Tiefe; es ist ein Ganzes, wo alles miteinander im Zusammenhang, in richtigen Verhältnissen steht; es ist vor allem aber ein Besonderes, dem Individuum und allen seinen körperlichen und seelischen Anlagen und Lebensumständen Angemessenes. Volk und Menschheit setzen sich aus Einzelindividuen zusammen; in ihrem Wesen tiefer begründet und schärfer umrissen als der Durchschnitt dieser Individuen sind die Dichterindividualitäten. In ihnen offenbart sich Volk und Menschheit am tiefsten und typischsten. Es scheint ein Lieblingsgedanke der Gottheit zu sein, ihre Allmacht in einer unendlichen Vielgestaltigkeit der Dinge zu betätigen. Im Dichter, der reinsten Verkörperung dieses göttlichen Strebens, sehen wir diese Absicht am vollkommensten erreicht. So erklingt denn aus Dichtermunde der Lobgesang des Höchsten seit Jahrtausenden in tausendstimmigem gewaltigem Chor in immer neuen Weisen durch alle Ewigkeit. Wer den Zusammenklang zu hören vermag, wird ergriffen sein von der Gewalt dieser Hymne; das rechte Verständnis hingegen erschließt sich nur dem, der tiefer in diese Welt der Gesänge eindringt und Wesen und Bedeutung der einzelnen Stimmen unterscheidet und erkennt. Das Einzelne darf über der Gesamtheit nicht vergessen werden, neben der Einheit der Völker darf das Nationalitätenprinzip in

der geschichtlichen Entwicklung nicht verkannt werden. Was das Wesen der Nation ausmacht, ist im Dichter am reinsten und schärfsten ausgeprägt: tiefer als andere Menschen wurzelt er im Boden der Heimat und des Volkes, er ist untrennbar damit verwachsen, nur ihm stehen Mittel zur Verfügung, ihren Ruhm würdig zu verkünden. Das Werk des Dichters muß in seiner nationalen Eigentümlichkeit aufgefaßt werden. Die größten Werke der Weltliteratur sind aus nationalem Geiste geboren und zeigen deutlich nationales Gepräge. Lessing hat als deutscher Kritiker und Dichter einen großen Teil seines Lebenswerkes auf nationaler Grundlage aufgebaut. Als Hamanns Schüler sprach Herder das entscheidende und zündende Wort aus, das die Seele unseres größten Dichters entflammte und auf den Weg zur Höhe führte.

Erde und Sonne wirken durch unsichtbar-sichtbares Vereinen ihrer Kräfte im Wechsel von Sommer und Winter, von Tag und Nacht in der lebenden und leblosen Natur ein ewiges Werden und Vergehen. Im Vergehen ist die Gewißheit des Lebens besiegelt: „Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will.“ (Goethe, Eins und Alles.) Das Flüchtige erscheint bleibend und neu in ewiger Wiederkehr. „Weder der Tag noch der Frühling, noch die Liebe werden immer wiederkehrend alt.“ (Goethe, am 6. März 1781.) Aus dieser frischen, nie versiegenden Quelle schöpft die Dichtung. Wie das dumpfe Rauschen der Meereswellen klingen Geschehnisse, Menschen- und Menschheitschicksale in die Jahrtausende hinaus. Aber erst im Bewußtsein werden sie zur Wirklichkeit, erst die zu organischer Einheit zusammengefügt Teile, die in der Dichterbrust gesammelten und zu farbenprächtigem Bild vereinigten Strahlen erhalten Dauer und Bestand. Das so Geformte triumphiert gegenüber der flüchtigen, erdenschweren Erscheinung seines Schöpfers über Zeit und Raum und tritt — zur

Dem
Werden
und
Vergehen
in der
Dichtung

handlichen Scheidemünze geprägt — seine ruhelose Wanderung im Kreislauf der Dinge an. Vom Dichter empfangen, getragen und gestaltet, wird es zum sprechenden Ausdruck seiner Seele und verleiht ihm individuellen Fortbestand, der sonst nur allgemein in der unendlichen Daseinskette zahlloser Geschlechter verbürgt ist. Wie im Frühling alles Blühen von neuem erweckt, so erweckt der Frühling einer jungen Dichtergeneration die alten Weisen zu neuem Leben. Das Subjekt, nicht das Objekt, die Seele des Dichters, nicht der Stoff gibt Anstoß und Ausschlag, hingegen ist die irdische Erscheinung des Dichters schattenhaft gegenüber der unendlichen Dauer seines Werkes. In immer neuer, individueller Beleuchtung, im Wandel der Jahrhunderte dem Zeitgeist angepaßt, versinkt es zeitweilig im Meer des Lebens, um unvermutet an entferntesten Orten jugendfrisch zu erstehen. Hier führt es das bescheidene Dasein einer einsamen Waldblume, seine eigentliche Bedeutung erlangt es aber dadurch erst, daß die Hand des Meisters es als stolze Rose dem farbenprächtigen Strauß oder gar als kostbares Kleinod dem strahlenden Diadem einfügt. Das Genie ist alles, der Stoff ist allgegenwärtig fügsam, das Element seines Schaffens, und bildet die bunten Steine im Kaleidoskop der Weltliteratur. — Von geeigneten geistigen Zentren gehen Wirkungen aus, die weite Gebiete durchdringen und sogar an entlegensten Punkten verwandte Seelen befruchten. Siegfried, die Lieblingsgestalt der deutschen Dichtung, läßt sich über den griechischen Achilles bis in die arische Urzeit nach Indien zurückführen, während die Attilisage aus dem germanischen Mitteleuropa in die altnordische Literatur Aufnahme fand. Wir verstehen Friedrich Schlegel, wenn er zu Paris, ergriffen von der Erkenntnis des großen Zusammenhanges alles geistigen Lebens, wie berauscht ausruft: „im Sanskrit ist eigentlich die Quelle aller Sprachen und aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles stammt aus

Indien, ohne Ausnahme —“. Eduard Griesebach hat in der ihm eigenen anmutig-geistreichen Weise ein anschauliches Bild entworfen, wie die chinesische Novelle „Die treulose Witwe“ durch die Weltliteratur wanderte. Als Schöpfung der Urheimat nimmt sie über das arabisch-türkische Gebiet ihren Weg nach Europa, berührt auf schicksalsreicher Irrfahrt in leichter Wandlung Rom und Spanien, um auf französischem Gebiet um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Voltaires „Zadig“ umkleidet mit der dem Dichter eigenen Grazie aufzutauchen, die Dichtung Lafontaines und Alfred de Mussets zu befruchten, mit der Muse des berühmten Verfassers des „Vicar of Wakefield“, Goldsmith, englischen Boden zu betreten und durch den germanischen Urenkel, den deutschen Dichter Hans von Büchel, nach so vielfachen, den einzelnen Völkern eigentümlichen Versionen in „Diocletianus Leben“ eine Gestalt zu erhalten, die allein auf der weiten Wanderung zurückmündet in die Würde des indischen Geistes. Sogar das französisch-deutsche Tier-epos hat diesem Stoff nicht widerstehen können. Griesebach gibt der großen Tatsache der ewigen, besonders im Geistesleben erkennbaren Wiederkehr überzeugenden Ausdruck, wenn er zusammenfassend seine Ausführungen mit den Worten schließt: „Das ist die Unzerstörbarkeit der künstlerischen Ideen, die geheimnisvolle Kontinuität alles geistigen Lebens. Wie die Herzen zweier Liebenden, die durch Berge, Ströme und Meere getrennt sind, so verstehen und finden sich wieder, auch durch die Ferne der Jahrtausende, die verwandten Geister der Literaturen. Denn sie sind im Grunde eins.“

„Die Sonne lönt nach alter Weise
In Brudersphären Weltgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.“

(Faust, Prolog im Himmel.)

Epochen
geselliger
Bildung

Die pythagoräische Sphärenharmonie stellt ein tief-sinniges, symbolisches Geschehen dar. In der unbeschreiblichen Pracht himmlischer Lichtsphären, deren Mittelpunkt die Sonne einnimmt, erklingt der gewaltige Weltakkord der Himmelskörper, die in lönender Bewegung schweben. Wer dieses unergründliche Wunder ahnend erfaßt, wird in tiefer Ehrfurcht zu Gott hinaufgeführt und fühlt den Hauch der ewig schaffenden, das Weltall belebenden göttlichen Allmacht. Auf diesen übersinnlichen Ursprung und Zusammenhang mag die Dichtung zurückzuführen sein. Wie eine geheimnisvolle Kraft erfüllt und durchdringt sie unser Leben. An äußerlicher Körperlichkeit hängend, ist sie an die irdischen Daseinsbedingungen gebunden. Wo diese gegeben sind, entfaltet sie sich, indem sie Formen annimmt, deren Bedingung nicht Willkür, sondern innere Gesetzmäßigkeit ist.

Mit tiefdringendem Blick hat Goethe dieses Werden erfaßt und mit wenigen Strichen in seiner kurzen Abhandlung „Epochen geselliger Bildung“ anschaulich gezeichnet. In vier Epochen geht darnach die Entwicklung vor sich. Die idyllische Epoche setzt in roher Masse einen engsten Kreis mit intimsten Verhältnissen voraus, wo man nur dem Freunde vertraut, nur der Geliebten singt und Alles häusliches Familienansehen zeigt. Zur Sicherung der Existenz schließt man sich nach außen ab und hält ausschließlich an der Muttersprache fest. — Die zweite, soziale oder zivile Epoche weist vermehrte und ausgedehntere Kreise bei lebhafter innerer Zirkulation unter Einwirkung fremder Sprachen auf. Die Kreise nähern sich, lassen einander ge-

währen, bleiben aber abgesondert. — In der dritten, allgemeinen Epoche ist durch gesteigertes Vermehren und Ausdehnen der Kreise ein Berühren und Verschmelzen vorbereitet. Man begreift, daß Wünsche und Absichten dieselben sind, kann aber die Scheidegrenzen nicht aufheben. — Dem greisen Goethe scheint die vierte, universelle Epoche anzubrechen. Die Kreise der Gebildeten, die sich sonst nur berührten, vereinigen sich. Die fremden Literaturen setzen sich mit der deutschen ins Gleiche, wodurch letztere im Weltlaufe nicht zurückbleibt. — Das Bild zeigt ein oasenhaftes Werden der Dichtung dort, wo tief aus dem Busen der Mutternatur geheimnisvoll Quellen hervordringen, ringsum ein üppiges Wachsen und Blühen der Vegetation hervorrufen und in sich geschlossene Welten bilden, erfüllt von der Weltseele, erleuchtet von der Sonne der Dichtung und widerklingend von der Harmonie der Sphären. Das sporadische der Ausbreitung gleicht der Spiegelfläche des Wassers, welche, an einzelnen Punkten in Bewegung gesetzt, schwingend sich erweiternde Kreise zieht, die sich durch Ausdehnung und Vermehrung der Erregungsstellen nähern, berühren, durch Steigerung der Erregung solche Ausdehnung erlangen, daß sie sich durchschneiden, größere Teile anderer Kreise umfassen, ja von geeigneter Stelle mit höchster Stärke ausgehend die ganze Fläche des Wasserspiegels in sich schließen. — So breiten sich die Literaturen der Völker aus. Mit ihrer Größe und Bedeutung erweitert sich der Bereich ihres Einflusses. „Die großen Literaturen ziehen über riesige Flächen ihre majestätischen Wellenkreise. Sie tauchen plötzlich auf, verbreiten sich in prachtvollen Linien, glätten sich, verschwinden, und der Spiegel der Flut liegt wieder einsam und schlafend da.“ Und in diesen geistigen Welten: „Unzählige Gestalten. in endloser Fülle auftauchend, verschwindend, sich abhebend, wieder verfließend, ein in tausend Farben und Lichtern blinkendes Gewirr von anscheinend freiester Zufälligkeit.“

. . . Der tiefer ins Wesenhafte dringende Blick aber hebt aus dieser Willkür reine Formen hervor, die dicht verhüllt und nur widerwillig sich entschleiern dem menschlichen Werden zu Grunde liegen.“ (Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*.) Auch von den Literaturen gilt Spenglers Wort: sie werden geboren, „wo eine große Seele aus dem urseelenhaften Zustande ewig-kindlichen Menschentums erwacht, sich ablöst, eine Gestalt aus dem Gestaltlosen, ein Begrenztes und Vergängliches aus dem Grenzenlosen und Verharrenden“. Und wenn diese Seele „die volle Summe ihrer Möglichkeiten . . . verwirklicht hat und damit wieder ins Urseelentum zurückkehrt“, dann hinterläßt sie dem immer regen und schaffenden Genius der Dichtung das Unvergängliche ihrer Werke, die dauernden Denkmäler ihrer Vergänglichkeit, die ewigen Bausteine jener Brücken, welche sich stetig vermehrend die Völker zu verbinden und die Menschheit durch fortschreitende Erkenntnis der menschlichen Seele im Höchsten, im Geistigen zu einen berufen sind. —

Brent:

„In einem schlechten, verwahrlosten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäste gesetzt und mich in Grillen vertieft . . . Und so saß ich, den Plan zur Naussila weiterdenkend, eine dramatische Konzentration der Odyssee . . . Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düste, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in ein Element aufgelöst wurden: alles dieses gab Nahrung meinen Vorfällen . . . Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen besseren Kommentar zur Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Anteil.“ (Ital. Reise, Gs. W. Bd. 26, S. 352 ff.) Es ist ein Bild von eigenartigem Reiz und tiefer, sinnbildlicher Bedeutung, Goethe in der Villa Giulia in Sizilien auf klassischem Boden, an sagengeweihter, von

homerischer Poesie umwobener Stätte im Geiste in die Gärten des Allkinos versetzt und mit der Lektüre des Homer beschäftigt zu sehen. Der Germane in heroischer Landschaft tief versunken in die Urwelt der Antike. Das aus griechischem Geiste geborene, den griechischen Geist in klarster Reinheit widerspiegelnde Monumentalwerk der Weltliteratur auf dem Wege, sich dem Geiste dessen zu vermählen, der selbst eine Weltliteratur in seiner Seele trug und diesem geistigen Gebilde den Namen geben sollte.

Im Morgengrauen menschlicher Geschichte war diese gewaltige Dichtung aus glühender Tiefe der griechischen Volksseele hervorgezogen und hatte sich mit unwiderstehlicher Macht über das Abendland bis in die letzten, äußersten Winkel geistigen Lebens ergossen. Als größter Sänger und Volksdichter der Griechen sang Homer, was er gehört, und was er gesehen und lebendig erfaßt hatte, stellte er dar. So umfaßte sein Lied die Gesamtheit griechischen Wesens und Geistes, griechischer Natur und Kultur, das ganze menschliche Leben in seiner bunten Mannigfaltigkeit und seinen tausendfach verschlungenen irdischen Verhältnissen. —

Durch den Geist dieser Dichtung ist das waffengewaltige Rom bezwungen worden, von hier ist die geistige Beherrschung Europas, ja der menschlichen Kultur überhaupt ausgegangen. Auch heute noch nennen wir Kulturnationen nur solche, die aus dem Born klassischer Bildung getrunken haben. Wenn von der Antike gesagt wird, es gäbe in unserer Poesie keinen Vers, in unserer Prosa keinen Satz, der ohne griechische Einwirkung entstanden sei, ja es wirke in unserem geistigen Leben außer den ewigen Naturgesetzen nichts, was nicht griechischen Ursprungs sei, so bezieht sich dieses hyperbolische Urteil letzten Endes auf Homer, den Urgrund der Antike. Die an Homer herangewachsenen Hellenen haben unser Schönheitsideal aufgestellt. Nur solche Formen erscheinen uns schön, die mit dem griechischen Schönheitsbegriff übereinstimmen. Dabei ist das Schön-

heitsideal der Antike nur eines von vielen. Es ist fraglich, ob der Schönheitsinn der Orientalen dem eigentlichen Reiz des Weibes nicht mehr gerecht wird, als der Schönheitsinn der Hellenen und ihrer Schüler.

Bis hinauf in die Zeit Goethes reicht die blinde Verehrung, die slavische Nachahmung Homers. Bezeichnend hiefür ist Kloßens Urteil, der Homer „*summam vim et mensuram ingenii humani*“ nannte und damit jene bekannte Abwehr Herders veranlaßte: „Wer bin ich, daß ich die gesamten Kräfte der Natur wägen und das Maß erfassen wollte, das die Mensur des menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte: so hoch reicht Homer und so hoch kann der menschliche Geist reichen. So sehr ich ihn als die edle Erstgeburt der schönen dichterischen Natur in Griechenland liebe; so gern ich ihn als den Vater aller griechischen Dichter verehere: so blöde bin ich, ihn als den Umfang, als das Maß des menschlichen Geistes zu betrachten: so blöde, es abzuwägen zu wollen, wie auch nur die dichterische Natur ihre Kräfte in ihm erschöpft. . . so lange zittere ich vor dem Urteil: Homer ist die höchste Masse gesammelter Kräfte des poetischen Geistes, das höchste Maß der dichterischen Natur.“

Vielleicht sind die Ursachen der großen Ausdehnung und langen Lebensdauer homerischen Geistes auch darin zu suchen, daß immer wieder andere, neuere geistige Führer unverwandter Völker ihn in der Zeit seines Erlahmens mit neuem, jugendlichem Impuls bis in seine letzten Konsequenzen ausgebaut und angewendet haben. Jahrtausende hindurch hat die Welt Homers ein gemeinsames geistiges Band um die Kulturvölker Europas geschlungen. Die indogermanischen Stämme, durch Wanderungen zerstreut, durch Sonderschicksale zu neuen Einheiten zusammengesmolzen, in ihren Ausbreitungsbestrebungen und Interessegegensätzen durch Kriege entfremdet und verfeindet, sind zum mindesten in den Schichten ihrer Gebildeten im

Geiste Homers über alles Trennende hinweg zu einer gewaltigen geistigen Gemeinschaft zusammengeschlossen worden. Das Verbindende und Einende eines gemeinsamen Dichtungsideales, einer Weltliteratur im Rahmen einer umfassenden Schöpfung der Volkspoesie ist in dieser Großartigkeit kaum übertroffen worden.

Am Geiste Homers haben sich die leuchtenden Fackeln der Führer der abendländischen Menschheit entzündet. An ihrem Verhältnis zur Antike ist die Größe ihres Geistes am besten zu ermessen. Sklavisches Festhalten und Nachahmen ist immer ein Zeichen mangelnden Selbstvertrauens und eigener Schwäche gewesen. Das dichterische Genie ist häufiger als man gewöhnlich annimmt; in vielen Fällen wird es durch mangelnde Achtung und Ehrfurcht vor sich selbst unterdrückt und erstickt. Indem wir nachahmen, handeln wir gegen die Natur, die uns alle als einmalige Wesen, als Originale geschaffen hat. Genie ist Bewußtsein und Betätigung dieser Einzigartigkeit, ist etwas Göttliches. Im Feuer göttlicher Begeisterung reifen große Persönlichkeiten. Sie schöpfen aus eigener Fülle, und Aufnehmen wird bei ihnen zum Einordnen und Unterordnen. Aus eigenem Erlebnis wachsende Achtung und Verehrung des Dichtergenies machen es verständlich, daß Goethe im Gegensatz zu dem befreundeten Gelehrten Wolff so leidenschaftlich und zäh festhält an der heute überwundenen Annahme einer einheitlichen Schöpfung der homerischen Gesänge durch einen Dichter. In seinem Gedichte: „Homer wieder Homer“ hat er dieser Meinung Ausdruck verliehen:

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid.
 Von aller Verehrung uns befreit,
 Und wir bekannten überfrei,
 Daß Ilias nur ein Flickwerk sei.
 Mög unser Abfall niemand kränken!
 Denn Jugend weiß uns zu entzünden.
 Daß wir ihn lieber als Ganzes denken.
 Als Ganzes freudig ihn empfinden.

(Gs. W. Bd. 2, S. 181.)

In Homer fand Herder das geeignete Beispiel, Goethe zu überzeugen, daß die wahre Dichtung als Original zugleich national sein müsse. Für Goethes Dichtergenie war die Antike Anregung und Vorbild, aber nie Fessel und Zwang, sie bot ihm die Form, seine deutsche Seele hineinzugießen. Homer und die Antike sind ihm wie dem gebildeten Europäer überhaupt zunächst begrifflich beigebracht worden, in Italien wurden sie für ihn Leben und Erleben. Die Antike war für Goethe der befruchtende Regen für seine deutsche Saat, Nahrung für den großen Organismus seiner Dichtung. Gerade durch Goethe ist die Antike bezwungen und dem deutschen Bildungsideal untergeordnet worden. Die hellenistischen Orientalen, die Deutschen vor Goethe besaßen als slavische Nachahmer der Alten eine falsche Kultur. Das Genie wird auch durch große Zeitströmungen nicht unterjocht. Aus der Lutherbibel weht uns deutscher Geist entgegen. Goethes Antike ist veredelter deutscher Geist, gesteigertes deutsches Wesen. —

24. 1884

Und wieder im Süden, in den Küstenlandschaften Palästinas, die früh schon im Vordergrund des geschichtlichen Interesses gestanden, sehen wir die Grundlagen großer menschlicher Lebensformen entstehen. Mchtige Gestalten treten an die Spitze eines schwergeprüften Volkes, um es in heißem Selbstbehauptungskampfe zu hoher Machtentfaltung zu führen. In faßbare Lebensnähe gerückt, erscheint das Menschliche dieser Wesen leise, unbemerkt und glaubwürdig ins Göttliche erhoben, groß auch in ihren Schwächen und wahrhaft würdig, Gott von Angesicht zu schauen, unmittelbar aus seiner Hand Gesetze zu empfangen und, auf gleich und gleich gestellt, einen Vertrag mit Jehovah zu schließen, der auf Leistung und Gegenleistung beruht. Es ist eine Zeit der Gottesnähe, der Gottergriffenheit, die in klarem Anschauen und kindlicher Einfalt das Gottesgeheimnis erkennt, den Atemzügen der Gottheit lauscht.

Gottes Geist, Wesen und Wirken tritt da so unmittelbar entgegen, daß uns alles als greifbare Wirklichkeit und Wahrheit erscheint. So ist das restlose Leben in Gott zu erklären, wie es sich in Hiob so erschütternd offenbart. Was das jüdische Volk an Lebensschicksalen erfahren, seine Geschichte ebenso wie seine Dichtung, seine Religion und Kunst, seine Gefühls- und Verstandeswelt hat im Alten Testament einen großartigen Niederschlag erfahren. Planlos sind die ersten Aufzeichnungen entstanden. Aus einer Reihe religiöser Schriften, dem Kern des hebräischen Schrifttums, war das Hochgeschätzte in Jahrhunderte dauernder Auswahl, die erst im Jahre 70 n. Chr. mit dem Untergang der jüdischen Nation abgeschlossen wurde, zum maßgebenden Kanon zusammengefaßt worden. Es ist die einzige, alle Seiten seines Wesens umfassende Urkunde des Judentums, die gerade in ihrer tiefdringenden Ausschließlichkeit ins allgemein Menschliche hinausragt und im Besonderen zum Allgemeinen emporwächst.

Aus dem fruchtbaren Boden des Alten Testaments erwächst das Christentum. Das Gebot der Liebe, in Wort und Tat ausgeführt, ist der einfache Inhalt dieser Lehre. Aus ihm dringen zahllose neue Lebenskeime hervor. Von der Begeisterung der Apostel wird die neue Heilsbotschaft weit über die Grenzen Palästinas hinausgetragen. In schnellem Laufe dringt sie zu den alten Kulturstätten vor. Mit Rom ist das Herz des alten Europa gewonnen, von dem aus durch das römische Verkehrsnetz wie durch Schlagadern das Blut der neuen Lehre an die Peripherie getrieben wird. Eine weitverzweigte Literatur spinnt sich um die Person des Erlösers. Jahrzehntelange Auswahl stellt endlich aus der großen Schriftenzahl den neutestamentlichen Kanon fest. Damit ist die Bibel abgeschlossen. An ihr entzündeten sich die Geister der Menschheit. Sie steht fortan im Brennpunkt des geistigen Lebens und bildet die Grundlage einer neuen Kultur und Sittlichkeit, neuer staatlicher und gesellschaftlicher Formen.

Mit der Ausbreitung nimmt die Trübung des Evangeliums zu. Im Kampfe dagegen wächst zur Klärung des Glaubensinhaltes und zur zeitgemäßen Ausbildung des Lehrbegriffs eine christliche Literatur an, die ins Ungemessene anschwillt und sich bis in unsere Tage ungemindert erweitert.

Die Bibel bildet den Ausgangspunkt der christlichen Kunst. Die Raffael, Michel-angelo, Lionardo, Rembrandt, Grünewald, Dürer, Holbein stehen mit ihren Schöpfungen auf diesem Boden. Im Dienste der christlichen Kirche hat die abendländische Baukunst ihre höchste Entfaltung erreicht. Noch enger verbunden mit der christlichen Kirche ist die Musik, die auch heute noch einander in wechselseitiger Anregung befruchtet. Aus den kirchlichen Mysterien ist das neuzeitliche Drama hervorgegangen; ein großer Teil seiner Stoffe ist der christlichen Religion und der christlich orientierten Welt entnommen. Die Lyrik hat im Kirchenlied eine weitverzweigte Vertreterin und die divina Comödia, Parzival, das verlorene Paradies und der Messias bilden Höhepunkte der epischen Dichtung. Der sprachliche Einfluß der Bibel macht sich erst an der mittelalterlichen Prosa, besonders an der Sprache Luthers bemerkbar. Die hohe sprachbildnerische Kraft, die von der großen, starken Persönlichkeit ausgehende Vermittlungs- und Uebersetzungsarbeit Luthers hat den fremden, von einer andersgearteten Rasse herrührenden Einfluß der Bibelsprache nicht ganz auszuschalten vermocht. Goethe fällt in Leipzig durch den biblischen Einschlag seiner Sprechweise auf: „Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen unterzagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Hersackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen“ (Dichtung und Wahrheit, 6. Buch). Bei Wieland, Herder,

Schiller, im 2. Teil des Faust stoßen wir häufig auf biblische Wendungen. Selbst das jüngste Deutschland: Hauptmann, Holz, Schlaf u. a., hat sich nicht ganz von der Sprache der Bibel lossagen können. — Hinsichtlich der inneren Form hat die biblische Poesie etwas ganz Neues in die Weltliteratur gebracht. Die frei hinströmenden Zwiegespräche der Seele mit Gott, das rückhaltlose Offenbaren der Gefühle vor dem Allmächtigen, die aus vertrauensvoller Hingabe fließenden Herzensergüsse finden wir sonst in der antiken Literatur nirgends. Die eigenartige Kraft des Psalm 8 ist charakteristisch für die Poesie des Alten Testaments:

Jehovah, unser Gott, wie herrlich ist dein Name
In aller Welt!
Dein Lob schallt über die Himmel empor!
Vom Munde der Kinder und Säuglinge
Hast du dir eine Burg des Lobes bereitet,
Deinem Feind entgegen, an der er erliegt.
Denn schau ich deine Himmel an,
Sie, deiner Finger Werk,
Den Mond, die Sterne, die du, Herr, bereitet:
Was ist der Mensch, daß du an ihn gedenkst?
Das Menschenkind, daß du ihn so bedacht?
Zunächst den Elohim gestellt,
Hast du mit Ehr und Hoheit ihn gekrönt,
Hast ihn zum Herrn gemacht von allen deinen Werken,
Hast alles ihm zu Füßen dargelegt.
Sein sind die Herden groß und kleiner Tiere,
Des Feldes Wild ist sein,
Des Himmels Vögel und die Fische im Meer
Und was die Bahn der Fluten geht.
Herr, unser Gott, wie herrlich ist dein Name
In aller Welt!

Das sprachliche Bild, der klare, sinnfällige Spruch.
das anschauliche, lebensfrische Gleichnis Jesu. Sie bleiben

unübertreffliche Muster für die Weltliteratur. Auch die moderne Literatur aller Kulturvölker steckt hier tief in der Schuld der Bibel. Die Kirche spendet heute wie vor tausend Jahren ihre Gnadengaben, umgeben und unterstützt von christlicher Kunst, Musik und Dichtung. Wir begreifen die Bedeutung der Bibel als religiöser, Kultur- und literarhistorischer Faktor, wenn wir verfolgen, wie sie Jahrhunderte um Jahrhunderte den Menscheng Geist geformt und die Völker in gleichmäßiger Beeinflussung einander näher gebracht hat. Der Gedanke der Gotteskindschaft hat an völkerverbindender Kraft nicht seinesgleichen. Indem die Bibel diese ganze große Gedankentwelt umfaßt, stellt sie eine geschlossene Weltliteratur dar. —

Im Gegensatz zu anderen Religionen, die bald in ihrer Ausbreitung erlahmten, geht von der Bibel ein starker Geist, ein Wille aus, der seine Macht über die ganze Erde ausdehnt. Eine unermüdliche, gut organisierte Missionsarbeit ist eifrig bemüht, die Menschheit mit dem Geist der Bibel zu erfüllen. Sie ist in mehr als 560 Sprachen übersetzt. Seit dem 18. Jahrhundert arbeiten Bibelgesellschaften und Bibelanstalten rastlos an der Verbreitung der Bibel. Diese Einrichtungen finden sich heute in allen Kulturstaaten. Die von Freiherrn von Cannstein 1710 zu Halle gegründete Anstalt hat bisher mehr als zehn Millionen Bibeln hergestellt; bis zum Jahre 1895 hat die am 7. März 1804 zu London gegründete „Britische und Ausländische Bibelgesellschaft“ 143 Millionen Bibeln in alle Welt versendet. Im Jahre 1925 betrug der Gesamtabsatz an Bibeln und Bibelteilen zehneinhalb Millionen in 556 Sprachen. Während des Weltkrieges wurden von deutscher Seite sechseinviertel Millionen, von der „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft“ 40 Millionen Bibeln verbreitet.

Man spricht mit Recht von einer geistigen Welt Herrschaft der Bibel. In ihrer reinen Atmosphäre ist

Goethe aufgewachsen. Die Bibel hat früh seinen Blick auf das Weite, Große und Erhabene gerichtet. In Dichtung und Wahrheit, 1. Buch, bekennt er: „Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und wert: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder die andere Art wirksam gewesen.“ Goethes Verehrung der Bibel beruht auf tiefem Verständnis und richtiger Einschätzung ihres Wertes. Deutlich geht dieses aus seinen Worten hervor: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Werte. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Geschichte eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse, bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt.“

Asien ist das uralte Quellgebiet unserer Kulturströmungen. Als weitestes Becken kulturfähiger Menschenrassen ist es eine fruchtbare Pflanzstätte großer Religionen und Lebensanschauungen von jeher gewesen. Die halbinselartige Angliederung Europas an Asien, die unsern Kontinent als unbedeutenden Ausläufer des größten Erdteiles erscheinen läßt, ist vielleicht ein äußeres Zeichen innerer, geistiger Abhängigkeit.

Früh haben die großen Völker des Morgenlandes für ihr Geistesleben entsprechende literarische Formen gefunden. Die ostasiatischen Kulturvölker zeigen bei sanftem Charakter große Neigung zur Ruhe, zum Dulden und Gehorchen, Züge, die sich auch in ihrer Literatur widerspiegeln. Das Reich der Mitte hat für seine ungeheuren

Asien

Menschenmassen rasch die seinem Wesen eigentümlichen Kulturformen ausgebaut. Ein unberrückbar fester Kanon stellt den Begriff des Klassischen seines Schrifttums fest und legt ihn in der Praxis als maßgebend und verpflichtend der Beurteilung zu Grunde. Confucius und Laotse sind Angelpunkte dieser Geisteswelt.

In hohem Maße tritt der quietistische Zug bei den Indern hervor. Brahmanismus und Buddhismus sind die typischen Ausdrucksformen dieser Seelenverfassung. Stille Schwermut, nach Erlösung sich sehnende Lebensmüdigkeit lagert drückend und hemmend auf der Gesamtlebensführung dieser Menschen. Die Lotosblume mit ihren saftiggrünen, runden Blättern, ihren rötlich-weißen Knospen und wunderbaren Blüten, die wie mit einem grünseidenen Mantel die dunklen Fluten der Flüsse in dichten Mengen bedeckt, ist in ihrem ruhigen Dahinträumen auf dem Wasserspiegel das Sinnbild der Erlösungssehnsucht des Inders. Als Ziel dieser Sehnsucht erscheint ihm ein Zustand schlummernden Bewußtseins, ein rätselhaftes, leidenschaftsloses und wunschloses Halbwachen, eine unbefreibliche Seligkeit, — Nirvana. Die Romanfil sah in Indien das Zauberland träumerischer Weisheit. Indiens „Sakuntala“ hat Goethes enthusiastische Bewunderung erregt. Fr. Schlegel, Schopenhauer, Rückert und andere deutsche Geisteshelden haben hier reiche Anregung gefunden. Rabindranath Tagore und Gandhi sind moderne Vertreter dieses Kulturkreises.

Die Westasiaten, deren fanatischer Willensimpuls im Koran so recht zu Tage tritt, haben in alter und neuerer Zeit bewunderungswürdige Proben einer unbändigen Ausdehnungskraft geliefert. Bedeutende Länder Asiens haben die Perser ihrer Herrschaft unterworfen und gewaltige Heere mit hartnäckiger Ausdauer bis nach Afrika vorgetrieben. Alexanders Weltreich vereinigte noch einmal für kurze Zeit alle diese Ländereien. Von glühender

Begeisterung getrieben, drangen die Araber — unsere Lehrmeister der Mathematik und Astronomie — im Dienste des Islam über Nordafrika und Gibraltar in unaufhaltsamem Zuge nach Spanien vor, um dann bei Xeres de la Frontera durch Karl Martell in ihrem kühnen Siegeslaufe eingehalten zu werden. Jahrhunderte hindurch haben die Türken, — um von Hunnen-, Mongolen- und Tartareneinfällen abzusehen —, Europa in Atem gehalten. Die Belagerung von Wien, die lange dauernde Beherrschung Osteuropas sind Beweise kühnen, türkischen Unternehmungsgeistes. Und umgekehrt ist die abendländische Menschheit zur Zeit der Kreuzzüge wiederholt auf großen Heerfahrten mit dem morgenländischen Geist in Berührung getreten und hat dadurch reiche Früchte des Fortschritts gewonnen.

Die geistigen Strahlen dieses buntbewegten Lebens scheinen sich zum Brennpunkt vereinigt zu haben in den lieblichen Tälern des iranischen Hochlandes, dort, wo sich das Gebiet des einst so mächtigen Perserreiches ausbreitet. In diesem zusammenfassenden Mittelpunkt, an der „Stätte des Paradieses des jugendlichen Menschen, im Ursprungslande aller menschlichen Kultur“, waren die bewegenden Ideen Asiens zusammengelassen, und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade hier die Verschmelzung des sittlich-poetisch-kulturellen Gehaltes des Orients erfolgte. Im südwestlichen Persien, wo in lieblicher, wohlbewässerter Mulde, umgeben von grünem Gelände und duftenden Rosengärten, von Weinbergen und Obstthainen, die Stadt Ispahan liegt, von der die Dichter verkünden: „Ispahans Frühling berauscht die Sinne“; wo in einem von Rosenfeldern und Weingärten begrenzten Gebirgskessel in ewiger Frühlingsluft und Frühlingspracht, die köstliches Rosenöl und feurigen Wein zeitigt, Schiras liegt, die Heimat des bekannten und größten Dichters des Orients, Hafis, war der von Natur aus gegebene würdige Boden für die mannig-

faltige Saat. Hafis ist das dichterische Sprachrohr dieser großen Welt. Seine mit Himmelsliebe gepaarte Erdenfreudigkeit, seine auf Einfachheit und Geradheit ruhende Wahrheit, die hinreißende Glut seiner Leidenschaft, die kindliche Reinheit und Klarheit seines Gemüths, der geheimnisvolle Tiefsinn seiner Gedankenwelt, die weltumfassende Größe seiner Seele sind zugleich Züge der Seele Asiens. Im Gefühl der Größe seiner Kunst sang er von sich selbst:

„O Hafis! Dir gebührt der Dichtkunst Preis,
Dich tadelt nur, wer selbst nichts kann und weiß.“

In einer Zeit, wo Despoten die Welt in Bewegung setzten und ringsherum Reiche zusammenstürzten, bewahrt er den Frohsinn und die Heiterkeit seines Gemüths und erweist sich auch dadurch als Goethes Ebenbild, als dessen „Bruder aus der Vorzeit“. Wie viel hat das Leben, Dichten und Schaffen des alternden Goethe, in dessen Seele die Lieder des Divan keimen, mit dem persischen Dichter gemein! Kriegerisch bewegte Zeiten, leidenschaftlich ausgewählte Völker, unruhig zwischen Westen und Osten hin- und herflutende, wild erregte Heeresmassen erschütterten die Ruhe Europas aufs schwerste. Unter Napoleon wälzen sich westeuropäische Heere nach dem Osten, um an den Toren des Orients: in Moskau, Syrien und Agypten unmittelbar den Geist des Orients zu atmen. Und als die Staaten Europas sich gegen Napoleon verbanden, da waren im Völkerheere der Verbündeten auch Asiaten, die über Deutschland nach Paris vordrangen. Unter den durch Weimar durchziehenden russischen Truppen befanden sich Baschkiren islamischen Glaubens. „Im Horsaale des protestantischen Gymnasiums zu Weimar wurde mohametanischer Gottesdienst gehalten und die Suren des Korans hergemurmelt.“ Am 5. Januar 1814 schreibt Goethe dem Oberhauptmann von Trebra in Frei-

berg: „Wir haben der baschkirischen Andacht beigewohnt, ihren Mulla (Geistlichen) geschaut und ihren Prinzen im Theater bewillkommt.“ Am 22. März 1814 erwähnt Goethes Tagebuch den Besuch eines „kleinen Baschkiren“, der ihm einen Bogen und Pfeile verehrt. In seinem eigenen Hause macht sich islamische Religion und Roheit breit. Lebhaft mußte er sich erinnert fühlen an Timur und seine Horden, die Vernichter der uralten arabisch-persischen Kultur. In dieser Zeit und seelischen Verfassung wird Goethe Timurs berühmter Zeitgenosse, Hafis, in Hammers Übersetzung bekannt. Wie Hafis sucht auch Goethe sich abzusondern von einer Zeit entfesselter nationaler Leidenschaft des napoleonischen Krieges. In den Fernen des Orients sucht er heiteren Lebensgenuß. Unter Persern und Arabern, in den Ländern der versteinerten Fortdauer patriarchalischer Urzeit, hofft er ein vornationales, rein menschliches Gemeinschaftsgefühl genießen zu können. Vielen alten, überflüssigen Ballast wirft er ab, um in abermaliger Verjüngung zu den Urzuständen, zur Natur zurückzulehren.

So entsteht Goethes Divan. Eine neue, große Welt hatte Goethe in dem Morgenlande aufgenommen und innerlich verarbeitet. Dieses Ringen um den geistigen Besitz des Morgenlandes bezeichnet einen wichtigen Abschnitt auf seinem Weg zur Weltliteratur. Indem der deutsche Dichter Goethe eine fremde geistige Welt durchdrang, fremde Formen mit eigener Seele durchlebte und eine ganze, außereuropäische Welt in sich aufnahm, hatte er die Grundbedingungen einer Erweiterung der deutschen Literatur zur Weltliteratur geschaffen. Die reife Frucht dieses Bemühens, der Divan, bedeutet eine Wiedergeburt, eine Neubelebung des Abendlandes mit Bildungselementen des Morgenlandes und ist das erste, weithin sichtbare Denkmal der deutschen Weltliteratur. Aus der Verschmelzung der Gedankenwelt des

Abend- und Morgenlandes ergab sich als natürliches Produkt eine Weltliteratur, die auch begrifflich immer klarer vor seine Augen rückte. Goethe-Hafis, Napoleon-Timur — letztere Typen des Dämons der Herrschaft — diese in die Augen springenden großen „west-östlichen Analogien“ haben gewiß bestimmend auf die Benennung seines west-östlichen Divans eingewirkt. Nicht individuelles Leben, sondern den Typus, das Urphänomen der Poesie, der Sittlichkeit und der Religion wollte er uns im Divan geben, die menschliche Einheit, die bleibenden, verbindenden „Elemente der getrennten Erdteile des Orients und Occidents“, eine Weltliteratur in menschlich faßbarem Rahmen. Im Bewußtsein völliger Seelenharmonie schöpft er aus diesem Urquell asiatischen Geistes die Seele dieser Welt, um sie mit seiner Seele zu west-östlicher Gemeinschaft zu verschmelzen und dadurch den großen Gedanken einer die ganze Menschheit verbindenden Weltliteratur zu versinnlichen. Im Buche Hafis seines Divans findet dieser Gleichklang der Gemüther, diese symbolische Vereinigung überzeugenden Ausdruck:

„Und mag die ganze Welt versinken!
 Hafis mit dir, mit dir allein
 Will ich wetteifern! Lust und Pein
 Sei uns, den Zwillingen, gemein!“

Ossian

„Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt . . .“ (Goethe: Die Leiden des jungen Werther.) Mit geringer Einschränkung gilt dieses Wort für das ganze Zeitalter Goethes und die Romantik der deutschen Literatur. Der gebildete Westen steht lange Jahrzehnte unter dem Eindruck der Lieder Ossians. Im Norden setzt diesmal die Bewegung ein. Aus

dem Nebellande der Stürme wehen Schauerwinde herüber. Sie verdüstern den Westhimmel der europäischen Literatur und erfüllen ihn mit seinem brausenden Klage-ton. England, Frankreich und besonders Deutschland werden mächtig erfaßt und in nachhaltige Erregung versetzt. Es sind wunder-same Töne, wie sie in dieser Art zum ersten Male an das deutsche Ohr schlugen, und — aus verwandtem Empfinden herrührend — gleichgestimmte Herzen zum Mitschwingen bringen.

Die Frage der Echtheit der Lieder Ossians hat hier nur untergeordnete Bedeutung. Ihr Stoff entstammt der altirischen Sage, die bis in das 3. Jahrhundert zurückreicht. Der heftige Widerstreit der Meinungen hat zu der Annahme geführt, daß James Macpherson aus galischen Originalhandschriften geschöpft habe, wenn auch gewisse Änderungen des Textes der Lieder durch die Hand des Dichter-Übersetzers nicht unwahrscheinlich sind. Die Gestalt Ossians, des greisen, erblindeten Sängers der Vorzeit, ist nicht historisch.

Weitausgreifend war die Wirkung Ossians. Klopstock und Herder sind seine Verkünder in Deutschland gewesen. Ihnen erscheint Ossian als ein Dichter „voll Hoheit, Unschuld, Einfalt, Tätigkeit und Seligkeit des menschlichen Lebens; seine Gesänge mit ihren kurzen, starken, männlich abgebrochenen Bildern sind Lieder des Volkes u. zw. eines ungebildeten, sinnlichen Volkes.“ Erst als „Ossians Lieder Wehmut sangen und seine schwermütigen Heldenlieder sich über die vom Herbstnebel verhüllten Täler und Berge Germanias ergossen“, wurden Klopstocks deutsche Bardcn im Haine Tuiscons zum Leben erweckt. Ihre Vorbilder sind die Gestalten der grauen, irischen Urzeit, sowie sie in der trüben, schwermütigen, grauig erhabenen Nebelwelt Ossians erstanden.

Einft wurde Ossian als größter Dichter gepriesen. Herder stellte ihn Homer und Shakespeare gleich: ja man

verglich die schwermüthigen großen Landschaften, den erhabenen Klage-ton dieser Lieder geradezu mit der Ursprünglichkeit des Volksliedes. An Ossians Liedern hat sich Goethes Liebe zum Volkslied entzündet. Für Friederike übersehte Goethe die Gesänge der Selma aus Ossian. Der Uebersetzungsversuch von Ossian fand im Werther Aufnahme. Die trübe, düstere Welt Ossians tritt an einem Wendepunkt an Stelle der schönen, hellen Welt Homers in den Gesichtskreis Werthers und führt ihn zum Entschluß des Selbstmordes.

Vielleicht ist die ganze Zeitrichtung, die Epoche des Sturmes und Dranges, zu der Rousseau die Lösungsworte in seinem Evangelium der Natur, seiner Lehre vom Rechte des Individuums ausgesprochen hatte, mit durch den Geist der Ossianslieder begründet worden. Ossian—Rousseau—Goethe — jeder in seiner Art — als Urheber, Prophet und Bildner, die Schöpfer des Sturmes und Dranges. Wenn Hamann, Herder und Goethe, die großen Schüler Rousseaus, aus dem Satz: „Alles ist gut, so wie es aus den Händen des Schöpfers herborgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen“ die äußersten Folgerungen ableiteten und in den Urzuständen Homers und den schlichtesten Verhältnissen der Landleute die eigentliche glückliche Atmosphäre der Menschen sahen, so waren dieses Ideale, wie sie sich vorbildlich bei Ossian finden.

Ein nordischer Hauch weht aus Ossians Liedern; er befruchtet die britischen, französischen und deutschen Geister zur gemeinsamen Schöpfung einer wichtigen Epoche der Weltliteratur. Es ist als ob es sich auch hier um eine Regung der Weltseele handle, die ihre Wellen gleichmäßig und einheitlich über Länder und Meere schlage und in dem Harfenspiel menschlicher Seelen wieder erklinge -- ein Leben und Weben des Geistes, das weder örtlich noch zeitlich gebunden ist und willkürlich sein wundervolles, rätselhaftes Spiel zu treiben scheint. Wir können es nicht faß-

sen und erklären; reine, selbstlose Freude ist alles, was der Einsichtige, der Weise daraus als seinen Gewinn buchen kann.

In großer Zeit hat Shakespeare gelebt. England ^{Shakespeare} hatte aus den Händen der geschlagenen und gedemütigten Spanier die Weltmacht an sich gerissen. Die wildbrandenden Wogen eines durch ungeahnte kriegerische und politische Erfolge aufs höchste gesteigerten Volkslebens hatten auch der wissenschaftlichen und dichterischen Kultur des England Elisabeths einen mächtigen Anstoß gegeben und den Boden für einen Genius bereitet, der, in seiner Auswirkung auf spätere Jahrhunderte übergreifend, die ganze gebildete Welt in den Wellenkreis seines tiefgehenden, nachhaltigen Einflusses einschloß.

Es ist atembeklemmend, den Lebensgang Shakespeares auf dunklen Umwegen zu verfolgen. Fünf unter Verträge und sein Testament gesetzte Namenszüge seiner Hand, kleinere erzählende Dichtungen, von ihm selbst herausgegeben, sind die einzigen unmittelbaren Spuren seiner irdischen Laufbahn. Spät, fast hundert Jahre nach seinem Tode, erscheint seine erste, kurzgefaßte Lebensgeschichte. Keine Zeile Manuskript ist uns von ihm erhalten geblieben. Nach seinem Tode erst sind seine Dramen gesammelt worden, zum Teil aus Rollenabschriften, von fremder Hand für den Gebrauch des Theaters angefertigt. Wie leicht hätten die Werke dessen verloren gehen können, der während einer verhältnismäßig kurzen Lebensdauer von 52 Jahren in göttlicher Erleuchtung scheinbar so mühelos und selbstverständlich schuf, daß er in „souveräner Gleichgültigkeit gegen seinen Nachruhm“ mit keinem Wort in seinem breit angelegten Testament ihrer gedenkt. Wie unerseßlich wäre dieser Verlust gewesen! Wie viel an ursprünglicher, in ewigen Typen der Menschheit sich offenbarender Gestaltungskraft wäre zu beklagen, wenn die Lear, Hamlet, Othello, Richard III., Falstaff nach kurzem, flüchtigem Bühnendasein

wieder in das Meer der Vergessenheit zurückversunken wären! Shakespeares Gestalten sind heute Gemeingut der zivilisierten Menschheit, so gut wie Achilles und Patroklos, Agamemnon, Helena, Moses, Abraham, Hiob, Siegfried und andere Heroen, die aus der ungeheuren schöpferischen Geisteskraft ganzer, großer Kulturvölker geboren wurden. Es wäre für die Literaturforschung wertvoll zu wissen, wie der sein Leben gestaltete, der zu den größten aller irdischen Menschen zählte, der, kaum ins Grab gelegt, zu neuem, unsterblichem geistigem Dasein erwachte, so daß sich die dürrstigen Spuren seines Erdenwandels nach seinem Tode zu einer gewaltigen Geschichte der Wirkung seines Geistes, der geistigen Geltung dieses „Monarchen des Menschengeschlechtes“ erweiterten. In immer größeren und deutlicheren Umrissen, in immer lebendigeren und frischeren Farben ist seine wunderbare Gestalt aus seinen Werken vor die Augen der Menschheit getreten und hat sich in spätem, langsamem, aber unwiderstehlichem Siegeslaufe über Großbritannien, Nordamerika, die germanisch-skandinavischen Länder, über Frankreich, Spanien, Italien, die romanischen und ebenso die slavischen Völker die geistige Beherrschung der Kulturstaaten der Erde errungen. „Was er geschrieben, hat nicht nur auf die Gemüter der Lesenden in allen Ländern eingewirkt: es hat das Seelenleben der Denkenden, Dichtenden, Schreibenden geformt und kein Sterblicher hat wie er in dem Zeitraum zwischen der Renaissance und unseren Tagen Umtwälzungen und neue Anfänge in den Literaturen der verschiedensten Völker hervorgerufen. Geistesrevolutionen sind von ihm ausgegangen, — von seiner Verbtheit, seiner Kühnheit, seiner ewigen Jugend, und sind wieder in seinem Namen beigelegt worden, — kraft seiner Gesundheit, seiner Mäßigung, seiner ewigen Weisheit.“ (Brandes, William Shakespeare.)

In seiner Hamburgischen Dramaturgie hat Lessing das moderne deutsche Geistesleben auf Shakespeare gestellt

und die Lösung zu seiner rückhaltlosen Anerkennung und Verherrlichung gegeben. Von tiefster Überzeugung gefragt sind seine Worte: „Auf die geringste seiner (Shakespeares) Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!“ Auf Lessings Bahnen wandeln Hamann und Herder; auch sie sehen in Shakespeare den Bruder des Sophokles, da beide auf natürlichem, nationalem Boden erwachsen sind. Vollends zum vorbildlichen deutschen Dichter wurde Shakespeare durch die Übersetzungen Schlegels und Tiecks.

Aus dieser reinen, klaren Quelle, die ihm Herder entdeckte, hat der junge Goethe getrunken. Außer der echt shakespeareischen Kraft des Götts deuten auch andere unmittelbare Zeugnisse darauf: Das Haushaltsbuch von Goethes Vater verzeichnet am 14. Oktober 1771 eine Shakespearefeier im eigenen Hause. Für Herders ausgebliebene Abhandlung über Shakespeare schreibt Goethe den Aufsatz: „Zu Shakespeares Tag“ und liest ihn gelegentlich der Feier vor. Hier stehen die aufschlußreichen Worte: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeit Lebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert...“ Bewundernd blickt er zur Größe Shakespeares hinauf: „Er weitete mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe — darin liegt's, daß wir unsere Brüder verkennen, -- und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft.“

Der alte Goethe zieht dann in dem Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende (1813—16)“ das Ergebnis seiner

Beziehung zur Welt Shakespeares und findet darin Worte von ewiger Geltung für ihr Wesen und ihre Bedeutung. Die Fühlung mit dem großen Lehrmeister der Menschheit hat Goethe wohl nie verloren, dafür sprechen Zeugnisse aus den verschiedensten Epochen seines Lebens, die immer wieder den Gedanken durchklingen lassen: „Er ist der Vertraute Gottes“; vor seinen Werken steht er wie „vor den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals“. In den wichtigsten Abschnitten seines Lebens empfängt Goethe Wärme und Licht von dem Doppelgestirn: Lida (Frau von Stein) und William (Shakespeare), er bekennt es in den Worten:

„Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank ich, was ich bin.“

Friedrich
der Große

„Und so war ich denn auch preussisch oder, um richtiger zu reden, preussisch gesinnt: denn was ging uns Preussen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte.“ (Dichtung und Wahrheit, 2. Buch, S. 51, 25.) So dachte und fühlte man nicht nur in Deutschland, auch England und Italien, ja Frankreich, Rußland und Oesterreich theilten diese allgemeine Bewunderung Friedrichs des Großen. Sein Ruhm leuchtete weithin und trug den deutschen Namen in alle Länder. Auf seiner Italienreise hat Goethe unmittelbar erfahren, wie die Gestalt des großen Preußenkönigs die Gemüther erfaßte, wie sie von der Phantasie des fremden Volkes mit einem Sagenneze umspinnen wurde. (Ital. Reise, I. S. 131.)

Durch den Dreißigjährigen Krieg war Land und Volk der Deutschen verödet und verarmt. In den deutschen Landen waren Lied und Gesang verstummt. Erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts regt sich allmählich neues Leben. Während an der großen Blüteperiode der mittelalterlichen deutschen Poesie der Norden wenig beteiligt war,

erwuchs nun in der norddeutschen Ebene ein von den Hohenzollern gegründeter Staat, der rasch zum europäischen Machtfaktor erstarkte und das Schwerkgewicht des deutschen Lebens nach dem Norden verlegte. Friedrich II. ist der Vollender dieser neuen Großmacht, ein deutscher Held, der, in französischer Sprache erzogen, zu Gottsched sich äußerte: er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen und spreche das Deutsche „comme un cocher“. In den Jahren seines Werdens fand er eine ihm angemessene deutsche Sprache nicht vor. Französische Bildung war ihm mit Wissen und Willen seines Vaters, der sonst alles Fremde haßte, als allein erstrebenswertes Bildungsideal übermittlelt worden. Von einer fremden geistigen Welt umfungen, in ihr nur das rein Geistige suchend, steht er leiblich und seelisch mitten im deutschen Volksleben als Begründer der deutschen Nation, als Schöpfer der modernen deutschen Geisteskultur. In den Kämpfen mit den mächtigsten Staaten seiner Zeit wächst er durch seine Erfolge zu überragender, weltbestimmender Größe und rückt mit einem Male sein Volk in den Vordergrund des Weltgeschehens. Seine durch erfolgreiche Tat errungene Größe wird zum würdigen Objekt deutschen dichterischen Schaffens. Er weckt die deutsche Dichtkunst aus ihrem Dornröschenschlaf, indem er ihr Ziel, Inhalt und Mittelpunkt gibt. Friedrichs Tat ist das neubelebende Element der deutschen Dichtung. Goethe selbst ist der beste Zeuge dieses Sachverhalts. Als frühreifer Knabe hatte er den Siebenjährigen Krieg miterlebt und an sich und seiner Umwelt unmittelbar die Wirkung von Friedrichs Persönlichkeit erfahren. In „Dichtung und Wahrheit“ hebt er die Kernpunkte dieser Entwicklung scharf heraus und führt an verschiedenen Stellen folgendes aus: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt und zwar ein nationeller: an Talenten war niemals Mangel.“ . . . „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich

den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen“ . . . „In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen“ . . . „Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte.“ Mit Recht ist betont worden, zur Zeit Friedrichs habe niemand dazu beigetragen, die deutsche Nation als solche zu schaffen und von ausländischem Einfluß zu befreien, als er, zugleich sei aber niemand im ganzen Lande gewesen, der weniger Freude, Genuß und Erhebung und geistige Nahrung aus dem neuen Geistesleben der Nation gewann, als er. Im Jahre 1780 erschien seine Schrift „de la littérature Allemande.“ Er klagt darin über den harten und rauhen Klang des Deutschen. Ergreifend tritt uns hier die Größe in ihrem tragischen Los der Vereinsamung entgegen. Offenbar wußte er nichts davon, daß deutsche Dichter da waren, die Werke wie „Götz von Berlichingen“, „Clavigo“, „Werthers Leiden“ und „Iphigenie“, wie „Nathan der Weise“, „Die Räuber“ geschrieben und in sinnfälliger Weise die Kraft und den Wohlklang der deutschen Sprache aller Welt bezeugt hatten. An liebevoller Teilnahme und Fürsorge konnte es dem nicht fehlen, der in seinen letzten Lebensjahren noch eingehend verfügte, wie die deutsche Muttersprache gepflegt werden sollte und einen festen Glauben an eine Fortentwicklung des deutschen Geistes hatte, wofür er die materiellen Grundlagen legte.

Nicht ohne Rührung lesen wir die Schlußworte seiner Schrift: „die zuletzt Gekommenen übertreffen zuweilen die Vorangegangenen; das kann auch mit uns geschehen, rascher als man denkt . . . Wir werden unsere klassischen Autoren haben, jedermann wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird geschehen können, daß sich unsere Sprache, geläutert und vervollkommenet, um unserer großen Schriftsteller willen von einem Ende Europas zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie Ihnen an, sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht sehen, diese Hoffnung unterlagt mir mein hohes Alter. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von weitem, aber ich werde nicht hineinkommen.“

Diese „schönen Tage unserer Literatur“ waren schon angebrochen. Die Gestalt Friedrichs umstrahlt die Morgenröte eines neuen, gewaltigen Aufleuchtens des deutschen Geistes, welcher in der eben einsetzenden klassischen Periode der deutschen Literatur seine höchste Entfaltung findet. Zu sehr befangen von Vorurteilen, vielleicht zeitlich auch zu nahe gerückt an die Vorboten dieser neuen Zeit, konnte ihr Begründer sie nicht erkennen und übersehen.

Wie durchdringend ist sonst der „kalte Strahl seines prüfenden Blicks“ (Freitag) in der unermesslichen Weite seiner Interessensphäre! Wie klar ist das Licht, das von seinem Geiste ausgeht und alle Dinge scharf und hell beleuchtet! Wie ein Leuchtturm in finsterner Nacht sendet es seine Strahlen in die fernsten Länder. In diesem Lichte sehen nicht nur Preußen, sondern ganz Deutschland und schließlich die Völker Europas die Welt. Indem er die Schwäche seiner Feinde erkennt und durch die Tat erweist, sieht er zugleich die „gesunde aufstrebende Kraft, die in seinem Lande und Volke der Zukunft entgegenharrt, er entjesselt, leitet und stärkt sie und siegt

mit ihr für sie“. So fließen aus seiner Lebenserfahrung natürlich und von selbst zum erstenmale wieder die Worte vom Vaterland: „Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben.“ . . . „es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für mein Vaterland kämpfe.“ Dem Eindruck dieser weithin klingenden Worte haben sich auch die fremden Nationen nicht entziehen können. Vaterlandsliebe und Nationalstolz schwellen wie ein Frühlingshauch nunmehr klar und bewußt die Herzen der Völker.

Aus diesem Geist sind die modernen europäischen Nationalliteraturen herausgewachsen. Die leuchtende wärmende Sonne Friedrichs hat ihr Werden gefördert. Aus dem Geist geboren, strebt das Körperliche vergeistigt zur Idee hinauf. Friedrichs Werk beflügelt in seiner geistigen Auswirkung die deutsche Dichtung, die beispielgebend sich des Zeitgeistes bemächtigt und zu einem vielstimmigen, gewaltigen vaterländischen Chorgesang der Völker anschwillt. Friedrich läßt die Völker ihre nationale Eigenart auch im geistig-dichterischen Schaffen wiederfinden, sein Geist trägt die deutsche Dichtung seines Zeitalters und hat die Weltichtung für lange Zeit bestimmend beeinflusst.

Hamann —
Herder

„So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.“ (Goethe, Götz von Berlichingen.) Durch die Welt unseres Gefühls sind wir mit dem All verbunden. Schrankenlos umspannt sie die Schöpfung und vereint sich über dem Sternenzelt mit jenem räthelhaften Wesen, von welchem Werden und Sinn der Wunder des Weltalls ihren Ausgang nehmen. Kunst und Religion sind in gleicher Weise auf diesen Ursprung zurückzuführen. In der Gestalt des Heilands, in seinem Evangelium der Liebe hat dieses Gefühl unvergängliche Formen gewonnen, die alle unsere irdischen und menschlichen Verhältnisse in ihren

tausendfälligen Beziehungen zu Familie, Volk und Menschheit bildend beeinflussen. Wo dieses Gefühl, in einfachsten Zustände und Verhältnisse zurückreichend, unmittelbar aus dem Wirken und Weben der Natur seine Nahrung nimmt, da gestalten sich Dinge, die in ihrem Werte und in ihrer Dauer der Natur und ihren Gegenständen gleich kommen.

Das Herz ist der Sitz menschlicher Lebensenergien. Aus dem Gefühl dringen die weltbewegenden Impulse der Menschen. Große geistige Bewegungen sind immer von gefühlsstarken Personen ausgegangen. Unser mechanisches Zeitalter krankt an Gefühlsangel. Die Menschheit, welche gegenwärtig „entmenslicht“ ist, wird ihre reine Würde, ihr wahres Menschentum erst dann wieder erlangen, wenn das Gefühl in unserem Leben wieder die ihm gebührende Bedeutung erlangt. Auch die Wiedergeburt unserer deutschen Dichtung ist aus den Tiefen des menschlichen Gemüts herzuführen. Am Eingang dieser neuen großen Epoche steht die Gestalt des „Magus des Nordens“, Hamann. Erfüllt von einer tiefwurzelnden Liebe für „Ursprünglichkeit und Naturnähe“, für „alles Anfängliche, Ursümliche, Wurzelhafte“, dringt er zu der Ueberzeugung vor, daß alle großen Errungenschaften nicht ein Ergebnis des Verstandes und der Vernunft, sondern der „schöpferischen Kraft des Gefühls, der Sinnlichkeit und der Phantasie“ seien: „Leidenschaft allein gibt Abstraktionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; — Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge.“ (Hamann, Aesthetica in nuce.)

In dem religiösen Leben findet er diese Anschauung bestätigt. Nur die Poesie, „die Sprache der Götter“, vermag es, religiöses Leben, wie es in seiner höchsten Entfaltung uns im Christentum entgegentritt, auszudrücken. In der „Echtheit, Kraft und Glut ihrer Sinnlichkeit“ liegt die Größe einer Dichtung. Die Bibel enthält höchste Poesie; ihr Ursprung und ihre Wirkung weist auf das Gefühl hin. „Bilder und Gleichnisse sind der natürlich-einfache und unmittelbare Ausdruck

des gehobenen und erregten Zustandes, der religiös gestimmten Seele.“ Als leuchtendes Vorbild gilt das jüdische Volk, denn seine „Art religiös zu erleben und dichterisch sich auszudrücken ist ureigenthümlich für das Wesen der Religion“.

Unvergänglich und ewig mustergültig steht für ihn Shakespeares Genie da. Formlos und ungestüm drängt er auf Originalität und erkennt bei allen Völkern den ewig sprudelnden Quell der Dichtung und Kräfte, die unmittelbar aus dem reinfließenden Strahl trinken. Im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit hat Goethe Hamanns ungeordnete Gedankenwelt in folgenden Worten zusammenfassend dargestellt: „Das Prinzip, auf welches die sämtlichen Äußerungen Hamanns sich zurückführen lassen, ist dieses: Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Uebersieferung durch Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es gibt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung.“

In das Dunkel seiner „sokratischen Denkwürdigkeiten“ hat Hamanns Schüler Herder Licht hineingetragen. Selten ist ein Lehrer von seinem Schüler so tief erfaßt und trotz allem Lückenhaften und Zusammenhanglosen seines Fühlens und Denkens in seinem Streben so folgerichtig ergänzt und fortgeführt worden. Dafür hat der Schüler von diesem Lehrer in kurzer Zeit all das empfangen, was den späteren Kern und Inhalt seiner großen, erfolgreichen und bahnbrechenden Lebensarbeit ausmacht. Die unklare und formlose Gefühls- und Ideentwelt Hamanns gewinnt unter den

Händen Herders vollendete und abgeschlossene Gestalt. Mit Hamann teilt er die „Gefühlsinnigkeit und Leidenschaft des Erlebens“ und bewahrt darüber hinaus sich den klaren Blick für das Wesen der Dinge und die Fähigkeit der formricheren Darstellung. Gegenüber Hamanns Forderung, alle menschlichen Leistungen aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen zu lassen, betont Herder den Gedanken und die überall hervortretende natürliche Tatsache des Vereinzelten, Anfänglichen, des Werdens und der Entwicklung. Werden und Entwickeln sind organisch, beide beruhen auf ursprünglicher Anlage, die sich in der Zeit auswirkt. Die Gesamtheit der Lebensäußerungen eines Volkes: die nationale Eigenart ist auf dem Wege der Entwicklung der Einzel- sowie der Volksindividualität die große Etappe, die keinesfalls umgangen werden kann und die die natürliche, breite Grundlage für alles menschliche Schaffen bildet, das nur selten hinausragt in die reinen Höhen der Humanität.

Auch an dem Kunstwerk tritt die Idee der Evolution deutlich hervor: es trägt die individuellen Züge der örtlichen und zeitlichen Umstände und der darin weitverwurzelten Persönlichkeit seines Schöpfers. Das Nationale d. i. das Volkstümliche im Gegensatz zum Patriotischen mit seiner feindlichen Einstellung gegen das Fremde allein ist der Boden, auf dem im Rahmen der Zeitfolge wahre Dichtungen entstehen können. Daraus entspringt, weil es ein Individuelles ist, ihre unendliche Mannigfaltigkeit.

Schon früh zeigt Herder geschichtliches Verständnis für die dichterischen Erscheinungen der verschiedenen Völker und Zeiten. Er richtet dabei sein Augenmerk auf das jedem Lande und jeder Zeit Eigentümliche. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten entdeckt er die dichterische Schöpferkraft der menschlichen Seele. Sie bildet die ewige Quelle der Volkspoesie, der in ihrer Farbenpracht und Vielgestaltigkeit unerschöpflichen und unmittelbaren dichterischen Offenbarung der Volksseele. Die „Stimmen der Völker in Lie-

bern“ sind das klassische Beispiel für seine neue Ansicht über das Wesen der Poesie, die Goethe in Straßburg, wie er selber im 10. Buch von Dichtung und Wahrheit bekennt, so tief und entscheidend beeinflusste: „Ich ward mit der Poesie von einer ganz anderen Seite, in einem anderen Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie gaben das Zeugnis, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer.“

Bei aller Freude an dem Einzelnen, trotz aller lebhaften, liebevollen Versenkung in die Seele eines jeden fremden Liedchens, die er mit seinem Anempfinden in der deutschen Nachbildung festhält, weitet sich sein scharfer Blick über und von dem Einzelding zur Übersicht der Gesamtheit. Sein prüfendes Auge unterscheidet streng das Unbedeutende, Flüchtige von dem Großen, Unvergänglichen, indem er geheime Zusammenhänge wahrnimmt, welche in der Verschiedenheit das Gleiche, in der Mannigfaltigkeit das Gemeinsame, in der Vielheit die Einheit erkennen lassen. „Trotz aller Veränderlichkeit ist das Menschengeschlecht ein und dieselbe Gattung; die Menschen sterben, die Menschheit dauert fort.“ Wo sich die Stimmen der Einzelnen vereinen zum gewaltigen Gesang des Volkes, wo die dichterische Kraft eines ganzen Volkes in einer großen Persönlichkeit zur Entfaltung gelangt, da ragen ihre Schöpfungen, wenn auch versehen mit allen Merkmalen des Individuellen und Nationalen, in die Ewigkeit empor. Das Zufällige, Individuelle und Nationale verblaßt in der Vergänglichkeit alles Irdischen, um als Ganzes die ewigen Ideen der Menschheit um so leuchtender hervortreten zu lassen, je mehr es ursprünglich erfüllt war von echtem Blut

und Geist des Muttervolkes. Die Volksdichtung, Homer und Shakespeare sind sprechende Zeugen dieser neuerkannten Wahrheit. —

Aus dem Stimmengewirre der Nationen hört Herder den alles überklingenden Oberton heraus und erkennt das Internationale und Zeitlose wahrer Größe. „Daran lasse uns nie zweifeln. Was bloß auf Nationalgeschmack, auf sogenannter patriotischer Parteilichkeit . . . beruhet, fliegt auf der großen Wage, die über allen Völkern schwebt, bald aufwärts. An jenem Läuterungsfeuer, das Zeiten nach Zeiten immer feiner durchglüht, hält es bald die Probe nicht aus und verdampft.“ (Herder.) Im Sinne der romantischen Auffassung entstehen dort allein, wo die Entwicklung aus zeitlich-nationalen Verhältnissen über das Zeitliche und Nationale in den reinen freien Äther der Menschlichkeit hinausreicht, Schöpfungen der Weltliteratur; ihre Pforten erschließen sich nur den größten dichterischen Offenbarungen der Menschenseele.

So heben sich vor dem geistigen Auge Herders, des ersten Vertreters des literarischen Kosmopolitismus der Deutschen, die dunklen Umrisse der Weltliteratur ab, ohne Klar erkannt und ausgesprochen zu werden.

Es bleibt Herders größtes Verdienst, Goethes Lehrer gewesen zu sein und ihn darauf hingewiesen zu haben, daß nur auf der Grundlage des Nationalen und Individuellen eine wahre Kunst bestehen könne. Unser größter Dichter, dessen Schöpfungen mit zu den Ewigkeitswerten der Weltliteratur gehören, ist an Herders Hand durch die Gunst des Schicksals früh und ohne Irr- und Umwege zu den Quellen hinabgestiegen, die ihm unmittelbar die Kraft seines Volkes zuführten und aus dem gesundflutenden Leben von Heimat und Volk zur Unsterblichkeit emportwachsen ließen. So ist der Dichter des Faust in seinem ganzen Schaffen und Sein, wenn auch Weltbürger, so doch Deutscher geblieben. Nur auf deutschem Boden, mitten aus dem

deutschen Geist allein konnte der deutsche Goethe zum Goethe der Menschheit werden.

Im 10. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ finden wir aufschlußreiche Worte dankbarer Erinnerung an den Lehrer seiner Jugend: „Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Reim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage geriet, alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu kompletzieren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern.“

Aus tiefstem Gefühl einer entscheidenden Stunde für seine innere Entwicklung heraus schreibt der Straßburger Goethe an seinen neugetwonnenen, bei seinem krankhaften Zustande oft schroff abweisenden Freund, an den Reformator der geistigen Welt Deutschlands: „Herder, Herder! Bleiben Sie mir, was Sie mir sind. Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ichs sein, es gern, es treu sein . . . Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Ich lasse Sie nicht los, ich lasse Sie nicht, und sollte ich lahm darüber werden!“ (An Herder, 1771.)

Der junge
Herder

Am 23. April 1616 starben Shakespeare und Cervantes, die Führer der englischen und spanischen Renaissance. Hamlet und Falstaff, Don Quixote und Sancho Pansa sind unverwischbare Spuren ihres irdischen Daseins und ihrer unübertroffenen Schöpferkraft. Der Gewaltigere von beiden, William Shakespeare, war, gleichsam als Ersatz für den größten Künstler der italienischen Renaissance, den unsterblichen Bildner schwermütig-tragischer Gestalten, im Todesjahre Michel Angelos geboren. Humor und Satyre des großen Spaniers, das gewaltige Pathos des italienischen Künstlers vereinigte in ungeheurer Erweiterung und Steigerung menschlicher Fähigkeiten und Größe Shakespeare in sich. Ihm war es bestimmt, alte

Götzen zu stürzen und eine neue geistige Welt für die Menschheit zu schaffen. Vielleicht war die Fassungskraft seiner Zeitgenossen zu eng und zu schwach, als daß von dem Lichte seiner Erscheinung aus ein großes allgemeines Leuchten über die zivilisierte Menschheit sich hätte ergießen können. Auf mehr als hundert Jahre schob sich die Wirkung seines Geistes hinaus, über ein Jahrhundert hinweg, das die Völker Europas zum Teil in slavischer Abhängigkeit von überlebten Idealen, zum Teil in tiefer geistiger Finsternis sah. —

Als der große Brute heimgegangen war, stand das Mutterland der Renaissance, Italien, im Banne religiösen Verfolgungswahns. Am 17. Februar 1600 noch hatte auf dem Campo di Fiore zu Rom Giordano Bruno, der unheilige große Gottseher, den Feuertod erlitten. Der größte Naturforscher Italiens, Galileo Galilei, konnte am 22. Juni 1633 als 68-jähriger Greis und Gefangener des Inquisitionspalastes in Rom nur durch öffentliches, feierliches Abschwören der kopernikanischen Lehre dem Scheiterhaufen entgehen.

Dem äußeren Glanze der Regierung Ludwig XIV., durchwärmt von dem milden Schein des Diergestirns Moliere, Racine, Boileau und La Fontaine, fehlt es vielfach nicht an tiefen Schatten innerer und äußerer Unduldsamkeit und Gewalttätigkeit. Einsam leuchten im Dämmersehein westlicher Kultur die hellen Lichter Murillos, Bacons, Hobbes und Miltons, in besonders schönem Glanze die Rubens und Rembrandts, letzterer zugleich Zeuge einer geistigen und künstlerischen Volkskraft, die einen besonderen Ausdruck fand in der hochentwickelten Bücherkultur, wie sie durch die alte Buchhändler- und Buchdruckerfamilie Elzevier in Leiden und Amsterdam begründet und zu höchster Blüte geführt wurde.

In den östlichen Grenzgebieten europäischer Kultur dehnte sich geistiges Odland aus. Im Herzen Euro-

pas, in den deutschen Landen, die wenige Jahrzehnte zuvor die Führung im Kampfe um die Freiheit des Geistes und Glaubens in starken Händen hielten, hatten finstere Mächte religiösen Fanatismus' ihre unheimlichen, verheerenden Kräfte entfaltet. Unter den Tritten gewaltiger Heere erdröhte Deutschlands Boden. Die Asche des Kriegsbrandes erstickte das deutsche Leben. Im Sande der furchtbaren Einöde versiegte der deutsche Geist, nur zu einem letzten, schaurigen Trauergesange raffte er sich noch auf, zum „Abenteuerlichen Simplicissimus“. Dann tiefe Totenstille. Über Deutschlands geistigen Gefilden lagerte eisiger Winter.

Doch nur unserem im Irdischen befangenen Auge mag sich hier das Bild des Todes mit allen Zeichen des Untergangs und der Auflösung darbieten. Wer tiefer in den Sinn und die Kräfte des Weltgeschehens eindringen könnte, würde hierin vielleicht ein stärkendes Ausruhen, eine vorbereitende, schöpferische Stille, eine in diesem Schlasse neue Energien sammelnde Entspannung, ein Lockern und Abbrechen alter Beziehungen und überholter geistiger Zusammenhänge zu freiem, von Vorurteilen unbehindertem Aufwärtstreben, ein Vergehen und Sterben zu neuem, herrlicherem Auferstehen, einen in den Tiefen der Weltseele sich still vollziehenden Übergang zu neuem, großem Sein erblicken. Denn wie im Winter die Natur unter der weißen Schneedecke ausruht und für ein neues, starkes Erwachen Kräfte sammelt, so regte sich auch hier unter der Totenhülle neues Leben und über dem neuerstärkten, fruchtbaren deutschen Boden erstrahlte die belebende Frühlingssonne der Dichtkunst der ausgleichenden Gerechtigkeit, eines gütigen Geschicks zufolge am schönsten und wärmsten dort, wo rohe Kriegsgewalten am furchtbarsten gewüthet hatten. Im Zeitalter des Rokoko erwacht in ausgleichender und politisch bedingter Abwechslung gegenüber der mittelalterlichen Blüteperiode im Süden

nun in den nördlichen Theilen Deutschlands ein Keimen und Sprießen, das in fröhlichem Wachstum über Günther, Haller, Hagedorn, — über Bodner, Breifinger, Gottsched, Liscow, — über Rabener, Gleim, Kleist, Rammler — und endlich über Winkelmann, Lessing, Klopstock, Wieland, Herder rasch in unserer klassischen Dichtung seinen Höhepunkt erreicht.

In der alten Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt am Main hat die Wiege des Vollenders dieser Entwicklung gestanden. Aus den Tiefen der Volksseele haben sich in reinsten Harmonie alle Züge des deutschen Wesens in jener lichten Gestalt zusammengefügt, die in sich das Idealbild des deutschen Volkes verkörperte und berufen war, ein einendes, geistiges Band um das zerrissene deutsche Volk zu schlingen. Ein Naturphänomen bietet sich hier unserem Auge dar. Es weist im Entstehen und Werden auf das Leben einer Pflanze hin, die in ihrem Gedeihen von den Bedingungen des Bodens, des Klimas und den durch die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse gegebenen Glücksumständen abhängt.

Es ist eine lockende Aufgabe, die Ursachen und Einflüsse bloßzulegen, die, aus der Geschichte des eigenen Volkes und aus der Geistesgeschichte der Menschheit herrührend, dazu beigetragen haben, daß eine so vollkommene Entfaltung deutschen Wesens und des menschlichen Geistes möglich wurde, wie sie uns in Goethe entgegentritt. In der Geschichte der Menschheit steht der Fall einzig da, daß die Anlagen und Einwirkungen, die sich im Wechsel von Zeit und Ort in vielfacher Verschlingung beim Werdegang einer großen Persönlichkeit bildend und bestimmend vereinen, so klar und übersichtlich zu Tage liegen wie bei Goethe. Aber keine Epoche seines Lebens läßt uns die Goetheforschung im Unklaren, am hellsten ist jenes Licht, das seine eigenen, ausführlichen Aufzeichnungen verbreiten. Sie zeigen, wie in frühester Jugend glückliche Lebensumstände große, far-

benprächfige Eindriücke in seiner Seele zurücklassen, wie die Kraft der Heimat und des Elternhauses seinen Geist strafft und weitet. Wir beobachten den Jüngling und Mann in zähem, großzügigem Ringen um den Besitz all der hohen Kulturgüter, welche die Menschheit in Jahrtausende langem Bemühen erarbeitet und kommenden Geschlechtern überliefert hat. Wir sehen im Einordnen all der gewaltigen Kulturkreise, wie sie in Homer, der Bibel, Hasis, Ossian und Shakespeare abschließende Form erhielten, den Kreis seines geistigen Wesens ins Ungemessene sich dehnen und weiten. Wir sehen den rastlos und umsichtig tätigen Pionier in gewaltiger Lebensarbeit alle diese großen Kulturströmungen in seine Seele leiten und seine Seele dadurch zur Seele der Menschheit erweitern. So wird der Goethe-Geist zum Menschheitsgeist, die Goethe-Dichtung zur Menschheits- und Weltichtung, — wofür er selbst zum erstenmale Inhalt und Namen zugleich bewußt gebildet hat — dementsprechend auch Goethe-Forschung zur Menschheitsforschung. Jeder Schritt, der uns der Erkenntnis seines Wesens näher bringt, gewährt uns zugleich einen tiefen Einblick in das menschliche Wesen. Wie viel überlieferte menschliche Größe wäre in so allseitiger, scharfer Beleuchtung in nichts zerflossen! Bei Goethe erstrahlt mit zunehmendem Licht und tiefer dringender Erkenntnis das Leuchten seiner Riesengestalt in um so hellerem Glanze. Wir finden in ihm all die Eigenschaften vereinigt, die das Wesen des Deutschen und im besonderen des deutschen Dichters bilden: die wunderbare Kraft des Gefühls, eine bis ins hellseherische gesteigerte Klarheit des Denkens, zielsicher eine Phantasie beherrschend, die schwungvoll, in lebendiger Frische und Farbenpracht den unermesslichen Bereich seiner Seele umspannt, die Wundergabe seiner wohlklingenden, frei hinströmenden Sprache, die in schöpferischer Kraft sich dem hohen Flug des Gedankens und der Phantasie schmiegsam angleicht, und schließlich die männlich-starke, besonnene Tat-

Kraft, alle diese außerordentlichen Fähigkeiten zusammenzufassen zu gewaltiger Gestaltungskraft.

Die Eigenschaft rastloser Tätigkeit und weiser Ordnungsliebe geht auf den Vater zurück. Wenn anders J. P. Melchior's Darstellung richtig ist, hat der Vater das herrliche Rund der Stirne, Augen und Nase, sicherlich auch die Gestalt an den Sohn vererbt. Die eigensinnig an die eingezogene Oberlippe angepreßte Unterlippe versammelt das germanische Langgesicht und verleiht ihm den Ausdruck innerer Festigkeit. Es ist die zähe Beharrlichkeit, die unerbittliche Konsequenz, welche den wegen des Mißerfolges gelegentlich seiner ersten Amtsbewerbung verletzten Mann überhaupt auf die Beamtenlaufbahn verzichten ließen und das in seinem Rechtsempfinden gekränkte Familienoberhaupt zu feindseligen Ausfällen gegen den Grafen Thoranc veranlaßte. Als Abkömmling einer aus dem deutschen Norden stammenden Handwerkerfamilie, die eine Ahnengreihe von Schmieden, Schneidern und Gastwirten aufweist und sich durch eisernen, aber auch freudlosen Fleiß allmählich zum Wohlstand emporarbeitete, ist ihm von vornherein eine strenge Lebensauffassung, eine einfache und zurückgezogene Lebensweise und unermüdliches, pflichtmäßiges Handeln eigen.

Die strenge Lebensführung des treusorgenden Familienvaters greift auch auf die Erziehung der Kinder über. An dem Beispiel des Vaters lernt der junge Goethe früh den Wert einer regelmäßigen Arbeitseinteilung erkennen, um später dann in strenger Folgerichtigkeit das Gebäude seines großen Lebens und Schaffens aufzuführen. Der Vater ist der natürliche Vermittler und Pfleger all der geistigen und sittlichen Kräfte, die, aus dem deutschen Bürgertum als natürliches Erbteil angestammt, in unermüdlichem Fleiß, in dem Bemühen, das Gewonnene zu prüfen, harmonisch an das schon Erarbeitete anzugliedern und durch ordnende Tätigkeit zur freien Übersicht des Ganzen zu ge-

langen, zum Ausdruck kommen. Der praktische Sinn, der durchdringende, auf das Reale gerichtete Blick, welcher unseren größten Lyriker befähigte, zugleich als Naturforscher klar und objektiv das Leben zu betrachten und ein tatkräftiger, umsichtiger Berater seines Fürsten zu sein, deutet auf seine norddeutsche Abstammung von hart mit dem Leben ringenden, gewerbetreibenden Ahnen, von einem ernstesten, musterhaften Vater.

Ein lebhaftes Interesse für Kunst und Kunstbestrebungen hat der Vater zeitlebens betätigt. Immer wieder finden wir in seinem Tagebuch beträchtliche Summen für Anschaffung von Gemälden und Kupferstichen verzeichnet. Der sonst schweigsame Mann findet begeisterte Worte, wenn er den Kindern von seiner Italienreise und den bei dieser Gelegenheit gewonnenen Kunsteindrücken erzählt. Früh mag sich unter diesem Einfluß bei dem Sohne die Sehnsucht nach jenem Lande der Verheißung geregt haben, das für seine Entwicklung so entscheidend werden sollte. Wenngleich diese Zeichen aus dem engen Kreise des Täglichen, Zeitlichen hinausweisen auf das Große, Ewige, so trifft doch diese Bedeutung des Vaters hinter seiner eigentlichen Bestimmung, der Vermittler aller erdnahen, bürgerlichen Tugenden seines Volkes beim Sohne zu sein, vollständig zurück.

Den Wurzeln und dem Stamme des Baumes gleich, die tief mit dem nährenden Boden der Mutter Natur verbunden aus ihrem Schoße die geheimnisvollen Kräfte seines Wachstums beziehen und ihm zugleich die kräftige Stütze, den unbeugsamen Halt verleihen, steht der Vater im Leben Goethes da, während die in reine Höhen hinausragenden Äste mit ihren Blättern und Blüten, die mit Himmelsluft und Sonnenschein ihr duftiges Dasein nähren und — indem ihr Sein dem Ätherblau zustrebt — sich mit dem All vermählen und aus seinen unendlichen Weiten die unsichtbaren, ewige Frische und Jugend verleihenden Zauber-

Kräfte aufnehmen, ein treffendes Sinnbild der Mutter darstellen. Friedrich Gundolf wird ihrer Bedeutung als Vererberin und Erzieherin des Sohnes nicht gerecht, wenn er von ihr sagt: „Sie war nicht — wozu man sie wohl aus Dankbarkeit gegen die Mutter des Halbgottes machen wollte — eine übergewöhnlich begabte oder gar geniale Frau . . .“ Wer ihre Briefe liest, wer sieht, wie sie mit tiefem Verständnis die gewaltige Laufbahn des großen Sohnes begleitet, wie sie durchdringend und klar fassend dem Dichten und Handeln des Sohnes auch dort zu folgen imstande ist, wo die Welt verständnislos zurückblieb oder mit herkömmlichem Maß messend beurteilte, der wird ihr weder übergewöhnliche Begabung, noch wahre Genialität absprechen können. Ihre hohe Geistigkeit ist von einer natürlichen, frischen Urwüchsigkeit, die keinesfalls der damals allgemein und überall stehenden Schulbildung zuzuschreiben ist.

In ihrem tiefen Gemüte, ihrer heiteren Lebendigkeit, ihrem regen Interesse allen Wissenszweigen gegenüber gibt sie sich als Tochter einer süddeutschen Gelehrtenfamilie zu erkennen. Fast im Kindesalter dem 21 Jahre älteren Vatten angetraut, hat sie trotz mancher Sorgen und Mühen des Alltags die sonnige Heiterkeit eines naiven Naturkinds zeitlebens bewahrt. Aus der Mädchenzeit der Mutter weiß der Sohn zu berichten: „In ihrer Familie wurde sie Schwester Prinzess wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit und Liebe zu Kleiderpracht und Leserei genannt.“ Auch der Vattin und Mutter füllten die Geschäfte des Haushaltes den Tag nicht aus: „das ist nun gerade mein Casus nicht“, sie spricht von ihrer „starken Natur, die nach wichtigen und tüchtigen Begebenheiten“ verlange. Die wunderbare Tiefe und Kraft ihres Gefühls, ihre frische, weitausgreifende Phantasie schlingt innige Bande um ihre Lieben und führt sie in leichtem Fluge ins Zauberland der Märchen, das sie in unerreichter Gestaltungskraft und lebenswarmer Lebendigkeit vor die entzückten Augen ihrer Kinder stellt. Sie selbst schreibt

über ihr Erzählerfalent: „Mährgen erzählen ist, unter uns, meine Brillante Seite“ . . . „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, großes und Kleines, Wahrheit und Mährgen. So wie ich in einen Cirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“ Was sie tut, spricht und schreibt, atmet Persönlichkeit, aufgebaut auf einer Gefühlsinnigkeit, die mit liebevoller Duldsamkeit die Schwächen der Menschheit hinnimmt und verzeiht. „Ich habe die Menschen sehr lieb“, bekennt sie Frau von Stein, „und das fühlt alt und jung, gehe ohne Pretention durch diese Welt und das behagt allen Ewensöhnen und Töchtern, — hemoralisiere niemand, — suche immer die gute Seite auszuspähen, — überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bey dieser Medoce befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ Die Reinheit und Größe ihrer Gefühlswelt offenbart sich in einer tiefen, kindlich-naiven Frömmigkeit. Ihr ganzes Sein ruht auf dem festen Grunde eines unerschütterlichen Gottvertrauens, das in größter Not und Bedrängnis ruhig und heiter zu Gott wie zu einem liebenden Vater emporblickt, der alles zum besten der Menschen lenkt und leitet. Alle Sorgen und Gefahren, alle Gegensätze und Widersprüche zerfließen in dem Lichte dieses kindlich-reinen Glaubens und verwandeln sich in die Ruhe, Zufriedenheit und Heiterkeit ihrer harmonisch ausgeglichenen Frohnatur. So umfassen Gefühl und Phantasie bei ihr Nähe und Weite mit gleicher Innigkeit, Wärme und Kraft, sie stellen den Einklang zwischen Alltag und Ewigkeit her. Mütterliche Vererbung und Beeinflussung führen den jungen Goethe in das Zauberreich der Phantasie und öffnen früh den Blick für das Wunder des Daseins. An der Tiefe und Wärme des mütterlichen Gefühls erwacht und erblüht das zarte Gemüt des Sohnes und öffnet sich zu liebevollem Umfassen von Menschheit, Welt und Gott. Gefühl und Phantasie, von der Mutter gepflanzt

und gepflegt, sind die treibenden Mächte in Goethe, die den Blick aus irdischem Staub und Nebel auf das Ewige richten, die Kräfte zu unvergänglichen Schöpfungen beflügeln und früh Auge und Seele weiten für das unendliche Geisterreich der Weltliteratur. Ihre durch einen vom Vater erbten Hang zum Über sinnlichen gesteigerte religiöse Anlage hat Frau Rat auf den Sohn übertragen und damit die Schwingkraft zu seiner Faustdichtung ihm in das Herz gelegt. In frühester Jugend schon regt sich der durch die Mutter vermittelte tiefreligiöse Sinn in dem Sohn, der sein „zum Schöpfer sich aufsehendes Gemüt“ in dem aufsteigenden Rauch des „aus den schönsten Stufen der Mineraliensammlung des Vaters hergestellten Altars“ zu Gott emporrichtet, der als Kind schon in liebevoller Vertiefung in die Bibel wohlthuende Sammlung und beglückenden Frieden fand und in geistlichen Oden und Liedern sein tiefreligiöses Gefühl bezeugte. Der Schöpfer des Begriffs der Weltliteratur hat von der weniger mit Erden schwere behafteten Mutter den freien, hohen Gedankenflug zum Universum. An dem nüchternen Wirklichkeitsinn des Vaters findet dieser Zug ins Unendliche seine natürlichen Schranken. In planmäßiger Erziehungsarbeit führt der Vater das unstet scheinende Wesen des gottbegnadeten Sohnes zu ruhiger Festigkeit und zielbewußter Ordnungsliebe. Indem der strenge Lehrer von dem begabten Sohne Außerordentliches verlangt, die Mutter hingegen diese Härten abschwächend eine freie mühelose Betätigung seiner Talente fördert, vereinigen sich die Eltern in glücklicher Ergänzung zu gemeinsamer erzieherischer Beeinflussung der natürlichen Anlagen ihres Kindes; Goethe selbst hat diese Anlagen in den Anmerkungen zu Rameaus Neffen treffend kennzeichnet: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher verein-

zelten und angeedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht.“

Die Reiffensteinsche Zeichnung bietet uns ein Bild der Aussicht vom Dachstock des Goethehauses. Die weite Landschaft schließen am Horizonte die Höhen des Taunusgebirges ab; eine fruchtbare Ebene liegt weitausgebreitet vor unseren Augen da. Aus der alten Stadtmauer ragen zwei Türme: das Galgentor und die Galgenwarte empor. Im Gartenzimmer des zweiten Stockes „war“, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit erzählt, „mein liebster zwar nicht trauriger, aber doch sehnstüchtiger Aufenthalt. Über jene Gärten hinaus, über Stadtmauer und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen.“ Wie oft mag dieses Bild das klare, helle Auge des Knaben von dem beengenden Alltäglichen auf die Weite des großen, erhebenden Anblicks gelenkt und im Gefühl der Einsamkeit den sehnstüchtigen Blick nach innen auf ein ihm von Natur gegebenes „Ernstes und Ahnungsvolles“ gerichtet haben! Wie anregend und nicht weniger groß war das, was das Goethehaus in seinem Innern umschloß! Wie vielfach und dauernd verwoben mit Goethes Gedächtnis sind die Stiegen, Ecken und Fenster des Treppenhauses, die geräumigen Zimmer der Wohnung, wie sie sich für Spiel und Ernst dem Knaben darboten! Wie mag sich der Horizont des Knaben geweitet haben, als ihm die Großmutter durch das Geschenk des Puppentheaters eine neue Welt künstlerischer Gestalten öffnete. Die Betrachtung der Kunstsammlungen des Vaters, die Arbeiten der durch den Vater und später durch Graf Thoranc beschäftigten Künstler, die vielen geistvollen Menschen, die in Goethes Vaterhause aus- und eingingen, und schließlich die neuen Lebens- und

Geistesformen, die mit der französischen Besatzung hier einzogen und sich für lange Zeit heimisch machten, wie tiefgehend und nachhaltig mögen alle diese Einflüsse gewesen sein auf ein empfängliches Gemüt, in welchem ein günstiges Geschick die Wunder einer außerordentlichen Begabung mit den Einflüssen so vieler äußerer Glücksumstände vereinigte. Dieses Haus, aus dem der Erneuerer und Einer des deutschen Geisteslebens seinen Weg in die Welt nahm, stand dazu in einer Hauptstraße der alten Kaiserkrönungsstadt Frankfurt am Main.

Städte und ihre Einwohner stehen zu einander in inniger Wechselbeziehung und beeinflussen sich in ihrem Wesen und Charakter. Menschen geben ihren Städten Gestalt und Geschichte, Städte drücken ihren Einwohnern den Stempel ihrer Eigenart auf. Wie viel an Eigenleben und eigenem Schicksal strahlt jedes Haus in das Gesamtbild einer Stadt aus! Wie viele Menschen — gewöhnliche und eigenartige, stolze und gedrückte, edle und unedle — gehen in ihren Häusern, durch ihre Tore aus und ein, geben durch ihre Tritte, durch ihr Handeln und Wandeln Straßen und Märkten Leben und Geschichte! Wie viele Generationen lösen sich im ewigen Wechsel der Zeiten ab und verleihen den Stätten ihrer Wirksamkeit ein dauerndes, festes Gepräge! Ewig bleiben Städte, die große Menschen bewohnt, geweiht, nicht selten sind diese Städte aber auch Erwecker und Förderer wahrer Größe.

Als Goethe im Herbst 1765 aus Frankfurt „mit Vergnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die ihn geboren und erzogen, gleichgültig hinter sich ließ, als wenn er sie nie wieder betreten wollte“, da war seine Seele erfüllt und bis zur Überfüllung durchdrungen von dem farbenfrohen Bild seiner Vaterstadt, — er war äußerlich und innerlich ein Frankfurter. Kaum können wir uns eine Stadt denken, die für die Entwicklung eines jungen Goethe geeigneter gewesen wäre, als Frankfurt. Eine große, ruhni-

reiche Vergangenheit, blühender Handel und reges geistiges Leben, mildes Klima und Schönheit der Natur vereinigten sich zu einer glücklichen Gesamtheit, welche alle Bedingungen für die harmonische Entfaltung eines jungen Genies bot. Ein tiefes, seelisches Versenken in den Zauber einer schönen, in warmem Sonnenschein und milden Lüften prangenden südlichen Natur hat die Jugendjahre unseres großen Dichters genährt, den Grund zur Natürlichkeit, Einfachheit und Gegenständlichkeit seiner Dichtung gelegt und zugleich sein Auge für Naturforschung geschärft.

Besonderes Leben und eigenartigen Reiz verleiht dem Landschaftsbild Frankfurts der Main, das weithin leuchtende Band, das die Nähe und Ferne mit ihren Orten und Menschen verbindet. Gerade dieses Bild hat sich tief seiner Seele eingedrückt und tritt uns immer wieder in seiner Dichtung entgegen. Vielleicht ist auf die ruhelos bewegten Wellen des Mains die lebhafteste Wesensart des Frankfurters, — ja Goethes Wesen selbst, sein bewegtes Leben, seine Reiselust und die Gabe, sich in lebendigen, frischen Bildern und Gleichnissen auszudrücken, zurückzuführen. Schon in ältester Zeit hat Frankfurt mächtige Kulturwirkungen weithin ausgestrahlt und zusammenschließende Interessenkreise um größere Gebiete Deutschlands geschlungen. Die bedeutungsvollsten Abschnitte der deutschen Geschichte haben die Burgen, Kirchen, Türme und Mauern dem hellhörigen Knaben erzählt. Auf Karl den Großen geht die Gründung der Stadt zurück, der hier im Jahre 793 einen Winter verbrachte. Hier war Karl der Kahle geboren und Ludwig der Deutsche gestorben. Hier stand der Dom, in dessen Kapelle die deutschen Kaiser gewählt wurden, und der Römer, wo nach erfolgter Krönung die Kaiser in vollem Ornat sich dem Volke zeigten und die Huldigung der Bürger entgegennahmen, wo sie mit den Kurfürsten im großen Kaisersaal speisten, bedient von Grafen und Adligen, während von den Wänden die Brustbilder der deutschen

Kaiser auf das bunte Treiben herabblickten. Hier wurden von altersher berühmte Jahrmärkte und Messen abgehalten. Hier flossen Gegenwart und Vergangenheit in einander, wenn der Rat im Senatsaal saß, wo dessen Mitglieder nach der Rangordnung saßen, der Vornehmste unter ihnen, Stadtschultheiß Textor, auf einem Ehrenplatz allein. Welch eine anschauende Vertiefung und Verlebendigung geschichtlicher Überlieferungen und Denkmäler seiner Vaterstadt, wenn sich in seiner Gegenwart das Gewühl der weltberühmten Frankfurter Messen abspielte, wenn vor seinen erstaunten Augen gelegentlich der Kaiserkrönung Joseph II. ein Stück epochemachender Geschichte mit all seiner Größe und Pracht vorüberging und alles das durch den Vater ins rechte Licht gerückt und in seinen Zusammenhängen dargestellt wurde. Für alle Zeiten mag sich ihm hier eingeprägt haben das Treiben des Lebens, das sich zur Geschichte abklärt und erstarrt, das ewig Seiende und Bleibende im Rauschen und Wandel der Begebenheiten. Unmittelbar erlebt hat der junge Goethe, wie fremde Eindringlinge den gewohnten ruhigen Verlauf bürgerlichen Lebens gewaltsam durchbrachen und die fremde Eigenart unmittelbar dem eigenen Volkstum gegenüberstellten. Wie nahegerückt war ihm der Vergleich des eigenen Wesens mit der Eigenart eines Volkes, das sich für das erste der Welt hielt. Wie lebendig mag sich aber auch hier in dem Übereinstimmen so vieler Züge das große Welt- und Menschheitsbild vor seinem Klar erkennen den Geiste zusammengefügt haben. Das hier eröffnete französische Theater gewährte ihm einen tiefen Einblick in die Kunstbestrebungen dieses Volkes und den Geist seiner Sprache, seiner dramatischen Dichtkunst, die damals die Geister Europas in ihrem Zauberbann hielten.

Eine große, blendende Welt erschloß sich hier vor ihm, ein glanz- und lichtdurchströmter Himmel, an dessen fernem Horizonte die Sinnen einer Wunderstadt erglänzten, die damals als Inbegriff seiner Bildung galt: Paris. Es be-

durfte langer Jahre, ehe Goethe dieses verlockende Ziel aus den Augen verlor. Als der angehende Student leichten Herzens von seiner Mutter Abschied nahm, waren in seine Seele die Keime für den künftigen Schöpfer des Begriffs der Weltliteratur, dessen Lebensgeschichte selbst sich zu einer Geschichte der Weltliteratur gestalten sollte, gelegt. Die reife Frucht löst sich vom Ast. Goethe war reif für die Fremde, die Heimat hatte ihm in Fülle gegeben, was sie ihm zu geben hatte. Natürlich und leicht vollzog sich seine Trennung von Eltern, Elternhaus und Vaterstadt. Seine seelische Verfassung wird uns klar, wenn wir in Dichtung und Wahrheit die Worte lesen: „So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß“.

Goethe
als Student
der Rechte

Noch einmal, ehe die Ferne den Einfluß des Elternhauses lockert und löst, greift Rat Goethe am Scheidewege des Sohnes bestimmend in dessen Schicksal ein: Goethe wird auf den unabänderlichen Wunsch des Vaters hin in Leipzig Hörer der Rechte. Der Knabe hatte einen Stammbuchvers für Moors als der „schönen Wissenschaften Beflissener“ unterzeichnet und damit seinen Lieblingstwunsch ausgedrückt. Er wollte sich der Erforschung des Altertums widmen. Der Beruf eines akademischen Lehrers erschien ihm als höchstes Ziel. Aus Leipzig schreibt er bald nach seiner Ankunft dem Vater: „Sie können nicht glauben, was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah. Nil istis splendidius, gravius ac honoratius . . .“ Den Vorstellungen und Mahnungen Professor Böhmes und dessen Gattin gelingt es erst endgültig, Goethe für das Studium der Rechte zu gewinnen. Damit war

nicht nur seinem äußeren Lebensgang eine entscheidende Wendung gegeben; es ist nicht abzusehen, welchen Verlauf Goethes innere Entwicklung genommen hätte, wenn die Wahl auf einen anderen Beruf gefallen wäre. Der dozierende Goethe, in enge Verhältnisse eingezwängt, hätte kaum die vollendete Harmonie des äußeren und inneren Lebenslaufes erreichen können. Was sein späterer Beruf ihm mühelos an Günst der äußeren Verhältnisse zuführte, hätte er sich sonst vielleicht nur um den Preis höchsten Kraftaufwandes erringen können. Jedes andere Studium hätte viel einseitiger und entschiedener seine Kräfte gebunden, seine Entwicklung bestimmt, als das juristische, das ihm einen weiten Spielraum seiner geistigen Betätigung einräumte. Den Aufstieg zu so freier Höhe konnte nur die juristische Laufbahn bieten. Eine niedrigere Lebenswarte hätte ihm kaum den großen Überblick über das Leben, die tiefe Einsicht in die Welt gewährt. Wir können uns den größten deutschen Dichter und Menschen nur denken als freien unabhängigen Rechtsanwalt, als Freund so vieler edler Menschen und geistreicher mächtiger Fürsten, als Minister und souveränen Beherrscher äußerer und innerer Belange einer Staats- und Volksgemeinschaft, als den allen materiellen Sorgen enthobenen Privatmann. Nur so konnten sich bei ihm Schillers Worte erfüllen und zur Wirklichkeit werden: „Es soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“

Als Goethe Anfang Oktober 1765 in Leipzig, die Stadt der „hohen Intelligenz und des feinen Geschmacks“, einzog, mag wohl zuerst ihr äußeres Bild seine Aufmerksamkeit gefesselt haben, das Leben unmittelbar herangetreten sein an den Feuergeist, dem Perückenweisheit stets ferne gelegen. Das Äußere, die Größe und Einwohnerzahl Leipzigs glich wohl seiner Vaterstadt, sogar das gewohnte bunte Treiben der Messe fand er bei seiner Ankunft vor. Hingegen sollte er nun das an Denkmälern einer großen, historischen Ver-

gangenheit so reiche Frankfurt für lange Zeit vertauschen gegen eine Stadt, die in den letzten Jahrhunderten erst — als Knotenpunkt im Verkehr zwischen Slaven und Germanen — rasch durch die Umsicht ihrer Einwohner als Handelsplatz eine hohe Bedeutung erlangt hatte. In einem ausgedehnten, weitverzweigten Buchhandel kam zugleich ihre geistig-literarische Bedeutung zum Ausdruck, die so weit gediehen war, daß allenthalben Dichter und Schriftsteller in ihren literarischen Bestrebungen sich nach dem Geiste dieser Stadt richteten, wo man selbst in den breitesten Schichten in literarischen Dingen bewandert war. Ein Geschlecht mit schwächlicher politischer und nationaler Einstellung hatte hier eine Atmosphäre geschaffen, die sich in allen Fragen des gesellschaftlichen Verkehrs und der Mode nach dem Pariser Vorbild richtete. Lange Zeit war Gottsched der allmächtige Diktator der deutschen Literatur und Sprache, der Verkünder des französischen Geschmacks und Geistes, die sichtbar und deutlich das Leben dieser Stadt beherrschten, gewesen. Sein Stern war nun im Sinken begriffen. Die Schweizer Bodmer und Breifinger und der geistreiche Spötter Liscow hatten den weiten Kreis seines Einflusses durchbrochen und zerstört. Die ursprüngliche Achtung hatte sich in Verachtung verwandelt. Deutlich klingt diese Geringschätzung durch in der Mitteilung Goethes: „Er (Gottsched) hat wieder geheuratet. Eine Fr. Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schuh groß und er 7, sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack . . .“, in seinem Brief an Kiese verschärft er dieses Urteil: „Du weißt doch, er hat eine Frau. Er hat wieder geheuratet, der alte Bock! Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand gehet mit ihm um.“

Die außerordentlichen Eigenschaften des jungen Studenten mit seinem feinen Empfinden und klaren Erkennen der großen, bleibenden geistigen Werte seiner Umgebung zeigten sich darin, daß er sich überall und immer zum

Großen magisch hingezogen fühlst und in ihm aufgehst. Zwar war es ihm gegeben, auch in dem Unbedeutenden das Große oder doch den Zusammenhang beider zu sehen; wahrer Größe jedoch ist seine Seele stets weit geöffnet, ihrem Lichte kehrt sie sich beharrlich zu wie die Pflanze dem Lichte der Sonne. In diesem Bestreben räumt er von Grund aus mit starkem und klugem Entschluß alles Trennende und Hemmende aus dem Wege. Bezeichnend dafür sind seine Ausführungen in Dichtung und Wahrheit über die Umänderung seiner aus Frankfurt mitgebrachten Kleider: „... meine Garderobe ... war recht vollständig und ansehnlich, und sogar ein Tressenkleid darunter ... allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeschnelt aussehe. So ... faßte ich Mut und wagte, meine sämtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße auf einmal umzutauschen.“ Auf diese äußere Häutung beziehen sich die Worte Horns, der über Goethe an Moors berichtet: „Er ist bei seinem Stolz auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so narrischen gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet; er geht wie Rektor, gefolgt von vier Fakultäten.“ — Mit gleichem Eifer ist er bemüht, seine Frankfurter mit biblischen Wendungen geschmückte Redeweise zu unterdrücken und dem in Leipzig als Schriftsprache geltenden Meißner Dialekt sich anzupassen. Nur mit innerem Widerstreben hat er sich, wie wir in Dichtung und Wahrheit lesen, dem höheren Zwecke gefügt: „Mit welchem Eigensinn aber die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt ... Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache ... zugleich

Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. . . . Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen unterjagt sein, . . . Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Hersackeln, den Nagel gleich auf den Kopf treffen . . . ich fühlte mich in meinem innersten paralysiert, und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte.“ In tiefen Zügen atmet nun der Lernbegierige den neuen Geist, denn er kommt aus der „Frankfurter Hungersnot des guten Geschmacks“ und schreibt in dieser Überzeugung an Cornelia: „Denn, unter uns, draußen bei Euch residirt die Dummheit ganz feste noch“.

Im Mittelpunkt des geistigen Lebens steht das ausgezeichnete Theater. Seinen Spielplan beherrschen französische Dramen von Moliere, Destouches, Beaumarchais, Voltaire, Corneille, daneben auch Stücke von Goldoni, Lessings Sara und Minna, seltener Dramen von Weiße, Cronegk und Brandes. Moliere und Goldoni werden leuchtende Vorbilder für den Verfasser der Erstlingwerke: „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“, sie überzeugen ihn von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte und ersticken die dramatischen Entwürfe: Belsazar, Isabel, Ruth, Selima zum Teil im Keime schon. Eine wohlthuellend-schonungslose Kritik bringt seine Dichtkunst zum Schweigen, bis ihm eine tiefe Leidenschaft den Mund öffnet und ihn für Rätzchen Schönkopf Gedichte verfassen läßt, die Behrlich zu dem Liederbuch „Annette“ zusammenfaßte. —

Bedeutender sind die Anregungen auf dem Gebiete der Kunst. Hier trifft Goethe mit den führenden Geistern und Kunsttrichtern der Zeit in unmittelbare Fühlung. Seit dem Herbst 1766 nimmt Goethe bei Adam Friedrich Wser privaten Zeichenunterricht und trifft zu ihm in bleibende freundschaftliche Beziehung. Er war Leiter der Leipziger

Maler-Akademie und mit Winckelmann innigst befreundet. Die erste Begegnung der beiden berühmten Männer hatte eine so tiefe Freundschaft zur Folge gehabt, daß Winckelmann in Wers Haus seine Wohnung nahm. Hier ist Winckelmanns bahnbrechende Schrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst“ entstanden. Noch vor Winckelmann hatte Wers den Satz von der edlen Einfalt und stillen Größe der Antike ausgesprochen. Goethe stand an der Quelle neuer Kunstströmungen. Hier erwachsen ihm neue künstlerische Einsichten und Auffassungen, er bekennt dies in den Worten: „... er (Wers) drang in unsere Seelen, und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille...“ Seine Begeisterung für die Antike geht auf Wers Anregung zurück. Aus dem Gefühl der Dankbarkeit Wers gegenüber fließen Goethes Worte: „Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? ... Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging, der Unterschied ist Ihr Werk.“ In Wers Licht betrachtet Goethe die reichen Kunstsammlungen Leipzigs, von Wers Geist geführt reißt er nach Dresden, der „Heimat des Rokoko“, um sich in die Meisterwerke der damals größten Galerie Deutschlands zu vertiefen, ein Erlebnis, das „jeden Begriff, den er sich gemacht hatte, überstieg.“ — Auch der allgemein verehrte Gellert zog Goethe in den Kreis seines literarischen Einflusses hinein. Den geringsten Erfolg weisen demgegenüber seine Rechtsstudien auf. Ohne dieselben abgeschlossen zu haben, kehrt er krank an Leib und Seele als ein Schiffbrüchiger in das Elternhaus zurück.

Susanna von Kleffenberg umgibt nun den empfindsamen Kranken mit ihrer weichen Gefühlswelt. Sie richtet

seinen Blick auf das Ubersinnliche. Sie führt ihn zu jenen geistigen Höhen hinauf, die das irdische Treiben der Menschen in seiner Kleinheit und Nichtigkeit erkennen lassen. Indem sie ihn lehrt, die Leiden des irdischen Daseins als eine Vorbereitung auf die Seligkeit nach dem Tode anzusehen, wird sie die freundliche, liebevolle Stütze seiner müden, gebrochenen Seele. Mit dem Hinweis auf den Glauben an ein persönliches Einwirken eines liebevollen göttlichen Wesens auf die Geschichte der Menschen erwacht das Bestreben, diese Einwirkung klar zu erkennen: Frh. v. Klettenberg und Goethe vereinigen sich in dem gemeinsamen Bemühen, den Zusammenhang des Geisterreiches mit der Menschentwelt aufzudecken. Eifrig werden die Schriften des schwedischen Spiritisten Swedenborg, des Theophrastus Paracelsus, des Alchimisten Basilus Valentinus gelesen und mit Windosen, Kolben und Retorten Versuche angestellt und Erfahrungen gesammelt, die später in der Faustdichtung dichterischen Niederschlag gefunden haben. —

Das Dämonische, das sich in Goethes Leben so oft in Widersprüchen manifestiert, tritt uns schon bei dem Studenten Goethe entgegen. Er hatte sich aus urdeutschen Familienverhältnissen nach Leipzig begeben, und war wider seine und des Vaters Absichten hier von französischem Wesen und Geist erfüllt worden und französisch eingestellt heimgelehrt. Nun zog er aus, um in der deutsch-französischen Grenzstadt Straßburg zu promovieren und an der Quelle der französischen Literatur in Paris ein französischer Dichter zu werden. An Hermann schreibt er am 6. Februar 1770: „Gegen Ende März will ich meinen Flug weiter nehmen. Zuerst nach Straßburg, wo ich gerne möchte meine juristischen Verdienste gekrönt haben. Von da marschiere ich — *salvis accidentibus* — nach Paris. Und von da, — das weiß Gott.“

Als Goethe am 2. April 1770, morgens 10 Uhr, in Straßburg eintraf, hatte für das deutsche Elsaß und seine

Hauptstadt eine Schicksalsstunde geschlagen. Es war der Augenblick, von welchem an der Geistesgewaltige dieses schöne Land mit tausend feinen, unzerreißbaren Faden an das deutsche Mutterland zu binden begann. Seit vorge-schichtlicher Zeit bis zu den Tagen der Reunionspolitik Ludwig XIV. hat in diesem Lande der naturhaft-deutsche Geist so hemmungslos gewaltet und gewirkt, daß die folgenden schweren Zeiten, wo fremde Begehrlichkeit ihre Hände nach dem deutschen Elsaß ausstreckte und Jahr-hunderte hindurch finstere Wolken fremder Herrschaft darüber lagerten, ihm seinen innersten Gehalt, sein deutsches Wesen nicht nehmen konnten. Es ist als ob hier die deutsche Erde ihre Kraft verdoppelt habe zu zäher Abwehr des so werbekräftigen, verlockenden fremden Wesens. In Straß-burg scheint sich dieser deutsche Wille zu einer Spannkraft gesteigert zu haben, die auch unseren größten Dichter in ihren Bann zog. Von diesem Mittelpunkt aus wei-ten sich in mächtigem Schwunge Kreise, die das ge-samte deutsche Leben in ihrem Umfange einschließen und zur Einheit gestalten. Straßburg ist so der Ort der Wiedergeburt des deutschen Geistes, von hier nimmt die geistige Einheit Deutschlands ihren Ausgang, und Goethe ist ihr Begründer. Jene politische Einheit, die im Reiche Bismarcks einen so kraftvollen Ausdruck gefunden hat, ist ohne die geistige Einigungsarbeit Goethes nicht denkbar. Was in Versailles zur späten praktischen Tatsache wurde, war seelisch und geistig längst zur Wirklichkeit geworden durch die hohe Geistesendung Goethes, der in seinem Geiste und seiner Sprache das deutsche Volk geistig und sprachlich einigte.

Die dämonische Verwirrung unserer Tage hat es mit sich gebracht, daß ein auf die Gewalt der Waffen gestütz-tes Friedensbillet das lebendige Glied, das deutsche Elß, dem Leibe des deutschen Reiches entzissen und einem frem-den Staatsorganismus angegliedert hat. Vergebliches, ver-

hängnisvolles Bemühen! Ewig lebt in der Dichtung Goethes die Seele dieses Landes und klingt unsterblich in den Herzen seines Volkes fort. Waffengewalt ist daneben flüchtiges, häßliches Menschenwerk, das im Leuchten des Genius wie Schnee im Frühlingssonnenschein dahinschmilzt. Größer als alle Macht der Waffen ist die Kraft des Dichters: was er mit sinnig-zartem Gemüt ergriffen, ist für alle Zeiten durch ihn mit seiner Nation verbunden. Nicht die Waffen, sondern höhere seelisch-geistige Gewalten sprechen hier das letzte, das entscheidende Wort!

Wie oft hat die Schönheit dieses Landes Goethes Seele durchsonnt und ihm Worte des höchsten Entzückens entlockt! Sei es, daß er von der Plattform des Münsters in schwindelnder Höhe den trunkenen Blick über das herrliche Elsaß schweifen läßt und sein Schicksal segnet, das ihn für längere Zeit in dieses irdische Paradies versetzt, sei es, daß auf Reisen zu Pferde vor seinen leuchtenden Augen sich erschließen: „Die Klarheit des reinen Himmels, der Glanz der reichen Erde, laue Abende, warme Nächte . . . Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Atem durchs ganze Land . . . Himmelsluft, reich, warm, freundlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele“, sei es, daß der Dichter in ihm die begeisterten Worte prägt:

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!
Es bringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.“

Schon aus weiter Ferne hatte Goethe auf seiner Reise den Turm des Münsters mit großem Interesse betrachtet. Wie erstaunt war er nun, daß statt des „Anblicks eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers“ ein „ganzer, großer Eindruck seine Seele füllte, den, weil aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestehend, er wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte“. Der Schüler Oßers beginnt zu schwanken und zu zweifeln, ob Kunstanschauungen allgemeine, dauernde Geltung haben können; auf einen allmählich sich vorbereitenden Umschwung deuten die Ausführungen seines Briefes an Hegler vom 14. Juli 1770 hin: „Einmal für allemal bleibt sie (die Schönheit) unerklärlich . . . Mendelssohn und andere . . . haben versucht die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen, doch das arme Tier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ja unversehrt erwischt, so stickt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Tier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück . . . : das Leben, der Geist, der alles schön macht. Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen Sie sich Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über und lassen Sie die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tötet und Blumen anatomiert, alten oder kalten Leuten.“

Der gewaltige deutsche Bau Erwin von Steinbachs, das Kühn und stolz zum Himmel emporragende Wahrzeichen des Deutschtums, ist für Goethe der Ausgangspunkt einer inneren Wandlung. Wie aus dem deutschen Boden natürlich hervorgewachsen erschien ihm die deutsche Schöpfung des deutschen Meisters. Der deutsche Geist in seiner Reinheit weht ihm von hier entgegen, und er erkennt voll Bewunderung dessen große schöpferische Kraft. Er selbst wird sich des großen deutschen Zusammenhangs bewußt und bringt dieses in seiner Schrift: „Von deutscher Bau-

Kunst“ zum Ausdruck. Von hier bis zur Zeit seiner Italienreise geht eine gradlinige Entwicklung aus, die man als Germanismus bezeichnen könnte und die abgelöst wird durch den Hellenismus seiner Entwicklungsgeschichte, der dann seit 1808 bis zu seinem Lebensende in Orientalismus übergeht. Es ist eine wunderbare Fügung des Schicksals, daß in der auf deutsch-französischem Grenzgebiet gelegenen Stadt von den ersten Eindrücken des Münsters an alle weiteren Erfahrungen geeignet sind, sein deutsches Bewußtsein zu wecken. Aus dem Kreis seiner streng vaterländisch gesinnten Freunde ragt die Gestalt eines Mannes hervor, in dessen Geist sich trotz seiner Jugend die Züge einer neuen Ideenwelt in klaren Umrissen spiegelten. Es ist Herder, der Erwecker und Bildner Goethes, der mit einem Zauberwort die Fesseln des französischen Einflusses auf ihn sprengte. Seine äußere Erscheinung hat sich Goethe tief eingeprägt, besonders folgende Züge hebt er hervor: „Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten . . .“ Herders Lehre wurzelt in dem Satz, daß jede wahre Kunst national sein müsse, national in der Bedeutung „individuell“ im Gegensatz zur Einstellung fremden Völkern gegenüber. Dem eigenen Charakter und der eigenen Sprache eines Individuums oder Volkes entspricht naturgemäß eine eigene Kunst, sie ist der wahre Ausdruck der Individualität des Einzelnen sowie des Volksganzen. Somit spiegelt sich in der echten Dichtung rein wider die Eigenart des Dichters und des Volkes, dem er zugehört. Aus dem Grundsatz des Nationalen ergeben sich für Goethe klare Folgerungen: Nachahmung ist verwerflich, das fremde Beispiel darf nur das eigene Genie erwecken und zu freier, unabhängiger Schöpfung anregen. Die französische Literatur entspricht diesen Bedingungen nicht, sie

ist auf griechische Geseze aufgebaut, die nur unter griechischen Verhältnissen gelten, und kann daher kein geeignetes Muster für die deutsche Literatur sein. Damit war Goethe „an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig“ geworden, verblaßt und verschwunden waren seine abenteuerlichen Pläne, die ihn nach Paris führen sollten. Er wird sich seines deutschen Fühlens und Wesens betrußt, und in der Tiefe seiner Brust erschließen sich die wunderbaren Quellen eigener Kraft und drängen zum Tageslicht. Nun klärt sich der Blick und dringt tief in die Geisteswelt der Griechen und Shakespeares ein. Ihre Werke sind der reine Spiegel ihrer Zeitverhältnisse. In der Einheit von Ort und Zeit, in der beschränkten Zahl der Personen des griechischen Dramas gibt sich die Einfachheit der griechischen Verhältnisse zu erkennen, während Shakespeare, der in großer Zeit und großen Verhältnissen lebte, souverän sich über diese Schranken erhebt.

Und noch tiefer zu den Hauptquellen der Dichtung führt Herders Leitsatz. Auch das Volk besitzt eine Individualität, seinem Gefühlsleben entspringt die reinste dichterische Schöpfung: die Volkspoesie. Sie ist eine reine, freie Offenbarung der Volksindividualität, das treue, geistige Abbild des Volkes. Aus diesem nationalen Boden sind die Bibel, Homer und Shakespeare hervorgewachsen, sie sind treue und unvergängliche Denkmäler der Völker, die sie hervorgebracht haben. Nur von dieser Seite aus betrachtet kann sich uns ein tieferes Verständnis ihres Wesens erschließen. Mit dieser Erkenntnis war ein Samen in Goethes Seele gelegt worden, der in den nächsten Jahren zu herrlichem Wachstum sich entfalten sollte. Im lieblichen Elsaß, in Sesenheim, in Friederike Brion sollte die milde Sonne aufgehen, welche diese Saat zu lebendigem Sprießen brachte. Wenn Friederike ihre Briefe einem leeren Herkommen gemäß an die Adresse: „Monsieur Goethe a Strasbourg“ richtete, so glühte unter dieser fremden, toten

Form ein tiefes, warmes, echt deutsches Liebesleben, in dessen Blut sich alle fremden Hemmungen und Fesseln des Dichters lösten und naturwahre, heiße Gefühlsergüsse sich einen ungekünstelten, natürlichen Ausdruck formten. Von diesen tiefen Gefühlswallungen werden die ersten Perlen Goethescher Lyrik an den Strand des Lebens gespült; schemenhaft tritt vor sein geistiges Auge die Gestalt Gretchens.

Goethe schreibt im August 1770 an Fräulein von Klettenberg: „Die Jurisprudenz fangt an mir sehr zu gefallen“. Sein ganzes Streben hat sie nie umfaßt. Zu mächtig hatte die neue Ideenwelt seine Seele ergriffen und in Bewegung gesetzt. So bleibt sein Rechtsstudium eine notwendige Beschäftigung, die aus äußeren Rücksichten getrieben werden muß. Seine Dissertation: „De legislatoribus“ wird wegen angeblicher Religionsverachtung von der Fakultät zurückgewiesen. So entschließt er sich — dem Wunsche des Vaters entsprechend — statt der Doktorwürde die Lizentiatenwürde auf Grund von 56 Thesen und einer lateinischen Disputation zu erwerben. Am 6. August 1771 erlangte er ein Diplom, das gewiß nur den geringsten Teil des geistigen Ertrags seiner akademischen Lehrjahre buchete, wohl aber ihm den Weg zu einer glänzenden Beamtenlaufbahn öffnete und damit die äußeren Grundlagen lieferte für das Leben des größten deutschen Dichters, für Goethe, den größten Deutschen, der in Straßburg seinen Aufstieg begonnen hat.

Die
Werther
Zeit

Götz und Werther sind die großen Stufen, über die sich Goethes Dichtergenius kraftvoll zur Höhe weltliterarischer Bedeutung empor-schwingt. Mit Götz tritt Goethe an die Spitze der deutschen Dichter, sein Werther gehört zu den unvergänglichen Werken der Weltliteratur. Die Wertherdichtung ist wie alles, was die Menschheit an

großen geistigen Gütern geschaffen, aus den Verhältnissen der Zeit natürlich hervorgegangen. Die zur Menschheit sich zusammenschließenden Einzelindividuen sind gemeinsam unter dem Einfluß unsichtbarer Schicksalsmächte die unbewußten Schöpfer dieser Zeitverhältnisse. Die Menschheit ist das Mittel, durch welches sich die Zeit zu bunten Spektren menschlicher Epochen bricht. Nur selten gelangt dieses ewig wechselnde Spiel geheimnisvoller Mächte in einzelnen großen Geistern zu klarem Bewußtsein und findet dann in ihnen das geeignete Werkzeug, die faßliche Form für das Bewußtsein Aller zu bilden.

Von gewissen Ausgangspunkten und Ideenherden gehen kreisförmig Wirkungen aus, die schließlich nach vielfachem gegenseitigem Durchbrechen und Durchkreuzen von dem Kreis einer größten Wirkung eingeschlossen werden und sich dadurch als einheitliches Bild unseren Augen darbieten. Das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges ist gerade in seiner tiefsten Erschöpfung der Boden, auf dem die Anfänge einer solchen Entwicklung einsehen.

Hunger, Krankheiten und Elend aller Art hielten die spärlichen Überreste der deutschen Bevölkerung in schauriger Umfassung und schüttelten in frostigem Fieber aus dem geschwächten Organismus den letzten Rest menschlichen Selbstbewußtseins. Man fühlte das Traurige der Lage kaum mehr. Die kleinen und großen Herrscher im deutschen Reich waren im Vereine mit den Mächten des Auslandes eifrig bemüht, diesen Schwächezustand dauernd zu erhalten, um ihn für ihre eigennützigen Zwecke auszubeuten. Wie weit diese gewaltthätige Versklavung gediehen war, ersehen wir aus dem gewissenlosen Menschenhandel und Soldatenschacher, den die kleinen Fürsten Deutschlands zur Bereicherung ihrer Privatkasse mit Frankreich und besonders auch mit England betrieben. In einer Zeit der schrecklichsten Entvölkerung Deutschlands wurden über 30.000 Deutsche an das Ausland verkauft.

Besser lagen die Verhältnisse in den Nachbarstaaten, wo der lange Krieg nur leichte Spuren hinterlassen hatte, wenngleich auch hier die unumschränkte Herrschaft des Adels und der Krone lastete.

In die dumpfe Kerkerluft untwürdiger Sklaverei drang nur selten ein erfrischender Hauch freier geistiger Regung. Einen mächtigen Vorstoß gegen alle körperliche und geistige Tyrannei hatte schon zu Beginn des 16. Jahrhundert der große deutsche Reformator Dr. Martin Luther unternommen. Freilich frohlockte Hans Sachs zu früh, wenn er sang:

„Wacht auf, es nahent gen dem tag!
ich hör singen im grünen hag
ein wunnliche nachtigal;
ir stimm durchklinget berg und tal.
die Nacht neigt sich gen occident,
der tag get auf von orient,
die rotbrünstige morgenret
her durch die trüben wolken get,
daraus die liechte sunn tut blicken . . .“

Der schwere Spätfrost des Dreißigjährigen Krieges bereitete all dem Sprießen ein schreckliches Ende.

Und wieder weckte die schlummernden Seelen der Ruf eines in der reinen, würzigen Luft jungfräulicher Natur zu neuem Leben erwachten Geistes. Der im großen Anblick des Montblanc aufgewachsene Rousseau beleuchtete mit grellen Strahlen die faulen Zustände der menschlichen Gesellschaft und sah die einzige Rettung in der Rückkehr zur Natur und in dem befreienden Umgang mit ihr. Nur das gewaltthame, rücksichtslose Sprengen aller Fesseln der Unnatur kann die ursprüngliche Kraft und Genialität des Menschen neu beleben. Von diesen Ideen sind die Kraftgenies beseelt, aus diesem Geist heraus wurde die Geschichte des starken Selbsthelfers, des Ritters mit der eisernen Faust, dramatisiert, und aus noch unmittelbarer

Berührung mit dem Geiste der Unnatur und der Gewaltthätigkeit heraus sind Schillers „in tyrannos“ gerichtete „Räuber“ geschrieben worden. Einen Markstein in dieser Entwicklung bedeutet schon „Nathan der Weise“, dessen Geist auch Friedrich II. und Josef II. erfüllte. Aber was war dieses alles gegenüber dem weitverzweigten, durch Jahrhunderte alte Tradition gefestigten System der Unterdrückung und Gewaltherrschaft. Von der allmählich herandämmernenden Morgenröthe der Freiheit waren nur noch die höchsten Gipfel menschlicher Größe erleuchtet, in den Tälern herrschte noch finstere Nacht; und in Frankreich, wo aus früheren Jahrhunderten Kräfte aufgespeichert waren, die nun vom friedlichen Kampf der Geister zum blutigen Streit der Waffen übergingen, endete diese Erhebung mit der noch drückenderen Tyrannei eines ebenso genialen als rücksichtslosen Emporkömmlings. —

Dem leidenschaftlichen Handeln in Politik und Literatur dieser Epoche steht als äußerste Rehrseite gegenüber ein als allgemeine Zeitstimmung erscheinender leidenschaftlicher Hang zum Dulden und Leiden. Für die in Nacht und Entsagung hindämmernenden Millionen bildeten die erleuchteten Höhen der geistigen und politischen Führer nur einen Gegenstand ohnmächtigen Verlangens und Sehns. Das Licht, das von englischen und französischen Geistern ausging und über den Völkern leuchtete, war zwar stark genug, den Wolkenschleier über den Köpfen der Massen zu zerreißen, reichte aber nicht hin, den hellen Tag zu schaffen, sondern erweckte nur umso heftiger die schmerzliche Sehnsucht nach sonnigem Tageslicht. Aus der finsternen Nacht trostloser Zustände sehnt man sich nach dem fernen Firnenlicht einer besseren Zukunft.

Durch das seit 1750 wachsende Interesse für die Alpenwelt gewinnt die Größe der Naturauffassung. An ihr mißt man die Kleinheit und Verderbtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Unzufriedenheit mit den bestehen-

den Zuständen, das Unvermögen, eine Wendung zum Besseren zu erzwingen, führt zu stiller, wehmütiger Resigniertheit, zum Fliehen aus der Außenwelt in die eigene Innenwelt, zu stiller Einkehr, zu Melancholie und schwermütiger Schwärmererei. Man lehnt sich aus der Enge und Gebundenheit der Gegenwart nach der Weite und Freiheit der Natur. Weit öffnet sich das Herz den grenzenlosen Gebieten des Wunderbaren, wo alle Schranken aufhören. Das Geisterreich und Geistersehen bietet ein reiches Feld fragwürdiger Betätigungen für die Gestalten nach Art eines Grafen Cagliostro. Und diesem entspricht das allenthalben aufkeimende Geheimbundwesen, das seine Bande auch um die erhabenen Häupter der Fürsten- und Kronen schlingt. Aus der rauhen Wirklichkeit wirrer, freudloser, menschenunwürdiger äußerer Zustände rettet man sich in die grenzenlose Welt des Gefühls.

Schon vor hundert Jahren war durch die religiöse Bewegung des Pietismus eine Gefühlsweichheit der Gläubigen aufgekommen, die durch die herrschenden Verhältnisse eine besondere Nahrung erhielt und die seelischen Beziehungen der Menschen zueinander zu eigenartiger Innigkeit steigerte. Man liebte Ceremonien, ergreifende, rührende Szenen. Den Frauen brachte man schwärmerische Verehrung entgegen. Unter Beteuerungen und Schwüren werden Freundschaften geschlossen. Reichliche Seufzer und Tränen begleiten feierliche Versöhnungsszenen, andächtige Stimmungen das Abschiednehmen. Ja man weinte beim Abschied in den „Abschiedsbecher und der Scheidende trank die Mischung“. Wonneschauer durchrieseln Freunde beim Wiedersehen. Liebende werfen Blumenblätter in den Fluß und vergießen Freudentränen, wenn die Blätter mit einander schwimmen. Nach der Weise Klopstocks erweckt der Anblick von Gräbern elegisch-melancholische Stimmung. Unter Seufzern, Tränen und Küßen ließ man die Schrecken des Gewitters, den Zauber des Mondscheins über sich

ergehen. Es gilt als Zeichen wahrer Menschlichkeit, wenn Gemütsbewegungen zu Krankheit, unglückliche Liebe zum Tod, dem sicheren Erlöser aus den engen, lästigen Fesseln dieses Lebens führen. Man weint gerne und vergießt reichliche Tränen beim geringsten Anlaß.

So trieb ein an äußerer Wirksamkeit und politischem Einfluß armes bürgerliches Leben den Einzelnen hinaus auf das weite, stürmisch bewegte Meer auf- und abslutender Gefühle. Es galt als Schande maßvoll zu fühlen, man wählte einen Ausweg und heuchelte Gefühle. Die Sprache dieser Zeit weist zahllose Beispiele dafür auf. Bei Freundschaften zwischen Männern und Frauen, wo eine geschlechtliche Liebe ausgeschlossen war, wechselt man alle unsere Begriffe übersteigende zärtliche Ausdrücke. 1772 hatte sich Herder als Bräutigam der Karoline Flachsland gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in Göttingen mit dem Philologen Heyne und dessen Frau Theresia befreundet. Bei seiner Rückkehr regte er einen Briefverkehr mit Frau Heyne an: „Wir haben alle drei so wenig oder fast keine Stunde genossen; unser Umgang ist so sehr Laumel der ersten Empfindung oder verwirrtes Anstaunen gewesen; für das alles, dünkt mich, ist der Briefwechsel so gut . . . Wenn ich dahin bringen könnte, immer in Ihrem und Ihres lieben, guten, besten Mannes Umgange in meinen Gedanken zu leben, was dünkt mich, könnte aus mir werden!“ Sie richtet darauf folgende Zeilen an ihn: „Schöne Seele, Sie waren es meinem Herzen schuldig, daß Sie in den ersten Stunden Ihrer Rückreise an mich dachten und es mir sagten . . . Welche Ströme von heißen Empfindungen durchlaufen meine ganze Seele, wie schäfe ich einen jeden Augenblick, den ich unter Ihren Augen zugebracht! Ich habe Sie gesehen, und es überströmt mich eine Fülle von freudigen, süßen Empfindungen. Sie verstanden meine Tränen . . .“ Es folgt eine etwas kühlere Antwort Herders, die Theresie erst nach einem halben Jahr erwidert.

auch diesmal trotz ihrer Kränkung ohne eine bemerkbare Mäßigung ihrer schwärmerischen Ausdruckweise: „Besinnen Sie sich, es war eine frühe, feindselige Stunde, in der Sie meinen Brief erhielten. Mein Brief kam von meinem Herzen, und ich bin immer stolz auf dieses fühlbare und leidende Herz. Wollen Sie zweifeln? Ach, ich fühle vielleicht nur zu gut die ganze Situation Ihrer schönen Seele . . . Ich rufe jene erste süße Minute zurück, in welcher Ihnen mein Herz so laut und so warm entgegenwallte . . . Ihr Handkuß war Eis gegen meine sich selbst bewegende Hand . . .“

Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß der Jüngling von einem liebenswerten Mädchen nach kurzer Bekanntschaft Locke oder Schleife sich erbat und von ihr mit zärtlicher Träne erhielt. Als Goethe Anfang Mai 1772 vom Darmstädter Freundschaftskreis Abschied nahm, schrieb Karoline Flachsland an ihren Bräutigam Herder: „Unser vom Himmel gegebener Freund ist wieder fort, mit einem Kuß und Träne im Herzen bin ich von ihm geschieden.“ Der berühmte Lavater, der Freund Goethes und sittenstrenge Züricher Prediger, erhielt von der schönen Frau von Brancioni, mit der ihn eine über allen Zweifel erhabene Seelenfreundschaft verband, die schriftliche Versicherung: „Dein Taschentuch, Deine Locke sind für mich, was meine Strumpfbänder für Dich sind!“

In diese Zeit, die sich so weit von dem Boden der Wirklichkeit entfernt, die Schwärmerei zum Lebensbedürfnis erhoben hatte und die krankhafte Schwermut als einen wünschenswerten Zustand erkannte, sehen wir Goethe hineingestellt und von der herrschenden Stimmung mächtig erfaßt. In Dichtung und Wahrheit sieht Goethe die Quellen dieser Zeitstimmung in der Beschäftigung mit Young, Shakespeare und anderen Vertretern der zeitgenössischen englischen Poesie, „deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem jeden mitteilt, der

sich mit ihr beschäftigt . . . Ihre ernstesten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen anderen aussuchten . . . Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakespeare . . . selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologe blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein jeder auswendig und rezitierte sie gern, und jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte. Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt . . . In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt . . . befreundete man sich in unmutigem Übermut mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenthalben verlassen zu können . . . Die Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall anschluss und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte.

So lag der Stoff zu Werther gleichsam in der Luft. Besondere Erlebnisse Goethes halfen ihn gestalten. Seit dem Ende seiner Straßburger Studienzeit bis zur Heimkehr aus Weßlar nach Frankfurt reihen sich ununterbrochen Ereignisse und Erfahrungen aneinander, die ihn persönlich tief und nachhaltig berührten. Die schmerzliche Trennung von Friederike, die verzehrende, aussichtslose Liebe zu Lotte, die zarte, unbefriedigende Liebesbeziehung zu Maximiliane von La Roche, sie bilden die Lichtstrahlen, die sich in seiner Brust zum Bilde des Werther vereinigen. Den entscheidenden Anstoß zur Gestaltung des gesamten Stoffes gibt die Nachricht vom Tode des jungen Jerusalem, wodurch

plötzlich „das Ganze von allen Seiten zusammenschloß und eine solide Masse ward, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkt des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird“. (Dichtung und Wahrheit, 13. Buch.)

Im Werther hat eine formlose, unklare, unbewußte Zeit- und Menschheitsstimmung klares Bewußtsein und feste, dauernde Form erlangt. Goethes Seele war von der Zeitstimmung tief ergriffen. Sie befand sich wie die erwachende Natur in geeignetem Zustand. Ein gewaltiges, unbeschreiblich geheimnisvolles Weben und Keimen regte sich mit einer weder früher noch später so unwiderstehlich sein ganzes Wesen durchdringenden Gewalt in ihr. Friedrich Gundolf sieht darin Goethes Titanismus, der sich in einem Drängen kundgibt, die schöpferische Fülle in das All oder in ein geliebtes Wesen auszuströmen, dem ein starker Wille entgegensteht, gegenüber dem Chaos des Weltalls sich selbst zu behaupten, indem es durch schöpferische Kraft geordnet und geformt wird. In den beiden Formen der Weltdurchdringung und der Selbstbehauptung äußert sich in Goethes Leben der Titanismus. Diese Auffassung von Goethes Titanismus würde dementsprechend den Ursprung der Wertherdichtung nicht in der unglücklichen Liebe an sich suchen, sondern in dem Goethe ureigenen Leiden, das sich aus dem Widerstreit kosmisch expansiver Lebensfülle mit den Beschränkungen des Augenblicks ergibt. So erscheint der Sinn der Werthergestalt nicht gekennzeichnet durch einen beliebigen jungen Menschen, der durch den Verlust eines geliebten Mädchens in den Tod getrieben wird, der Held ist vielmehr ein kosmischer Mensch, ein Titane, der seinen schönen Augenblick gefunden hat, zu dem er sagen möchte, verweile doch . . . , ohne ihn jedoch festhalten zu können. Indem ihm der schöne Augenblick entflieht, bleibt ihm nur das Aufgehen im All, der Tod. Nicht Lotte ist das Schicksal Werthers, den Keim der Vernichtung trägt Werther schon in sich. Sein Untergang

beruht auf einer spezifischen Anlage Goethes: den Moment als bildnerischer Mensch zu bannen und zugleich in das Grenzenlose des Alls einzutauchen, ein Konflikt, der Werther zur kosmischen Dichtung erhebt. Da Werther nicht wie Goethe die Kraft der Anlage besitzt, sich im All zu verlieren und das All im schönen Augenblick festzuhalten, da ihm die Gabe fehlt, seinem Gefühl in künstlerischer Fassung Dauer zu geben, muß er zugrunde gehen. (Gundolf.)

Indem Goethe eine im Unterbewußtsein der Menschheit schlummernde Stimmung, die seine Seele bis zum Zerspringen erfüllte, zu lebendigem Bewußtsein weckte und gestaltete, erleichterte und entlastete er sein gepreßtes Herz und erlangte durch die Beichte seine frühere Frißche und Gesundheit wieder. Wie in einem Traumzustand hatte er seine „Generalbeichte“ niedergeschrieben. In Dichtung und Wahrheit schreibt er darüber: „Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern . . . ich hatte mich durch diese Komposition mehr als durch jede andere, aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Ubereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wider getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt.“

Goethe hatte durch sein Werk die innere Ruhe wiedergewonnen. Für die Menschheit aber wurde es gerade zum Ausgangspunkt einer tiefen Gemütsbewegung. An den feurigen Strahlen dieses Edelsteins entzündete sich ein wahres Wertherfieber, das unter heftigen Krankheitserscheinungen zur Krisis hindrängte und die kranke Menschheit noch im Fieberfroste schüttelte, als dessen Veranlasser längst in voller Gesundheit gelassen auf das törichte Treiben seiner

Zeitgenossen herabsah. Goethe war zum Führer und Former einer literarischen Weltperiode geworden. Die „selbstverzehrende Liebeschwärmerei seines Jahrhunderts hatte er zum Aufschrei des Welt Schmerzes gesteigert, den ersten deutschen Liebesroman durch seelenvolle Naturbegeisterung, erschütternde Gemütskiese und packende Lebensbilder zum Hohenliede der Liebe erhoben“. Mit der Flammenzunge des Propheten hatte er hinreißend und ergreifend ausgesprochen, was Tausende, wie vom Taumel erfaßt, wenn auch unklar so doch nicht minder tief fühlten.

Eine ungeahnte und ungewohnte Wirkung ging von diesem Werke aus. Werther wird zum Idealbild des jungen deutschen Mannes. Man fühlte sich mit Werther, wenn auch nicht wesensgleich, so doch zum mindesten wesensähnlich. Wie Werther bei der geringsten Veranlassung weint, so wird nun das Weinen zur Sitte und zum Vergnügen. Jüngling und Jungfrau sehnen sich darnach, so zu lieben und geliebt zu werden, wie Werther und Lotte. Auch äußerlich paßt man sich diesen vielgeliebten und vielbeweineten Gestalten an. Der liebende Jüngling trägt Werthers blauen Frack, gelbe Weste und Hosen, Mädchen legen Lottes weißes Kleid an mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust.

Das Krankhafte an der Gestalt Werthers trifft uns besonders dort entgegen, wo die Entwicklung der Handlung zur Beschäftigung mit Selbstmordgedanken und zu deren Ausführung hindrängt. Dieser Zug entstammt einer Zeit, wo die männliche deutsche Jugend an einer epidemischen Schwermut litt, die häufig zum Nachdenken und zu Gesprächen über den Selbstmord führte. Auch bei Goethe finden wir Anwandlungen dieser düsteren Lebensauffassung vor. Häufig beschäftigt ihn die Frage des Selbstmordes, des einzigen Ausweges aus unerträglichen Verhältnissen. Die falsche Nachricht vom Selbstmord des Wehlarer Bekannten Goue veranlaßt ihn zu dem Ausspruch: „Ich ehre

auch solche Tat“. Es steht damit im nächsten Zusammenhang, wenn Goethe in Dichtung und Wahrheit schreibt, daß er vor dem Schlafen, ehe er das Licht auslöschte, versuchte, ob es ihm gelinge, die scharfe Spitze eines Dolches ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Als ihm dieses nicht gelang, warf er alle hypochondrischen Fragen hinweg und beschloß zu leben. 1812 schrieb er an Zelter: „Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen.“ Diese und ähnliche Erfahrungen, wohl auch der Tod der Darmstädter Freundin Roussillon führen Goethe zu der Erkenntnis und deren dichterischer Darstellung, daß „der Tod das irdische, widerspruchsvolle Leben mit dem zukünftigen, ewigen, vollkommenen Leben verbindet, daß er nicht Vernichtung, sondern Augenblick der Erfüllung des Unerfüllbaren ist.“ Damit hatte Goethe den versöhnlichen Ausgang, die Erklärung des tragischen Geschehens Werthers gefunden. Erschütternd dringt das Vorgefühl des Ausgleichs irdischer Disharmonie zu uns herüber aus den Worten: „ . . . keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle. Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt. Sie ist mein! . . . Du bist von diesem Augenblick mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! geh zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ichs klagen, und er wird mich trösten, bis du kommst, und ich fliege dir entgegen und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.“ Und die nach moderner sittlicher Auffassung verwerfliche Tat — als Strafe dafür war in England bis 1823 gebräuchlich: ein Pfahl durch den Leib, Begräbnis am Kreuzwege und Güterkonfiskation — rechtfertigend, legt er Werther die Worte in den Mund: „Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet zurückkehrender

Sohn um den Hals fiele und rief: Ich bin wieder da mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Müß und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?“

Wie frisch und kerngesund wirkt in dieser gefühlstweichen, weinerlich-krankhaften Umgebung Lotte, die nur selten einen Hauch jener Schwärmerei der Zeit verrät. Fast erscheint sie uns in dem stillen Zauber ihrer Reinheit allzu sehr dem Irdischen entrückt, ein Idealbild ihres Geschlechtes, eine Madonnengestalt in ihren Hauptzügen, die Verkörperung reinsten Liebe, die sonnenartig Haus und Bewohner erfüllt und durchdringt.

Raum ist jemals von einem Dichter eine anmutigere Mädchengestalt gezeichnet worden. Von den Zeitgenossen viel bewundert und schwärmerisch verehrt, ist sie aus der Enge und Vergänglichkeit des Alltags hinausgewachsen ins Zeit- und Grenzenlose der Unsterblichkeit und gehört mit zu jenen ewigen Typen, die Gemeingut der Weltliteratur sind. Ein Urbild jungfräulicher Mütterlichkeit tritt sie vor unsere Augen, wenn Werther von der ersten Begegnung mit Lotte erzählt: „und da ich . . . in die Türe trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaß-roten Schleifen an Arm und Brust, anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gabs jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes ruste so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lang in die Höh gereicht hatte, eh es noch ab-

geschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang, oder . . . gelassen dabonging nach dem Hofstore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte.“ Das Weib in jungfräulicher Schönheit und mütterlicher Liebe, in seinen symbolischen Eigenschaften, ist uns hier gezeichnet, das liebliche, irdische Ebenbild jener göttlich-jungfräulichen Mutter, wie sie als Himmelskönigin von allen großen Meistern der klassischen italienischen, spanischen und nordischen Kunst in hundertfachen Abänderungen dargestellt wurde. Die unvergleichlichen Schöpfungen Raffaels: Die sizilianische Madonna, die Madonna della Sedia sind höchste Verkörperungen dieses Madonnenideals.

Mit aufgewühlter Seele, wie in inbrünstigem Gebet umfaßt Werther-Goethe den körperlich unnahbaren Gegenstand seiner Liebe, es ist die glühende Gefühlsmännigkeit, wie sie der gläubige katholische Christ der Mutter Gottes gegenüber empfindet und die Chateaubriand mit hinreißenden Worten verherrlichte: „Was auf der Welt ist rührender als dieses sterbliche Weib, das die unsterbliche Mutter eines göttlichen Erlösers geworden ist, Jungfrau und Mutter zugleich in den beiden höchsten Zuständen des Weibes!“

In ihren reinsten Formen tritt uns die Liebe dort entgegen, wo sie sich selbstlos dem Schwachen, dem Hilfsbedürftigen, — dem Kinde zuwendet. Es gibt sich darin ein allgemeiner Naturwille zu erkennen, der das Werden in der lebenden Natur dem betreuenden Schutze des Fertigen, Starken, — der Elternliebe anvertraut. Gerade dieser Zug erscheint uns bei Lotte so verehrungswürdig. Er ist ihr gemeinsam mit Werther-Goethe und offenbart sich bei ihm in schwärmerischen Ergüssen und liebevoller Tat, wenn er die Welt des Kindes betrifft. Aus tiefstem Fühlen heraus dringen die Worte Werthers: „ . . . meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn

ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, . . . immer, immer wiederhol ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen.“ Hier weht uns reiner Goethe-Geist entgegen, es ist der göttliche Geist des Erlösers; so sehr erfüllt und beherrscht er das Leben unseres größten Dichters, daß der Satz: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ auch seinem Fühlen natürlich und angemessen erscheint. Jene große Liebe Goethes, die das All umfaßt, aber auch im Kleinsten das göttliche Wunder verehrt und die den Grundton seiner unvergänglichen Werke bildet, gibt sich auch hier zu erkennen, jene echte, wahre Liebe, die allem Sein erst Inhalt und Wert verleiht und durch die Worte des Paulus gekennzeichnet ist: „Wenn ich mit Menschen — und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle.“

Das Kind ist Goethe ein Stück unverdorbenen, reiner Natur. In dieser tiefen Neigung zur Kinderwelt kommt das Naive seines Wesens und seiner Dichtung zum Ausdruck. Von dem 23-jährigen Goethe, der im Frühjahr 1772 nach Wehlar kam, berichtet Kestner: „Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen, . . . bei den Kindern ist er wohl angeschrieben . . .“ und im August 1829 schrieb Freiherr von Stackelberg über den Achtzigjährigen: „Er hat die Natursprache in seinem Besitz. Es war eine Lust, ihn mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vor kamen, sprechen zu hören . . .“

Von der Zeit der überschäumenden Kraftgenialität bis in die stillen Tage seines Greisenalters bildet diese Liebe zur Kinderwelt einen bedeutenden Teil seines Lebensinhaltes. Keine geringere als die Mutter Theodor Körners hat in ihren Kinderjahren die Sonne dieser Goetheschen Kinderliebe leuchten sehen. Die Kin-

derzehen im Werther sind dem Leben entnommen. Mit Kindern konnte er ganz Kind sein: er balgte sich mit ihnen herum, lag mit ihnen auf der Erde und ließ sie auf sich herumkriechen. Er kann sich nicht enthalten, Lottens jüngstem Bruder bei der ersten Begegnung, „ungeachtet seines kleinen Rognäschens“, einen innigen Kuß zu geben. Nicht so gleichgültig nimmt einige Monate später das kleine Mädchen die gleiche Zärtlichkeit entgegen; weinend eilt sie zum Brunnen, um unaufhörlich und eifrig mit dem nassen Händchen Mund und Backen zu reiben, überzeugt davon, daß durch das Wasser alle Verunreinigung abgespült und die Gefahr, einen häßlichen Bart zu kriegen, beseitigt sei. Es ist eine Eingebung seiner Kinderliebe, wenn er am Markttage alle Kirichen aufkaufte und unter die Kinder verteilte. Und wenn er das Recht der Jugend gegen die Eingriffe der Erwachsenen verteidigend klagt: „Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur und Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister“ und solchen Worten oft abwehrende Taten folgen läßt, so offenbart sich darin der Geist dessen, der sprach: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefften ist.“

In seinen Briefen an Lotte und Kestner vergißt Goethe nie, sich nach den Kindern zu erkundigen und sie zu grüßen: „Meinen lieben Buben viele Grüße“. „Wollte, ich säße noch zu Lottens Füßen und die Jungens krabbelten auf mir herum.“ Für das Weihnachtsfest hat er den Kindern Überraschungen zugebracht: „Ich habe eine Rolle versiegelt, die Ihr mit morgen fahrender Post kriegt. Es ist Tams für meine zween kleine Buben . . . Laßt's ihnen den Abend vor Christtag bescheren . . . Stellt ihnen Wachs-

stöckchen dazu und küßt sie von mir.“ Nachdem Lotte als Kestners Gattin das Haus verlassen, wird Goethe durch ihren ältesten Bruder Hans in wöchentlichem Briefverkehr über die Vorfälle im deutschen Hause unterrichtet. Dafür kommt aus Frankfurt oft ein Kistchen mit Geschenken, Stoffe zu West und Hosen für die Größeren, für die ganz Kleinen Rosinen, Feigen und Bilder, und immer wieder heißt es: „Grüß er mir alle im deutschen Haus, Lenchen und Karlinchen, und Dorkelchen und Annchen und die Kleinen grüß er alle von mir.“ Und als im Hause Kestners ein neues Geschlecht heranwuchs, da wendet sich diesem Eltern Glück, das in acht Knaben und vier Mädchen so vollgemessen dem Elternpaar zuteil wurde, seine ganze freudige Teilnahme zu: „Küßt mir den Buben und die ewige Lotte. Sagt ihr, ich kann mir sie nicht als Wöchnerin vorstellen . . . Ich seh sie immer noch, wie ich sie verlassen habe . . . Habt mich lieb wie ich euch, so hat die Welt keine vollkommenern Freunde.“ (An Kestner, 1774.)

Mit dieser innigen, liebevollen, hingebenden Vertiefung in die Welt des Kindes hängt eng zusammen seine Liebe zur Natur. Naturbetrachtung und Naturschilderung im Werther sind ein echtes, wahres Stück Goethe. Ein selbstvergessenes Versenken und Aufgehen in der Natur, ein tiefes Nachempfinden der Wunder der Schöpfung, ein liebevolles Beobachten auch des kleinsten Geschöpfes in seiner Göttlichkeit sind Werther und Goethe gemeinsam. Das Rauschen der Quellen alles Lebens klingt an unser Ohr, wenn wir im Werther lesen: „Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stellen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der Kleinen

Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mücken näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund! Wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, — dann seh'n ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes“.

Es ist als ob gute Geister über dem Geschehe der Werke von weltliterarischer Bedeutung wachten und sie vor den Launen tödtlicher Zufälligkeiten schützten. Die eben vollendete Handschrift des Werther las Goethe — noch ganz befangen vom Stoffe, der ihn so tief beschäftigte, und daher, wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ ausführt, ohne Urtheil über ihn — seinem Vertrauten Freund Merck vor. Es traf sich, daß Merck wegen eines bestimmten Vorfalls sich in so schrecklicher Gemüthsverfassung befand, daß er nur mit höchster Zerstreutheit zuhörte und ohne ein Zeichen der Zustimmung sich entfernte. Nur schwer hielt sich Goethe davor zurück, das Werk zu verbrennen; eine nächste Begegnung klärte den Sachverhalt auf und nun wurde die Drucklegung vorbereitet, über die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ folgendes erzählt: „... an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheiratete, und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuscript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen, ich sendete den Werther ab, und war sehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die

Schulden verschlungen wurde, die ich um des Götz von Berlichingen willen zu machen genötigt gewesen.“

In einer Zeit, in welcher Werther die Auslösung einer quälenden Spannung bedeutete, mußte er begeisterten Anklang finden. In Dichtung und Wahrheit hat Goethe die Ursachen dieser Wirkung näher kennzeichnet: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entzündern, so war auch die Explosion, welche sich im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam.“

Eine Entwicklung von Jahrhunderten mußte vorausgehen, damit das Gemälde eines so verfeinerten Seelenlebens zustande kommen und einem langen historischen Kulturprozesse ein so unvergängliches Denkmal gesetzt werden konnte. Nun stellte sich die bis zum Fieberschauer gesteigerte Auswirkung ein. Tausende urteilten unter dem Eindruck des Gelesenen wie Schubart: „Da sitz ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag dir Leser, daß ich eben „die Leiden des jungen Werthers“ von meinem lieben Goethe gelesen? — nein, verschlungen habe“ — und fühlten wie Heinse: „Der gefühlt hat und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenseuer, wenn ers bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon und der ganze Kopf ein Gefühl von Träne. O, Menschenleben, welche Glut von Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!“ und noch im Februar 1775 schrieb Bürger an Goethe: „Gestern Abend erst hab ich Werthers Leiden

gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe in deinen Armen überlaut geschluchzt.“

Mit tiefer Verstimmung hatte Lotte sich als Haupt-
heldin des Werther erkannt. Um ihren Unmut zu
besänftigen, schrieb Goethe im Oktober 1774 an
Kestner: „Gib Lotten eine Hand ganz warm von
mir und sag ihr: Ihren Namen von tausend heiligen
Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch
ein Äquivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum
ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder
Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden.“

Nicht nur die gebildeten Kreise, sondern auch die
übrigen Schichten des Volkes wurden vom Werther tief
erfaßt. Wandernde Sänger und Dorfpöeten wetteiferten
in gleicher Weise, ihn auch in die breitesten Schichten ein-
zuführen.

Die Dichtung, an der Goethe bei späterer Überar-
beitung nichts zu verbessern fand, war kunstvollendet aus
der vollen Brust des Dichters hervorgeedrungen und hatte
zugleich dem stummen, unklaren, quälenden und beklemmen-
den Gefühl von Tausenden den befreienden Ausdruck ver-
liehen; es war natürlich, daß die dadurch erweckte tiefe Er-
regung der Seelen answoll zu einer unabsehbaren Flut
von Parodien, Streitschriften, Dramen und Balladen,
daß Dichter und Schriftsteller, Theologen, Philosophen
und Staatsmänner Stellung nahmen zum Werke. Aus
der unabsehbaren Zahl dieser Schriften sei nur er-
wähnt Nicolais Parodie: „Die Freuden des jungen Wer-
ther“. „Ein Machwerk“, wie Goethe in Dichtung und
Wahrheit sagt, „aus der rohen Hausleinwand zugeschnit-
ten . . .“ Goethe antwortet mit einem kleinen Spottgedicht:
„Nicolai auf Werthers Grabe“ und einem längeren Prosa-
dialoge zwischen Lotte und Werther, begleitet von den
Versen:

„Mag jener dünnelhaſte Mann
 Mich als gefährlich preiſen;
 Der Plumpe, der nicht ſchwimmen kann,
 Er wills dem Waſſer verweiſen!
 Was ſchier mich der Berliner Bann,
 Geſchmäckerpfaſſentweſen!
 Und wer mich nicht verſtehen kann,
 Der lerne beſſer leſen!“

In ſeinem 34. venezianiſchen Epigramm hat Goethe auf die internationale Wirkung ſeines Werkes hingewieſen:

„Deutschland ahmte mich nach und Frankreich mochte mich leſen.

England! Freundlich empfiנגſt du den Gaſt.

Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chi-neſe
 Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten aufs Glas?“

Zum erſten Male nach dem Dreißigjährigen Kriege hielt ein deutſches Werk ſeinen Triumphzug durch die Welt und zog die gebildete Menſchheit in den Bannkreis ſeiner Wirkung, trotzdem die Meinung ſeines verhängnisvollen Einflusses und ſeiner gefährlichen Folgen manche Dämme gegen ſeine Ausbreitung errichtete. Leſſing ſelbſt hatte in einem „Werther der Beſſere“ warnend ſeine Stimme erhoben; laut machte ſich die Unduldsamkeit eines Göze bemerkbar; der Leipziger Rat traf ſogar geſetzliche Verfügungen dagegen und die dänische Regierung ſuchte durch Verbote der gefährlichen allgemeinen Begeiſterung zu ſteuern. Als die erſte italieniſche Ueberſetzung erſchien, ließ der Biſchof von Mailand die ganze Auflage ablaufen, um dadurch den verderblichen Folgen vorzubeugen. Überallhin verfolgten den Dichter Werthers Schatten; den Geiſt, den er gerufen hatte, wurde er nicht mehr los. Selbſt in Italien konnte er den „Manen des unglücklichen Jünglings“ nicht entgehen.

Meisterwerke der Dichtkunst sind der einmalige, unwiederholbare Ausdruck aus der Zeit geborener Ideen und Seelenstimmungen. In ihnen hat ein allgemeiner, formloser Stoff Gestalt erhalten. Alle Nachahmungsversuche sind beeinträchtigt durch das Naturhafte ihres Wesens besonders dort, wo die nationale Eigenart dem Fremden ein Verstehen erschwert. Die Geschichte der Werthernachahmungen bildet eine endlose Reihe von Beweisen für diese Tatsache. Ein italienischer Werther trifft uns zunächst entgegen in Ugo Foscolos: „Le ultime lettere di Jacopo Ortis“, einer äußerlichen Nachahmung des deutschen Originals, wo nur das Notwendigste in der Weise geändert wird, daß an die Stelle von Albert — Odoardo, an Stelle der Pistole ein Dolch tritt. Schmerzliche Liebe des Helden zum Vaterlande sowie zur Geliebten Theresa treiben Odoardo dem Selbstmord entgegen. Den Mitteilungen Rogebues und Tiecks ist zu entnehmen, daß sie in Rom und Verona ein Stück spielen sahen, das den Titel „Carlotta e Werther“ führte und eine schlechte Darstellung des Wertherthemas bildete.

Wertvolle allgemeine Aufschlüsse über die Entwicklung und Gestaltung literarischer Beziehungen der Kulturvölker zueinander erhalten wir, wenn wir die Spuren von Goethes Werther dort verfolgen, wo sie auf fremdes Gebiet übergehen und zu einem Volke führen, das Jahrhunderte hindurch, gestützt auf glückliche Ergebnisse der Politik und Waffen, die geistige Vorherrschaft in Europa nicht immer im Interesse des allgemeinen Fortschrittes in eigensinnigen Händen hielt. Ferdinand Groß hat in einer verdienstvollen Studie über Werthers Schicksal in Frankreich, die für die folgenden Ausführungen unsere Quelle ist, ein übersichtliches Bild dieser Frage entworfen. Seine Ausführungen lassen deutlich die eifrigen Bemühungen erkennen, den Wertherstoff für Frankreich zu erobern, ihm eine französische Seele und französische Gestalt zu geben.

Diese Bestrebungen scheitern hauptsächlich daran, daß der Franzose dem deutschen Gemüt, das nun einmal den Grundzug des Werther bildet, nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen kann. Auch hier trifft uns klar die Laffache vor Augen, daß nicht der Stoff, sondern eine dem Stoff angemessene, ihn organisch aufbauende und gestaltende, mit Lebenwärme und -wahrheit beseelende Form das Wesen der Dichtung ausmacht.

Es war natürlich, daß Werther den mächtigsten Widerhall in Frankreich fand, wo der Boden durch Rousseaus „Neue Heloise“ besonders vorbereitet war. Die wuchtige Lebenskraft des Werkes brach alle Schranken nationalen Widerstandes und Dünkels nieder. Dann brachten auch die Kriege der französischen Republik und des ersten Kaiserreiches die Völker Europas in fortwährende Berührung. In ungestümem, freiheitsdürstendem Drang überfluteten mächtige Heeresmassen Europa, darunter Menschen, die von Idealen beseelt waren, deren Geist Voltaire und Rousseau befruchtet hatte. Mit Heißhunger wurde von ihnen aufgenommen, was an neuem, geistigem Gehalt sich darbot. Es war der leichtbeweglichen Gemütsart der Franzosen angemessen, wenn sie sich willig hingaben dem Zauber einer Dichtung, in der das Sehnen eines edlen, unglücklichen Herzens so erschütternden Ausdruck fand. —

Wenn Sainte-Beuve Goethes Schaffen überblickend meint: „Goethe ist für uns immer ein Fremder, ein Halb-Unbekannter, eine Art majestätischen Rätsels, ein entfernter Jupiter Amon in seinem Heiligtum geblieben, und alle Anstrengungen, die man gemacht hat, nicht um ihn zu popularisieren (denn das wird niemals möglich sein!), sondern um ihn unter uns zu naturalisieren, sind bisher nur zur Hälfte geglückt“, so gilt dies gewiß nicht mit Bezug auf Werther. Dieser wurde vielmehr nicht nur begeistert aufgenommen, sondern vielfach nachgeahmt und parodiert, und ein Werk muß sehr bekannt und volkstümlich geworden

sein, wenn man hofft, mit der Verspottung seiner Schwächen Eindruck zu machen.

Goethes Werther war von dem breiten französischen Publikum gelesen worden und war von nachhaltiger Wirkung auf die literarische Tätigkeit der Franzosen. Von allen französischen Nachahmungen des Werther kann gesagt werden, daß sie den innersten Kern des Goetheschen Werther nicht erfaßt haben. Inhalt und Form, Gedanke und Sprache der Goetheschen Werke sind im allgemeinen so innig miteinander verwoben, daß sie sich nur widerstrebend in fremdes Sprachgewand zwingen lassen. Bei Werther überwand das Interesse am Inhalt solche Bedenken und Schwierigkeiten. Jedenfalls hat schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Originals Seckendorf die erste französische Übersetzung angefertigt, der bald eine von Deyverdun und 1777 eine von Aubry folgte. 1779 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Daß man bei den Franzosen auch von meinem Werther bezaubert ist, hätte ich mir nicht vermuet“.

Pierre Leroux hatte den Werther verständnisvoll übertragen. George Sand äußerte sich darüber: „durch seine Übertragung hätten die Franzosen erst die Bedeutung vom Werther erfaßt, den man in zwei Stunden lese und einen Eindruck fürs ganze Leben gewinne.“ Treffend sind die Bemerkungen Leroux, daß das Datum von Werthers Briefen mit ihrem Inhalte harmonisch übereinstimme: „im Frühjahr sprieße seine Liebe, im Herbst fange sie an zu welken und im Winter töte er sich“. In diesem Zusammenhange führt Leroux aus: „Als ich vor einigen Jahren deutsch lernte, war ich von der Klarheit des Stils dieses Werther überrascht, der mich in meiner Jugend so tief bewegt hatte. Ich übersetzte jede Zeile wörtlich und fand, daß sich dabei ein sehr korrektes Französisch ergab. Die Sprache Goethes, auch wenn sie poetisch ist, ist ebenso klar, wie diejenige Voltaire's.“ Es bedeutet eine nicht geringe Anerkennung deut-

schen dichterischen Schaffens, wenn George Sand in der Vorrede zu einer neuen Auflage von Leroux Übersetzung sagt: „Es gibt keine Frau, welche nicht fühlt, daß sie trotz allen inneren Widerstandes und trotz aller ehelichen Treue Werther geliebt hätte . . .“

Die tiefe Wirkung des Werther äußerte sich bald auch in Nachahmungen. Die erste wurde 1777 veröffentlicht unter dem Titel: „Les dernières aventures du jeune d'Olban“ von Ramond, der als gebürtiger Straßburger mit seinem Werk eine vermittelnde Mission zu erfüllen hoffte. Das Werk Ramons, in dramatischer Form verfaßt, erschien anonym und war Lenz, dem Dichter der Sturm und Drangzeit, gewidmet. Es erscheint uns seinem inneren Gehalte nach als ein Vorbote Schopenhauerischer Verneinung des Willens zum Leben und ist von einer tiefen Sehnsucht nach dem Nirwana erfüllt. In Lali und Sinbal-d'Olban, die beide sich in unglücklicher Gemütsverfassung befinden, wird diese pessimistische Stimmung verkörpert. Nina, die Geliebte Sinbals, heiratet den nicht geliebten Serci, und so bleibt für Sinbal kein anderer Ausweg, als in den Tod zu gehen, betweint von Nina und Lali.

„Sainte-Alme“ von Gorgh hat Goethes Brieftechnik beibehalten. Ein Zeichen seiner weitgehenden Abhängigkeit vom Original ist die Anmerkung des Verfassers, er habe die Orts- und Personennamen verändert. Wenn auch nicht so wahr und wahrheitsliebend wie der echte Werther, hat er doch auch wie dieser sein Kostüm: „Frack aus grauem Tuch, Weste und Kniehose aus gelbem Lasting“, und er weiß sein Lebensschifflein so geschickt zu lenken, daß er seine geliebte Josefina glücklich heimführt. Gorgh und seine Gesinnungsgenossen meinten offenbar, Werther sei erreicht, wenn man einen unglücklichen Jüngling in wirrer Schreibart schildere, der sich in hoffnungsloser Leidenschaft verzehre und wenigstens den guten Willen habe, sich das Leben zu nehmen.

In der „Wertherie“ des Pierre Perrin haben wir eine eigenartige „Verweiblichung und Verspottung“ des Werther; der Verfasser bezeichnet sie als Pendant zu Goethes Dichtung. Seiner Dame empfiehlt er das Werk mit den Worten: „Ich biete Ihnen meine Wertherie. Sie liebte die Talente und die Tugend, war gefühlsvoll und unglücklich: Grund genug, um ihr Interesse zu erwecken.“ Die äußerliche Übereinstimmung mit Werther ist nahezu vollkommen. Augustine richtet von Zürich aus Briefe an ihre Freundin Sophie, mit der sie im Kloster erzogen wurde, und nennt sich Wertherie. Bei ihren 17 Jahren hat sie ungewöhnlich viele innere Kämpfe mitgemacht, was aus der Grabmalsinschrift, die ihre Kammerfrau der Selbstmörderin setzt, genugsam hervorgeht: „Wertherie — schön, tugendhaft und zu gefühlsvoll — ist, siebzehn Jahre alt, gestorben. Die Liebe hat sie getötet. Wanderer, lies, weine und zittere.“ Die Liebe Wertheries zu Herzberg steigert sich ins Ungewöhnliche. Als er ihr eines jener zärtlichen Modebücher vorliest und eine besonders rührende Stelle mit seinen Tränen und seinen Küssen benehmt, „drückt sie später diese Stelle tausend und tausend mal an ihre Lippen“. Sie geht ganz in ihm auf und scheut sich nicht, ihre grenzenlose Liebe in den Worten auszudrücken: „Wenn er da ist, so verschlingen meine Augen alles, was an ihm ist: seine Haare, seine Handschuhe, seine Weste; ich möchte all das sein und ihn niemals verlassen.“ Die parodistische Übertreibung ist sowohl hier, als auch an jener Stelle ersichtlich, wo Wertherie ihre gereizte Stimmung damit zu erklären sucht, daß sie ein Abführmittel genommen habe. Mit Frau Herzberg tritt der weibliche Albert auf, der die verzweifelte Wertherie zum Selbstmord treibt.

„Stellino, ou le nouveau Werther“ erschien wie „Wertherie“ im Jahre 1791. Der Name des Verfassers ist nicht genannt, an dessen Stelle steht der Satz: „Dedie a Madame, belle-soeur du Roi.“ Diese Schwägerin des

Königs war die Gattin Ludwig XVIII., der Verfasser ihr Kabinettssekretär Gourbillon. In der Vorrede des Werkes heißt es, die Franzosen hätten das Werk Goethes nie nach seinem vollen Werte zu würdigen gewußt. „Man betweinte das Schicksal Werthers. Man bewunderte die Lieblichkeit seiner Lotte. Aber die Weisheit, die Schönheit der Beschreibungen, die Feinheit und Originalität des Stils entgingen drei Vierteln seiner Betrunderer. Daher die Kleider und Hüte a la Charlotte. Man verschlang den Roman, . . . und das Buch befand sich alsbald in den Händen des Hofes und der ganzen Gesellschaft. Als die Mode wechselte und man dieser Hüte müde war, da ward man es rasch auch des Buches. O Goethe, könntest du dir denken, daß die verdiente Schätzung deines Werkes zugleich mit jener eines Fußgegenstandes kommen und gehen könne?!“

Aber trotz dieser Erkenntnisse steht Gourbillons „Stellino“ nicht über dem Durchschnitt der übrigen französischen Nachahmungen. In Venedig gewinnt Laura, die Gattin eines Lord, Stellinos Neigung. Auf langen Irrfahrten sucht er die Entschwundene, er gelangt nach Paris, und als er sie in London endlich wiederfieht, zieht er sich durch langes Anstarren der Angebeteten eine Augenentzündung zu. Stellino ist, wie alle französischen Werther, arbeitscheu. In den Tiefen eines wilden Wassers findet er schließlich den ersehnten Tod.

„Le peintre de Saltzbourg“ von Charles Nodier ist ein schwacher Abklatsch vom Werther, der die Meinung: „Nodier würde den Werther erfunden haben, falls er nicht schon existiert hätte“ wenig begründet erscheinen läßt. In einer Kritik des Stückes erwähnt Sainte-Beuve, wie in Nodiers Jugend der „enthousiasme germanique“ geherrscht habe und wie groß der Einfluß Werthers auf Nodier gewesen sei. In den Kreisen der „jeune France“ habe man mit Vorliebe den blauen Frack und die gelbe Hose Wer-

thers getragen. Der Untertitel dieses Werkes: „Tagebuch der Empfindungen eines leidenden Herzens“ ist bezeichnend für seine Gefühlswelt, deren Vertreter Munster und seine Geliebte Eulalia, die Frau eines Anderen, sind.

„Adolphe“ von Benjamin Constant zählt in Frankreich ebenfalls zur Werther-Literatur. Ellenore ist die Trägerin des Hauptgedankens, die gebrochenen Herzens stirbt, weil sie sich vom jungen Adolphe, „der sich trotz seiner Jugend langweilt, als hätte er schon alles erlebt und alles durchgekostet“, verlassen fühlt.

„Obermann“ von Etienne de Senancourt gilt als Wertherbuch, erschien 1804 und wurde seit 1830 viel gelesen.

Vom „Rene“ des Chateaubriand behauptete man, „daß er, während Werther die erwartungsvolle Sehnsucht vor der Revolution ausdrücke, die Enttäuschung nach derselben darstelle“.

Auch Sainte-Beuve hat einen französischen Werther gezeichnet. Sein Held, Josef Delorme, ist ein Poet, dessen Lebensgeschichte in Versen und Tagebüchern veröffentlicht wird. Sein Herz ist erfüllt von unendlicher Liebe zu der leidenden Menschheit und von unverföhnlichem Haß gegen die Mächtigen dieser Erde.

An Versuchen, Goethes Dichtung sittlich zu verbessern, hat es bei den Franzosen nicht gefehlt. Die „Lettres de Charlotte a Caroline, son amie, pendant ses liaisons avec Werther. Traduit de l'anglais“ 3. B., von einem nicht genannten Verfasser herrührend, gehören mit zu den wunderlichsten Erscheinungen der französischen Literatur: sie stellen ein für französisches Wesen eigenartiges Bemühen dar, „im Sinne englischer Prüderie zu versittlichen, gleichsam eine Art von Werther für höhere Töchterschulen zu schaffen“. Die Briefe — auch hier handelt es sich um solche — schreibt nicht Werther, sondern Charlotte. Die Angelegenheit wird vom Standpunkte des Weibes beleuchtet von einer Char-

lotte „voll Zurückhaltung, voll Entrüstung über jeden Ausbruch ungezügelter Leidenschaftlichkeit“.

Das Werk ist angeblich britischen Ursprungs und erschien in zwei Bänden in Paris bei Dufart 1797. Der Übersetzer — wenn er nicht zugleich auch der „mit englischer Maske versehene Verfasser“ ist — rühmt das Verdienstliche seiner Arbeit: „Ich habe die Leiden des jungen Werther gelesen, sie schienen mir die Inspiration eines jungen Mannes, ganz und gar hingegeben der Gärung seiner Jahre und der Leidenschaft, deren Folgen nur düstere sein können. Diese Briefe hier sind im Gegenteile der ehrbare Ausdruck einer freimütigen, fein besaiteten Seele, welche ihre Empfindungen kaum sich selbst zu gestehen wagt.“ Dann verbreitet sich der Verfasser über Goethes Verderbtheit und meint: „Ich schätze mich glücklich, indem ich dem Publikum diese Briefe darbiere, ihm nur solche Szenen vorzuführen, nur solche Ansichten mitzuteilen, die weder sein Zartgefühl verletzen, noch seine Gefühle verderben können...“ Dem deutschen Original wird vorgeworfen, daß es nicht nur „das schreckliche Verbrechen eines Selbstmörders“ verherrliche, sondern es „mit der ganzen Geschicklichkeit des Poeten rechtfertige und anempfehle.“ Als Beweis, welches Unheil die deutsche Dichtung angestiftet habe, führt er an: „eine junge, lebenswürdige Lady“ habe sich in Folge der Lektüre von „Werthers Leiden“ das Leben genommen. So beschmutzt der Verfasser nach ausgiebiger Benutzung seine ergiebige Quelle und verwandelt die Natur des Originals zur Künstelei in seinem Werke. Wenn die verwässerte Charlotte auch Werther beweint, so mißbilligt sie doch seine Tat: „Es ist eine strafbare, nach Sühne verlangende Handlung, voreilig seine Tage vor die Stufen des Ewigen hinzuschleudern.“ In ihrer Überhebung und dabei doch slavischen Abhängigkeit sind der Verfasser und sein Werk eigenartige Produkte der Wertherzeit und Wertherstimmung.

Welch tiefen Eindruck muß Goethes Werther auf die Franzosen ausgeübt haben, wenn Werther auch in anglicisirter Form einen Pariser Verleger fand. Es ist bezeichnend hiefür, daß sein großer Kriegsheros, der Welteroberer Napoleon, trotz seiner ruhelosen Beschäftigung mit weltumspannenden Plänen Zeit fand, das Werk sieben mal zu lesen, daß er den Werther zu seinen Lieblingswerken zählte und ihn selbst auf seinem Zuge nach Aegypten mit sich führte. Als der Kaiser im Jahre 1808 in Erfurt weilte, benützte er die erste Gelegenheit, sich mit Goethe zu treffen und eine Stunde lang zu unterreden. Vom Minister Maret begleitet, hatte Goethe sich zum Kaiser begeben, den er von Talleyrand, Daru, Berthier und Savary umgeben fand. Der Kaiser leitete selbst ein längeres Gespräch über Werther ein, in dessen Verlauf er eine genaue Kenntnis desselben verrieth. Wir erfahren hierüber in den Annalen von Goethe selbst folgendes: „Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das getan? es ist nicht naturgemäß; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte. Ich hörte ihm mit heiferem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgendjemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien damit zufrieden . . .“ Eckermann meinte, die von Napoleon angedeutete Stelle dort gefunden zu haben, „wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Albert ein Wort zu sagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen.“ Goethe äußerte sich dazu ge-

heimnisvoll und ausweichend: „Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verraten.“ Andere Vermutungen gehen dahin, daß Napoleon die mangelnde Einheit der Selbstmordmotive tadelte und die Melancholie des Helden allein ohne Beimengung des verletzten Ehrgeizes als Ursache des Selbstmordes gelten ließ. Einige Tage später kam es in Weimar während des Hofballes zu einer zweiten Unterredung mit Goethe, wobei Napoleon Goethe einlud, nach Paris zu kommen, wo er reiches Material zu poetischen Schöpfungen finden werde.

In der Zeit hoffnungsloser Finsternis und tiefster Erniedrigung Deutschlands hatte sich im Werther ein Licht entzündet, welches das Augenmerk des Gewaltigen auf sich lenkte und, trotz des ungeheuren Horizontes, den der Blick des Eroberers umfaßte, sein Auge blendete und magisch fesselte. Wie von der aufgehenden Sonne waren von diesem Lichte Strahlen ausgegangen, welche in ihrem Lichtkreise gefangen hielten die Geister einer Nation, die auf den Trümmern des alten, morschen Europa eine Weltherrschaft zu errichten sich anschickte. Was muß das für ein Mann gewesen sein, geistig und körperlich, welcher dem, der von schwindelnder Höhe auf Reiche und Menschen herabsah wie der Alltagsmensch auf Ameisenhaufen, die Werthers weltliterarische Bedeutung so sichtbar unterstreichenden Worte der Bewunderung abnöthigte: „Vous etes un homme“ und beim Abschied dem in Nachdenken Versunkenen die Worte auf die Lippen drängte: „Voilà un homme!“

„Und als wir nun so um und um
 Eins in dem andern glücklich waren,
 Wie Geister im Elhsium:
 Auf einmal stand in unsrer Mitten
 Ein Zauberer! — Aber denke nicht,
 Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
 Auf einem Drachen angeritten!
 Ein schöner Hexenmeister es war,
 Mit einem schwarzen Augenpaar,
 Zaubernden Augen voll Götterblicken,
 Gleichmächtig, zu töten und zu entzücken.
 So trat er unter uns herrlich und hehr,
 Ein echter Geisterkönig, daher;
 Und niemand fragte: Wer ist denn der?
 Wir fühlten beim ersten Blick, 's war Er!“
 (Wieland: An Psyche, 1776.)

Goethe war es, und er kam nach Weimar — er kam, weil er kommen sollte und kommen mußte. Die Zeit war erfüllt, der Boden für sein epochemachendes Wirken vorbereitet, und lange schon, allzulange war der deutsche Genius durch böses Mißgeschick von dem ihm gebührenden Ehrenplatz im Geistesleben der Völker verdrängt worden. Es klingt wie ein Ahnen dieser Notwendigkeit, wenn Goethe in Heidelberg, dem Weimarer Boten folgend, in hastigem Abschied der Demoiselle Delf — ihre Pläne ablehnend — zurief: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als müßig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnerung er sich doch kaum, woher er kam.“ Das Schicksal ging hier seine launisch-räthselhaften Zickzack- und Zufallswege, um ein bedeutendes Geschehen einzuleiten. Goethe

Weimar

sah auch hier, wie so oft in entscheidenden Augenblicken, das neckende Spiel eines dämonischen Wesens, das sich in Widersprüchen zu erkennen gab: er hatte sich für die Abfahrt nach Weimar vorbereitet, trat aber vorerst eine Italienreise an; nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg mußte er zurückkehren, um mit dem inzwischen eingetroffenen Kammerjunker v. Kalb nach Weimar zu fahren. Aber dieses Erlebnis schreibt Goethe am 30. Oktober 1775 in sein Tagebuch die Worte: „ . . . und was das Übrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sage zu und komme nicht, ich sage ab und komme.“

Goethes Leben und Schaffen bildet eine unteilbare Einheit. Um seine weltliterarischen Ideen und Bestrebungen zu verstehen, müssen wir den kühnen Wanderer auf seinem Höhenwege zu all den freien, lichten Höhen, von welchen die Reiche des Geistes klar und übersichtlich erscheinen, begleiten.

Alte, wenn auch zum Teil schon verwachsene Pfade fand Goethe auf seiner Wanderung in dem kunstsinnigen, liederfrohen Lande vor, das er am 7. November 1775 befrat. Vor mehr als einem halben Jahrtausend hatte hier der Landgraf Hermann von Thüringen die berühmten Meister des Minnesangs gastfreundlich aufgenommen. Wolframs Parzival, Walthers Lieder, die Sage vom Tannhäuser und vom Sängerkrieg auf der Wartburg sind ewig an seinen Namen und an sein Land geknüpft. Auf der Wartburg hatte Luther mit der Bibelübersetzung die Begründung der deutschen Schriftsprache begonnen. Einer in graue Vorzeit zurückreichenden Geschichte gegenüber erscheint die Entwicklung und Bedeutung der Stadt Weimar, wie sie Goethe bei seiner Ankunft vorfand, freilich gering. Einstens Sitz der Grafen von Weimar, der Landgrafen von Thüringen und Kurfürsten von Sachsen, war es seit

1547 zur ständigen Residenzstadt des Wettinisch-Ernestinischen Fürstenhauses, der Herzöge und Großherzöge von Sachsen-Weimar geworden. Bis zur Großjährigkeitserklärung Karl Augusts hatte die früh verwitwete Herzogin Anna Amalia in dem kleinen, armen Vororte eines kleinen, armen Staatswesens, in Weimar, das damals kaum mehr als 6000 Einwohner zählte, residiert. Schiller erwähnt: „Das Dorf Weimar“, Herder: „das wüste Weimar, dieses Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt“. Eigentlich war Weimar mit den Lustförftern der Umgebung: Belvedere, Tiefurt und Ettersburg fast ausschließlich Fürstentisch und Hoflager. Mit Recht hat F. Gundolf darauf hingewiesen, daß, während in Frankfurt, Leipzig, Straßburg für Goethe die Natur Umgebung und Ziel seiner Erholungsausflüge war, sie in Weimar dem Jäger und Reiter, der dazu noch in Amtsgeschäften immer über Land und unterwegs ist, unentbehrliche Gewohnheit wird. Diese Einheit von Kultur und Natur, von natürlich Gewachsenem und menschlich Geschaffenem, bildet für ihn die Brücke zum großen italienischen Erlebnis, den Übergang zu einer neuen Lebensstufe.

Nach einer freudlosen Kindheit war die sechzehnjährige Anna Amalia mit dem neunzehnjährigen Herzog Ernst August Konstantin von Weimar vermählt worden. Im dritten Jahre ihrer Ehe starb der Herzog und hinterließ seiner jungen Witwe in schwerer Zeit die drückende Sorge der Verwaltung eines vernachlässigten Landes und der Erziehung ihrer beiden Söhne, deren jüngster, Konstantin, vier Monate nach dem Tode des Vaters geboren war. Kein Geringerer als ihr Oheim Friedrich der Große hat ihrer mühevollen und erfolgreichen Arbeit rückhaltslose Anerkennung gezollt. Von dem Ernst und der Last ihrer schweren Pflichten allmählich befreit, trat immer deutlicher der Kern ihres Wesens: ihre heitere, lebenslustige, leutselige Art, welche die Etikette haßte, hervor. Voll lebens-

froher Teilnahme steht sie im Mittelpunkt der gesellschaftlichen Veranstaltungen des Hofes. Ein Augenzeuge berichtet über eine Abendunterhaltung der Hofgesellschaft folgendes: „Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathause . . . Die Herzogin war prächtig und brillierte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Die Herzogin tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand . . . Die ganze Masquerade war sehr voll und animiert . . . Es war auch ein Pharosisch da; der geringste Point war $\frac{1}{2}$ Gulden. Die Herzogin . . . spielte sehr generös und verlor einige Louisdor. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war“.

Mit tiefem Verständnis und außerordentlichen Fähigkeiten widmet sie sich der Ausübung verschiedener Künste und sammelt um sich einen Kreis edler, kunstbessener Menschen. Besonders nahe stehen ihr Frau von Stein, die geistvolle Gattin des Oberhofstallmeisters von Stein, und Fräulein von Göchhausen, die, obgleich von unscheinbarem, mißgestaltetem Äußern, doch wegen ihrer frischen Lebenslust und ihres geistprühenden, lebhaften Wesens von dem Kreise der Herzogin sehr bevorzugt wurde. Ihre lebhaften literarischen Interessen lassen es natürlich erscheinen, daß wir gerade ihrer Hand eine sorgfältige Abschrift der ältesten Faustszenen verdanken: den Urfaut, welchen 1887 Erich Schmidt in dem Archiv ihrer Familie entdeckte. Major von Knebel war Erzieher des jüngeren Prinzen Konstantin, er hatte Goethe dem Herzog Karl August zugeführt. Eigene Dichtungen und Übersetzungen des Propertius und Lucretius bezeugen seine klassische Bildung und sein poetisches Talent. Der Oberhofmeister der Herzogin Hildebrand von Einsiedel war Dichter und Komponist zugleich. Eine einnehmende äußere Erscheinung und gesellschaftliche Talente zeichneten den ständigen Begleiter des Herzogs Kammerherren von Wedel aus. Musikalische und dichterische

Begabung besaß der Wertherübersetzer Kammerherr von Seckendorf. Der als Märchenerzähler bekannte Musäus, der herzogliche Kabinettssekretär Bertuch, Bode aus Braunschweig, sie alle waren als Dilettanten von höheren geistigen Interessen beseelt.

Ein verantwortungsvolles Amt, die Erziehung ihrer Söhne, hatte die Herzogin dem Grafen Görz anvertraut. Aus Hannover, wo sein Vater Schloßhauptmann, sein Großvater Premierminister gewesen war, gebürtig, hatte er im 25. Lebensjahr sein Amt angetreten und sich als ernstesten, gravitätischen, formstrengen Mann, der mit Nachdruck auf die Etikette hielt, gezeigt. Anfänglich im Besitze des vollen Vertrauens der Herzogin, bezeichnete sie ihn später als „ehrgeizig, intrigant und unruhig“ und machte ihn verantwortlich für das trostlose, hartnäckige Wesen Karl Augusts.

Eine Kursänderung in der Erziehung der Prinzen bedeutete die Berufung des geistreichen, liebenswürdigen und heiteren Wieland, der in Erfurt den „goldenen Spiegel“ geschrieben hatte in der Erwartung, als Erzieher Josef II. nach Wien zu gelangen. Ihn fand Goethe in Weimar vor. Wenn Wieland auf Goethes Angriff in der Farce: „Götter, Helden und Wieland“ mit ruhiger, maßvoller, vornehmer Zurückhaltung geantwortet hatte, so schwand bei Goethes Ankunft der letzte Rest eines Grolls aus Wielands Brust und machte einer dauernden, verständnistiefen und liebevollen Verehrung Goethes Platz. Drei Tage nach Goethes Ankunft in Weimar schreibt Wieland über ihn an Jakobi: „O bester Bruder, was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tisch saß! Seitdem ist meine Seele voll von ihm wie ein Taupfen von der Morgensohle.“ Als er zum erstenmale Goethe aus seinen Werken vorlesen hört, bricht

er in die Worte aus: „Heute war eine Stunde, wo ich ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sah: außer mir, kniet ich neben ihm, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an . . . Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingeborenen einzigen Sohn liebe, indem ich, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht haben werden können . . . Er ist in allen Betrachtungen das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat.“ Am 7. Oktober 1776 schreibt er an Merck die ahnungsbollen Worte: „Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte, wie Gott, allenthalben sein! . . . Wenn Goethes Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündflut die übrige Welt bedeckt.“ Es sind dies neben vielen ähnlichen Äußerungen die Worte dessen, der in den nächstfolgenden Jahren seinen und seines Vaterlandes Ruhm durch die „Abderiten“, „Oberon“, „Peregrinus Proteus“ und „Aristipp“ vermehrte. Seine tiefe, gereifte Menschenkenntnis sehen wir daraus, daß Wieland, der sonst so reizbare, empfindliche und veränderliche Mann, Goethe gegenüber eine bis an sein Lebensende dauernde, gleichbleibend freundliche Haltung einnimmt. Seine Urteile und Zeugnisse über Goethe sind von höchstem Werte, denn sie stammen von einer gefestigten Persönlichkeit, die sich selbst durch Goethes jugendlichen Übermut und Spott nicht hatte anfechten lassen und sich ungestört dem geahnten, gegenwärtigen Wunder der außerordentlichen Erscheinung Goethes hingab.

Nicht so ungefrüht und dauernd waren die Beziehungen Goethes zu seinem großen Lehrmeister Herder, der über Goethes Veranlassung im Herbst 1776 als Generalsuperintendent nach Weimar kam. Freudig begrüßt Goethe den neugewonnenen Freund: „Laß uns ein neu Leben begin-

nen miteinander . . . Denn im Grunde habe ich doch bisher für dich fortgelebt, du für mich . . .“ und in rückhaltsloser Anerkennung schreibt Herder an Zimmermann: „Goethe schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit“. Der Freund Herder steht wieder an einem bedeutenden Lebensabschnitt als Wegweiser am Scheidewege da: sein Einfluß wird von grundlegender Bedeutung für Goethes naturwissenschaftliche Studien und damit für seine Entwicklung überhaupt. Während Herder in rein verstandesmäßigem Erfassen zu der Erkenntnis eines großen Zusammenhanges alles Bestehenden gelangt, dringt Goethe auf dem mühevolleren Wege geologischer, botanischer, physikalischer und astronomischer Studien zu demselben Ziele vor. Der Ertrag seiner zähen Kleinarbeit ist bald so überraschend, daß sich ihm immer deutlicher die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Natur enthüllt und er an Frau von Stein schreibt: „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchstabieren hat mir geholfen, jetzt rückt's auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, finde ich doch nichts Unerwartetes, es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will, als die Wahrheit um ihrer selbst willen.“ Durch die unabsehbare Fülle erkannter Einzelheiten gelangt er — auch hier seiner Zeit weit voraus-eilend, ein ewiges Musterbild naturwissenschaftlichen Forschens — zur Höhe, von welcher aus sich dem Auge alle Zusammenhänge klar darbieten. Die einzige Lücke in Herders Lehre von der Einheit aller organischen Wesen füllt er aus, indem sein intuitiver Forscherblick den Zwischenkieferknochen erkennt und mit dieser für die vergleichende Anatomie und die allgemeine Weltanschauung grundlegenden Erkenntnis die Einheit des tierischen und menschlichen Körperbaues nachweist. In freudiger Erregung schreibt er am 27. März 1784 an Herder: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem

Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsagliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tier-
schädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es . . . Ich habe mirs auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird.“ Und bewundernd äußert sich Herder über Goethe: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen.“ Goethe hatte die naturwissenschaftliche Bestätigung für Herders Einheitsgedanken erbracht, welcher für beide Freunde der Ausgangspunkt zur pantheistischen Gedankenwelt Spinozas — zum deus sive natura — wird, zugleich aber auch zu einer unüberbrückbaren Kluft zwischen dem Naturforscher Goethe und dem Theologen Herder führte. Die eigenartige Übereinstimmung bei so verschiedenen Ausgangspunkten hat Goethe mit den Worten ausgedrückt: „Wir sind so nah mit unseren Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten.“ Dieser geistigen Harmonie entsprachen die äußeren Beziehungen der beiden großen Männer zueinander keineswegs. Als Herder mit Goethes steigendem Ansehen und Einfluß im Staate nicht Schritt halten konnte, als die heranwachsenden Kinder im Hause Herders Geldsorgen hervorriefen, da nahm der Groll in Herders Brust immer mehr zu. Diese gereizte Stimmung übertrug er auch auf seine Umgebung, besonders auf Goethe, und sie steigerte sich zu einem unversöhnlichen Zwiespalt mit dem Hofe, als Herder offen für republikanische Ideen eintrat und kränkende Äußerungen über den Herzog sich zu Schulden kommen ließ. Längst waren alle Beziehungen Herders zu seinen früheren Freunden erkaltet, als er am 18. Dezember 1803 seine Augen für immer schloß.

Inzwischen hatte Goethes Leben von anderer Seite her eine unendliche Bereicherung und Erweiterung erfahren:

eine nähere Bekanntschaft mit Schiller hatte zu jenem großartigen Freundschaftsbund geführt, wie er in der Weltliteratur einzig dasteht. Dem Karlsruhler war schon am 14. Dezember des Jahres 1779 gelegentlich einer Feier in der Militärakademie der zwischen den Herzögen Karl August und Karl Eugen stehende Goethe wie ein leuchtendes Gestirn erschienen. Kleinmüthig und mit Blicken der Verzweiflung mag dann später der junge Schiller sein eigenes Mißgeschick an der glänzenden Laufbahn des Lieblings der Götter gemessen und doch wieder alle Kräfte zusammengerafft haben, um diesem glänzenden Vorbilde nachzustreben. Noch trennten Welten die beiden Großen unserer Literatur, noch lösten sich aus Schillers gärender Seele nur revolutionäre, formlose Dramen voll wütenden Tyrannenhasses ab, als Goethe längst zu innerer Abgeklärtheit gelangt war. Frau von Stein vermittelte am 7. September 1788 das erste Zusammentreffen der beiden Dichter, und Schiller schreibt unter diesem Eindruck an seinen Freund Körner: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen . . . Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Geist ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen . . .“ Aber lange, dornenvolle Wege bitterer Enttäuschung, wie sie uns Worte der Verzweiflung: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege“ blüßartig beleuchten, führen erst zum Zeitpunkt des 13. Juni 1794, an welchem Schiller Goethe zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift „Die Horen“ einlud, worauf am 24. Juni Goethes zusagende Antwort: „Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein“ erfolgte. Damit

war ein dauernder Verkehr und geistiger Austausch zwischen zwei führenden Geistern des deutschen Volkes, ja der Menschheit überhaupt eingeleitet worden. Der ununterbrochene briefliche Verkehr, seit 1799 ergänzt durch fast täglichen, persönlichen Umgang, wobei die höchsten Fragen geistigen Strebens besprochen wurden, bildet ein bleibendes Denkmal der hohen Gedankenwelt, in welcher sich die beiden großen Männer bewegten. Schiller bedeutet für Goethe eine Erneuerung seines vereinsamten Lebens. Er ist der einzige ebenbürtige Geistesgenosse, der durch seine tiefe, geschulte dichterische Begabung und durch seine unermüdlige Aktivität der Wiedererwecker von Goethes dichterischer Arbeitslust wurde. Goethe bedurfte — nach Gundolf — eines Mannes wie Schiller, der Dichter und Gelehrter genug war, um mitzufühlen und mitzudenken, der andrerseits aber auch energisch und feurig genug war, um ihn in steter Tätigkeit zu erhalten und ihn vor Erstarrung zu schützen. Es war von besonderem Wert, daß dieser neue Freund als Idealist nicht eine Steigerung, sondern eine Ergänzung des Daseins des Realisten Goethe bedeutete, wodurch ein Bund des aktiven und des produktiven Genius zustande kam.

Schillers Meisterdramen, die *Xenien*, Goethes *Hermann und Dorothea* sind in dieser Höhenluft entstanden, besonders aber ist die Vollendung des *Faust* auf Schillers Anregung zurückzuführen; seinem unablässigen Drängen ist es zuzuschreiben, daß Goethe die „Schwierigkeit, den alten geronnenen Stoff, wie er im Fragment, dem Torso des Herkules, vorlag, wieder ins Schmelzen zu bringen“ überwand.

Die große Produktivität dieser Jahre der Zusammenarbeit ist nur zu erklären aus der ununterbrochenen gegenseitigen Anregung, aus einem fröhlichen, rückhaltslosen Geben und Nehmen, das umso schönere Früchte zeitigte, als sich hier die Vertreter zweier verschiedener Weltanschauungen mit ihren reichen Schätzen beschenkten. Die sich ergänzenden

Gegensätze der beiden Dichter kommen, wie Lamprecht treffend ausführt, schon in ihrer äußeren Erscheinung zum Ausdruck: „Man weiß, wie Goethe den Zeitgenossen, und nicht zuletzt den Frauen, als Apoll galt: brünett, von großen Augen und prachtvoll hochgewölbter Stirn, mittelgroß, von festem, langem Rumpfe, gefiel er sich in der aufrechten Haltung des Siegers. Schiller dagegen war übergroß, mit sechs Fuß zwei Zoll der längste Mann in Weimar; auf schlanken Beinen ruhte ein Oberkörper mit schmaler Brust, der sich zwar edel, doch gern in liebenswürdiger Schüchternheit bewegte, und der Rumpf trug ein Haupt, dessen im Untergeficht stark hervortretender Knochenbau und breite Schwabenstirn mit zartdurchscheinender Haut bedeckt war, dessen Höhen röthliche Haare zierten, und dessen leicht entzündliche blaue Augen im allgemeinen ins Innere gekehrt waren: bis sie im besonderen Augenblick innig aufleuchteten.“ — Goethe, der Realist und Naturforscher, Schiller, der Idealist und Philosoph, sie verkörpern zwei Grundprinzipie der Weltbildung, die Schiller als naiv und sentimentalisch bezeichnete. Goethe, ganz erfüllt von dem Gegenstande seines Denkens, steht wie die Natur hinter seinem Werke. Wo diese Natur als unbewußt-selbstsichere Kraft sich zeigt, da sprechen wir von Naivität. Kinder und das Genie sind naiv. Das Genie läßt sich daran erkennen, daß es, allein vom Instinkt geleitet, sicher und unbeirrt den ihm von der Natur vorgezeichneten Weg geht. Sowie die Natur „das freiwillige Dasein, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen unabänderlichen Gesetzen ist“, ebenso wird der naive Dichter, seiner innersten Zusammensetzung nach selbst ein Stück Natur, die ihm angeborenen Anlagen sicher und harmonisch ausbilden. Der idealistische Dichter „sucht in der Natur erst das Ideal“, das er sich von ihr geschaffen hat, er ist sentimentalisch. Beim sentimentalischen Dichter ist die naturgemäße instinkthafte Harmonie verloren gegangen, er sucht die Nothwendig-

keit der Natur durch die Gesetzmäßigkeit des Denkens zu ersetzen.. Naiv und antik, sentimentalisch und modern sind aber dabei nicht identisch. Nicht nur die Alten waren naive Dichter, auch Goethes dichterisches Schaffen ist naiv. Das Goethesche gegenständliche Denken, das einem Anschauen gleichkommt, das den Stoff einer Dichtung erst gestaltet, wenn er durch inneres Erleben zum Eigentum gemacht wurde, ist das Denken des Genies, ist typisch naiv. Schillers Dichtung ist sentimentalisch. Er geht von der Idee aus und steigt vom Allgemeinen zum Besonderen herab. Seine Gestalten sind der Phantasie entnommen, selbst seine ersten Liebesgedichte einer erdichteten Geliebten gewidmet. Weil seine Dichtung von Stimmungen unabhängig war, konnte er trotz Siechtum und kurzer Lebensdauer so fruchtbar sein. Die naive und sentimentalische Dichtung ist an kein Zeitalter gebunden, beide sind durch Dichter der alten und neuen Zeit vertreten. Mit dieser Erkenntnis fällt die Mauer, welche fälschlich das Altertum aus einer großen Einheit ausschied, und über ihre Trümmer vereinen sich Shakespeare und Goethe mit Sophokles und Homer als geistesverwandte Brüder und es offenbart sich vor unseren Augen jene große Parallele, die sich vom Altertum bis zur Neuzeit als fortlaufende Kette einer ununterbrochenen geistigen Entwicklung hinzieht. Aber erst die Zusammenfassung beider Dichtungen, erst die gesamte poetische Äußerung bildet die neue „Idee der schönen Menschheit“. Aber der Welt der Erscheinungen und über der Welt der Gedanken erhebt sich, beide beherrschend, eine dritte Welt: das „Reich des einfach Schönen“, in dem Natur und Kunst sich verbinden und die Unterschiede der naiven und sentimentalischen Dichtung wie in einer letzten Harmonie zusammenfließen. Es ist eigentümlich, wenn auch verständlich, daß gerade Schiller, der weltliterarisch wenig interessierte, — er war und blieb der volkstümliche Dichter der deutschen Nation -- so klar die Quellen zweier literari-

scher Hauptströmungen der Weltliteratur, die seit den ältesten Zeiten Wesen und Inhalt der Weltichtung bestimmt haben, erkannte. Zum ersten Male war hier der hohe Gesichtspunkt gewonnen, welcher eine einheitliche, von Zeit und Raum unabhängige Entwicklung und alle dichterischen Offenbarungen der Völker als einheitliches, gesetzmäßiges Geschehen im geistigen Leben der Menschheit erkennen ließ. Schiller hat zuerst und für alle Zeiten in der Fülle flüchtiger Erscheinungen die ewige, einheitliche, verbindende Entwicklungslinie festgestellt. Sein in nationalen Schranken befangener Geist zeichnet hier mit sicherer Hand die großen Formen weltliterarischer Entwicklung. Vielleicht ist es gerade Goethe gewesen, an dem sich ihm diese Erkenntnis so klar und überzeugend aufdrängte in einer engen Zusammenarbeit, die eine neue Ära herbeiführte und zugleich als unvergängliches Symbol edler Freundschaft dasteht. Goethe hat das Wesen dieses Bundes in dem Satze kennzeichnet: „Selten ist es, daß Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen“. Goethe und Schiller waren Hälften eines Ganzen, Hälften der deutschen Gesamtheit, Sinnbilder der Gesamtheit des menschlichen Geistes. Die Doppelstatue Rietzschels in Weimar hat die zur Ganzheit sich zusammenschließenden Hälften unübertroffen dargestellt. Im Goldenen-Tor-Park zu San-Francisco steht eine Nachbildung dieses Denkmals als sinnreiches Symbol des deutschen Genius, das in weltumspannender Entfernung vom Urbild ein Zeugnis dafür ist, daß er als wesentlicher Bestandteil einen Platz in der Weltliteratur eingenommen hat.

Unter den Frauen des Weimarer Hofes hat Frau von Stein den größten Einfluß auf Goethes Entwicklung und dichterisches Schaffen ausgeübt. „Die Freundin Goethes“, in Weimar allgemein als „des Hofes Stierde und Ehre“ bewundert, hat Schiller mit folgenden Worten

gezeichnet: „Ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen“, und Knebel hebt an ihr hervor: „daß sie sich durch Fleiß und den Umgang mit vorzüglichen Menschen zu einem Wesen gebildet habe, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte.“ Wenige Monate bevor Goethe Frau von Stein kennen lernte, hatte er unter ihr Bildnis die Worte gesetzt: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftmut der allgemeine Eindruck.“ Als sich dann beider Lebenswege für lange Zeit vereinten, wuchs in täglichem Verkehr der Zusammenklang ihrer gleichgestimmten Seelen zu einer vollkommenen Harmonie, wie sie von menschlichem Ohr noch nie vernommen wurde. Noch nie ist das Aneinanderklingen seelischer Regungen in so naturhaft reinen Formen, in so klangvoll-klaarem Ausdruck altentworfener Annalen der Geistesgeschichte der Menschheit anvertraut worden. Was der Mann dem Weibe an hohen Gefühlen entgegenbringt, zittert und schwingt hier in jedem Worte mit: die Ritterlichkeit des Mittelalters, die bis ins Letzte gehende germanische Verehrung des Weibes, die in ihm die Seherin erkennt, die Innigkeit pietistischer Regungen, das Sehnen des mit den Stürmen des Lebens kämpfenden Mannes nach dem Hafen der Ruhe, Freude, Wonne, Entzücken, Leid, Schmerz, Verzweiflung, alle Saiten dieser mächtigen Harfe klingen bald in leisen, gedämpften Tönen, bald in mächtigen Akkorden an unser Ohr. Es ist die tiefe, das ganze Wesen erfassende und durchdringende Neigung wahlverwandter Seelen, die sich vom ersten Augenblick der Begegnung an verbinden, dem Zwange vorzeitlicher Zusammengehörigkeit folgend, wie sie Goethes Verse andeuten:

„Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau“.

Von den ersten Zeichen einer zufälligen Beachtung, von dem Jubel der Gewißheit und dem resignierten Schmerz unerfüllbaren Begehrens bis zu dem erschütternden „O!!!“, das Frau von Stein auf den letzten Brief Goethes setzt, sind alle Grade und Übergänge menschlichen Fühlens in immer neuen Formen und Wendungen auf Hunderten von Zetteln und Briefchen ausgedrückt, alle zusammen Zeugnisse der Tiefe und Größe einer Gefühlswelt, die Julian Schmidts Urteil rechtfertigen: „Hätte Goethe nichts weiter geschrieben, als die Briefe an Frau von Stein, so könnte man ihn schon darum als den größten Dichter der Liebe ahnen.“ Das Schicksalhafte, Naturgewollte klingt in den Worten: „. . . Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und Du einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als Dich. — — Wie glücklich müßte ich da sein! — oder wie unglücklich! . . .“ und läßt uns erkennen, wie sehr diese herrliche Frau das Dichten und Denken Goethes erfüllte. Mit Recht zählt man Frau von Stein, die unserem größten Dichter während eines langen, wichtigen Lebensabschnittes Mutter, Schwester, Beraterin, kurz alles in allem war, die von Herder hochgeachtet, von der Herzogin Luise abgöttisch verehrt wurde und die mütterliche Freundin Schillers war, die wegen des Zaubers edler Weiblichkeit und wegen ihres männlichen Dranges nach geistiger Vollkommenung bei Hofe und von allen ihren Bekannten hochgeschätzt wurde, zu den größten und edelsten deutschen Frauen. Frau von Stein hat in einem Augenblick des Unmutes ihre an Goethe gerichteten Briefe vernichtet; wir ahnen, was in ihnen der Welt verloren ging, wenn wir die Verse lesen:

„Ihr Gedanken fliehet mich,
 Wie der Freund von mir entwich!
 Ihr erinnert mich der Stunden,
 Die so liebevoll verschwunden.
 O, wie bin ich nun allein:
 Ewig werd ich einsam sein . . .“

In Iphigeniens Gestalt hat ihr der große Freund ein unvergängliches Denkmal errichtet, und als nach langen Jahren der Verstimmung Frau von Stein ihm verfährt die Hand reichte, schrieb er rückschauend jene Verse:

„Lida! Glück der nächsten Nähe,
 William! Stern der höchsten Höhe?
 Euch verdank ich, was ich bin.“

Karl August hat Goethe die Wege zu praktischer Betätigung geebnet und ihn auch auf diesem Gebiete zu überschauender Höhe menschlichen Daseins geführt. Seiner weisen Einsicht verdanken wir Goethe auch als Musterbild starken und tatkräftigen Menschentums. Der Jurist in Goethes Bildungsgänge hat diese starke Verbindung mit dem realen Leben hergestellt. Goethe, der Jurist, fand und ging mit festen Schritten den Lebensweg praktischer Betätigung, indem er den „Sänger“ neben den „König“ stellte und zu dem überreichen Lebensinhalt die würdigen, großen äußeren Lebensformen gesellte. Es ist ein bedeutungsvoller Zufall, daß die „Patriotischen Phantasien“ des Juristen Justus Möser das erste Gesprächsthema zwischen Karl August und Goethe bildeten. Die Schrift erscheint dem Leser heute wie ein Programm der Herrscherfähigkeit Karl Augusts. Es mußte auf den jungen Herzog einen außerordentlichen Eindruck machen, zu sehen, wie der Verfasser des „Werther“ so verblüffend klar um sich blickte und mit ruhigem, durchdringendem Blick Dinge des praktischen Verstandes prüfte.

Schon hier mögen Pläne einer engeren Zusammenarbeit dem Herzog vorgeswebt haben. Den Gastfreund nimmt dann in Weimar eine neue Welt auf, die neue Fähigkeiten und Kräfte in ihm erweckt, zu neuer Atmosphäre neue Organe bildet. In dieser neuen Umgebung, und nur hier, konnte jene bewundernswerte Allseitigkeit Goethes zu so vollkommener Entwicklung gelangen. Karl Augusts hervorragende, auch von dessen Großvater Friedrich dem Großen anerkannte Herrschereigenschaften bestanden nicht zuletzt darin, daß er wahre Größe erkannte, an sich fesselte und seinen Absichten dienstbar machte. Diese große Gabe hat er durch Heranziehung der führenden Geister seiner Zeit an seinen Hof glänzend bewiesen. Nicht Eitelkeit und Ruhmsucht waren die Triebfedern dieser Entschlüsse, sondern ein Bedürfnis nach geistiger Ebenbürtigkeit seines Umgangs. Goethe fand in dem jungen Herzog — wie Gundolf richtig bemerkt — einen Wesensverwandten, der ihm an wirklicher Lebensfülle, an echtem Sturm und Drang ebenbürtig war. Er fühlte sich durch Wahlverwandtschaft mit dem jungen Fürsten verbunden, der wie Goethe ein Kraftmensch war und in Goethe den Kraftmenschen, den er mit dämonischem Instinkt aus dem Werther herausgeföhlt hatte, suchte.

Der Grundzug des Wesens Karl Augusts war eine fast derbe Einfachheit. Ob er später in dem von Goethe hergerichteten Borkenhäuschen seine Regierungsgeschäfte erledigte, oder in seiner alten, unansehnlichen Droschke auf die Jagd fuhr und in einfachster Kleidung sich öffentlich zeigte, immer bot er das Bild größter Anspruchslosigkeit. In seinen jungen Jahren, als Goethe nach Weimar kam, hatte er als tollkühner Reiter, als leidenschaftlicher Jäger seinen stürmischen Betätigungsdrang befriedigt. zum Entsetzen seiner jungen, edlen, stillen Gemahlin, der Herzogin Luise, die trotz ihrer schüchternen Zurückgezogenheit später so unerschrocken Napoleon entgegentrat und ihm den Aus-

spruch abnötigte: „Das ist eine Frau, die auch unsere 200 Kanonen nicht haben in Furcht setzen können“. In ein wild-brandendes Leben hatte der 18jährige Herzog seinen geistreichen 26jährigen Gastfreund hineingezogen. Bald umschlang beide ein in heißer Daseinsfreude geschmiedetes inniges Freundschaftsband. Einen verständnisvollen Genossen seines stürmischen Lebensdranges hatte der junge Fürst in dem Führer des „Sturmes und Dranges“ gesucht und gefunden. Es ist ein Zeichen von tiefer erzieherischer Einsicht, von starker Willenskraft einer unverbrauchten genußfähigen Seele, wenn Goethe, der die Torheiten der Kraftgenialität längst abgestreift hatte, sich der Gefühlswelt des Herzogs näherte, um immer mehr dessen gärende Seele mit dem eigenen Geist zu erfüllen, und mit steigendem Vertrauen immer ausschließlicher zum Führer seines Lebens zu werden und selbst im wildesten Stürmen mit sicherer Hand das Steuer zu führen. Willig und zielbewußt wirft sich Goethe in den wilden Strudel ruhelos sich drängender Zerstreuungen. Jagden, halbschauerische Parforceritte, nächtliches Eislaufen bei Musik und Fackelbeleuchtung, Spiel und Tanz, übermüßige Zechgelage mit nächtlichen Lärm Szenen bei brüderlicher Gemeinschaft bis auf Wohnung und Kleider lösen einander ab. Wieland berichtet über dieses Treiben an Böttiger: „Hatte Goethe keine weiße Kannevasweste und Hosen (die damals Genietracht waren), so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe sein Bedürfnis holen . . . Alle Welt mußte damals im Werthertracht gehen, in welchen sich auch der Herzog kleidete, und wer sich keinen schaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen . . . Goethes große Kunst bestand von jeher darin, die Convenienz mit Füßen zu treten und dabei doch immer Flug um sich zu sehen.“ Goethe selbst schreibt über dieses Leben am 8. März 1776 an Merck: „Wir machen des Teufels Zeug. Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof habe ich nun probiert, nun will ich

auch das Regiment probieren und so immer fort.“ Die überschäumende Lebensfreude Goethes hat der Dichter Gleim in einer launigen Erzählung seiner Weimarer Eindrücke treffend kennzeichnet: „Ich war abends zu einer Gesellschaft der Herzogin Amalie eingeladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefel und Sporen und einem kurzen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wußte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Während einer kleinen Pause . . . erhob sich jener seine Jägersmann . . . vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich . . ., daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen . . . mit mir abwechseln wollte. Ich reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Muses . . . was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich. Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Stolberg, Bürger wurde so vorgelesen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermutes beim Schopfe nähme, und ich glaubte den wilden Jäger in lebhafte Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus . . . Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden

irgend etwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für meine Pflicht gehalten habe . . . vergaß er nicht . . . einen Strich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zuteil werden ließ, vergriffe. Er verglich mich . . . mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier . . . ausbrütet, dem es aber wohl auch einmal begegnet und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt. „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „Beides“, gab mir dieser zur Antwort „er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe, da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man tut wohl, ihm nicht zu nahe zu kommen.“

Aber auswärts wächst die Unzufriedenheit und das Geschrei wegen der sonderbaren Lebensweise, die der Herzog und Goethe führen. Klopstock fühlt sich veranlaßt, zu warnen. Goethes Antwort: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden . . .“ führt zum vollständigen Bruch mit Klopstock.

Goethes Verhalten läßt klar erkennen, daß er bei aller ausgelassenen Lebensweise das erste Erziehungsziel nicht aus den Augen verloren hat. Mitteilungen an Merck und Frau von Stein sind Beweise dafür: „Ich lebe immer in der tollen Welt und bin sehr in mich zurückgezogen . . . Ich habe mich tiefer ins Gebirge gesenkt und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen . . . Ich denke des Tages hundertmal an den Herzog . . . er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen . . .“ Anmut und Zweifel haben sich des Erziehers bemächtigt, wenn er an Frau von Stein schreibt: „So passioniert er für das Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darin

wohl als im Unschidlichen . . ." Goethes ernstes Kämpfen und Ringen mit dem Herzog, sein ununterbrochenes Bemühen, den Herzog zum Guten zu lenken, lassen seine Tagebuchaufzeichnungen hinreichend erkennen. Darauf deuten Eintragungen aus der Zeit vom Dezember 1778 bis zum August 1779. Statt vieler seien nur einige charakteristische angeführt: „Gespräch mit dem Herzog über Ordnung, Polizei und Gesetze . . .“; „Neue Conduite fürs künftige. Vorsicht mit dem Herzog. Von einem gewissen Gang nicht abzuweichen und den Herzog abzuhalten, daß er nur nichts für sich tut; denn er ist noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden“; „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Crone (Corona Schröter)“; „Conseil. Der Herzog zu viel gesprochen. Mit dem Herzog gegessen. Nach Tisch einige Erklärung über zu viel reden fallen lassen, sich vergeben, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredet werden sollten. Auch über die militärischen Makaronis (Spielereien)“; „Mit dem Herzog gegessen. Sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen“.

Im Herbst und Winter 1779 auf der gemeinsam mit dem Herzog unternommenen Schweizer Reise trifft dann der Höhe- und Wendepunkt in Goethes Erziehungsarbeit ein. Unter dem Eindruck der erhabenen Natur, im milden Sonnenschein seelischer Beeinflussung durch den Züricher Propheten Lavater schmilzt die verstockte Härte des Herzogs und klar tritt das Gold seiner Seele zu Tage. „Wir sind in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt . . . Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Erst hier geht mir recht klar auf, was für einen sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen

und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorfeilen auch dieser uns nachhause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen . . .“

Des Herzogs gärende Seele war zu innerer Festigkeit, Klarheit und Harmonie gelangt. Was er Goethes weiser Führung verdankte, hat Karl August unter anderen Äußerungen auch in einem Brief an Merck vom Februar 1783, als der ersehnte Thronerbe zur Welt gekommen war, offen bekannt: „Nun ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore.“ Des Herzogs Seele erschließt sich nun zu restlosem, uneingeschränktem Vertrauen dem Freunde gegenüber. Wir sehen ihn unentwegt und tatkräftig die Wege ebnen, stets willig die Hand dazu reichen, daß Goethe das Kunstwerk seines Lebens ungehemmt und ungehindert gestalten und ausbauen kann. Goethes Beamtenlaufbahn, seine Italienreise, die daran sich schließende uneingeschränkte Muße zu freier Tätigkeit sind untwiderlegbare Beweise dafür. Von vorübergehenden Verstimmungen und Meinungsverschiedenheiten in der Politik und vor allem auch in jener Theaterfrage, in welcher er den Ränken einer Schauspielerin ausgesetzt war, abgesehen, währte dieses Vertrauen bis zum Lebensende des Herzogs, der am 14. Juni 1828 im 71. Lebensjahre starb. Im Grunde genommen eine einfache soldatistische Natur, hatte er mit seinem instinktivem Empfinden die höchsten geistigen Forderungen seiner Zeit klar erkannt und im Vereine mit seinem großen Freunde trotz bescheidener Mittel seinen Hof zum wahrsten Musenhof gestaltet, zum geistigen Gegenpol der politischen Hauptstadt Deutschlands: Berlin. Von Ferdinand Jagemann stammt das einzige, 1805 ge-

malte, lebensgroße Portrait Karl Augusts. Adolf Stahr schreibt darüber: „Es macht den Eindruck großer auf sich ruhender Behaglichkeit. Der Herzog ist in einer offenen Landschaft seines Parks dargestellt, wie jemand, der im Gehen plötzlich still hält und sich zur Seite wendet. Die linke Hand ruht auf einem Felsen, die rechte steckt in der Brustöffnung des kurzen, grünen, mit Schnüren besetzten Rocks. Er trägt ein graues Beinkleid. Sporenstiefeln mit gelben Stulpen, eine weiße Weste mit gelben Knöpfen und weißes Halstuch. Man sieht diesem Lieblingsanzuge des alten Fürsten an, daß Engländer das Vorbild dazu geliefert haben. Es ist eine untergesetzte Gestalt. Er mag gegen sechzig Jahre alt sein. Das Gesicht ist breit, die Nase in der Mitte etwas eingefallen und stark nach der Spitze, dabei den Lippen nahe, weil die Oberlippe kurz ist. Die Stirn ist hoch, von blonden, bereits ins Graue übergehenden Haaren beschattet. Die blauen Augen sind hell und scharf, wie eines Falken, und sehen fest unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Der Gesamtausdruck des Kopfes ist kraftvolle Energie, durchdringendes Forschen und große Güte.“

Goethes staatsmännische Tätigkeit hat seinem Leben einen wichtigen Inhalt, ein besonderes Gepräge verliehen. Ohne sie würde Goethes Gesamterscheinung den menschlich wertvollsten Teil ihrer Allseitigkeit, ihr vorbildlich großes Menschentum verlieren. Sehr bald hatte er das für seine Entwicklung geeignete Arbeitsfeld erkannt. Schon Anfang des Jahres 1776 wird es selbst Außenstehenden klar, daß Goethe in Weimar bleiben werde. Wieland schreibt am 25. März 1776 an Merck: „Goethe bleibt nun wohl hier so lange Karl August lebt und möchte das bis zu Nestors Alter wahren.“ Vorher, schon am 22. Januar 1776, hatte Goethe an Merck geschrieben: . . . „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug.

und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde.“

Die Absicht des Herzogs, Goethe, der gleich anfangs den Beratungen des Geheimen-Rats zugezogen wurde, an seinen Staat zu fesseln, wird bekannt. Eine dauernde Verbindung des Herzogs mit dem, der so viel Anstoß und Ärgernis in der Öffentlichkeit erregt hat, erscheint gefährlich für das Staatswesen. Mit ganzer Wucht tritt Minister von Frisch dagegen auf, er droht mit seiner Abdankung. Männlich, fest und entschlossen antwortet der neunzehnjährige Fürst: „. . . Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Kollegium setze, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- und Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln.“ Von Kalb schreibt im Auftrage des Herzogs an Goethes Eltern: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihren vortrefflichen Sohn . . . macht es beiden unmöglich, sich voneinander zu trennen . . . Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit . . . wird unser junger Fürst . . . Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsrates mit einem Gehalt von 1200 Talern in sein Ministerium ziehen . . .“ Auf Grund des Ernennungsdekretes vom 11. Juni 1776 leistete Goethe den Eid und wurde in den Conseil eingeführt. Unter diesem Eindruck schreibt Goethe dem Freunde Restner: „Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden. Aus unserer Liebchaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne.“ Es setzt nun ein auf eigenes Anschauen

und Prüfen gegründetes Erforschen und Durchdringen jenes Landes ein, dem er für alle Zeiten den Stempel seines Wesens ausdrücken sollte. Schon im März 1776 schreibt Goethe an Merck: „Ich streiche was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig lernen.“ Das gleiche Bemühen erkennen wir aus Tagebuchnotizen des Jahres 1776: „3. Mai: nach Ilmenau. Brand; 4. Mai: im Bergwerk und Elgersburg; 5. Mai: nach Frauenwald mit dem Kommando. Zurück. Ilmenau; 7. Mai: über Hammerstein, den Gabelbach, die Kohlenwerke nach Stürzerbach; 8. Mai: Über den Finsterberg nach Suhl. Nach Stürzerbach zurück. Zurück nach Ilmenau; 10. Mai: Über Arnstadt, Neudorfendorf, Erfurt nach Weimar zurück.“ Solche und ähnlich bewegte Tage gehören nicht zu den Seltenheiten in Goethes Leben.

Und letzten Endes ist es doch immer wieder und hauptsächlich der juristisch vorgebildete Goethe, der sich die neue große Laufbahn ebnet und erfolgreich gestaltet. Wir dürfen nicht gering denken über diese Fähigkeiten. Goethe brachte gründliche Kenntnisse des öffentlichen Rechtes und der damaligen Rechtszustände in sein Amt mit. Durch den Vater und dessen Freunde in die öffentlichen Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches eingeführt, hatte er schon im Hause des Großvaters während des Siebenjährigen Krieges in Wesen und Art militärisch-diplomatischer Aktionen und Beziehungen zu deutschen und fremden Staaten unmittelbaren Einblick gewonnen. Das Universitätsstudium und der Aufenthalt beim Reichskammergericht hatten diese Kenntnisse vertieft. Ein großer Teil seiner Bekannten bestand aus Juristen. Zu den vertrautesten darunter gehörten: der Darmstädtische Minister Karl Friedrich von Moser, der Kriegsrat Hesse, Kanzler von Laroche, Kammerrat Friz Jacobi, der Kurmainzische Minister von Groschlag, der badische Minister von Edelsheim, endlich Oberamtmann Schlosser, Goethes Schwa-

ger. Gesprächsthemen mit diesen gutbefreundeten Männern bildeten hauptsächlich juristische und politische Fragen. Schon der Knabe hatte die Arbeit und soziale Lage der Handwerker scharf beobachtet. Im Elsaß hatte er auf seinen Fahrten einen tiefen Einblick gewonnen in die ökonomischen Verhältnisse, in den Gruben- Hütten- und Fabriksbetrieb des Landes. Und all die Fülle äußerer Anregungen können wir in ihrer großen, tiefgehenden Bedeutung erst richtig ermessen, wenn wir Goethes hellen, offenen, ausnahmsfähigen Sinn bedenken, den Fr. von Klettenberg zutreffend kennzeichnete, indem sie Frau Aja gegenüber sich äußerte: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris oder London zurückkommen.“ Wir ahnen die diplomatische Begabung des Ministers, wenn wir lesen, wie der grollende Schiller im Jahre 1789 „Gott-Goethe“ darstellt: „Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine, sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben . . .“ Die „Patriotischen Phantasien“ Mörsers, das Buch eines in der Praxis stehenden Mannes, mit seinen überzeugenden, aus reifer Erfahrung stammenden Darlegungen, seinen Vorschlägen über Mittel, welche der Landwirtschaft, dem Gewerbe, der Überschuldung abhelfen könnten, seinen tiefgründigen Betrachtungen über Handel und Handelsverbindungen hatte Goethe begeistert aufgenommen und sich darüber geäußert: „Ich trage sie mit mir herum; denn, wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“

Wie bei allem, was Goethe tat, so sehen wir ihn auch im Staatsdienste sich mit ganzer Kraft seiner Aufgabe widmen. Selbst die geringsten Arbeiten führt er mit größter Gewissenhaftigkeit aus. Seine bis in

die kleinsten Einzelheiten durchdachten und ausgeführten Gutachten und Anträge verschaffen ihm bald die Achtung und Anerkennung seiner Mitarbeiter und seines Fürsten. So erhält er im Januar 1779 zu seiner Stelle im Conseil die Leitung der Kriegs- und Wegbau-Kommission. Schon am 28. August folgt die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat, womit er gleichen Rang mit dem Minister von Gritsch erhielt. Im Jahre 1782 wird er Präsident der Kammer und auf Antrag des Herzogs vom Kaiser geadelt. In 7 Jahren hatte er durch hingebende, umsichtige, zähausdauernde Arbeit die erste Stelle im Staat erlangt. Eine Menge verschiedenartiger Geschäfte hatte seine ganze Arbeitskraft in Anspruch genommen, wobei es in seinem Kopf oft war wie in einer „Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschrotet, gemahlen, gewälkt und Öl gestoßen wird“. Da werden Accise- und Leihhausordnungen und Tuchmanufakturreglements ausgearbeitet; dann beschäftigen ihn wieder Wasser- und Straßenbauten, Rekrutenaushebungen, Verbesserungen der Armenanstalten, Bewässerung von Wiesen, Wiederbetrieb alter Gruben und Steinbrüche, die Besetzung jenaischer Professuren, die Ausrüstung wissenschaftlicher Anstalten, Parkanlagen, Bibliotheken und die Theaterfrage. Und nicht aus Akten, sondern aus eigener Anschauung sucht er jede Sache kennen zu lernen, weil er meint, „sie sähen von unten nach oben anders aus als von oben nach unten“. Weder Gefahr noch Mühen kennt er, wenn irgendwo sein persönliches Eingreifen notwendig erscheint. Die Not seiner Mitmenschen spornet ihn sofort zur Hilfeleistung an. Seinen Aufzeichnungen vom 26. Juni 1780 entnehmen wir: „Gestern war ich in Eittersberg . . . Die Nachricht vom Feuer in Groß-Brembach jagte mich fort und ich war geschwind in den Flammen . . . Meine Augenbrauen sind versengt und das Wasser in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht; ein wenig zu ruhen legt ich mich nach Mitternacht aufs Bett.“

Was er am 29. Februar 1784 in Jena bei schwerem Eisgang geleistet, erfahren wir durch den Herzog, der an Merck schreibt: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten, die besten Anstalten getroffen.“

Zu Beginn seiner Beamtenlaufbahn widmet sich Goethe mit besonderem Eifer der Wiederherstellung des Ilmenauer Bergbaues. Durch Berghauptmann von Trebra in das Bergwerkswesen eingeführt, geht sein unentwegtes Interesse für Ilmenau soweit, daß er im November 1777 in den Harz reist, um den Bergbau und seinen praktischen Betrieb an Ort und Stelle genau zu studieren, und er ruht nicht eher, bis Ilmenau am 15. Februar 1784 wieder eröffnet wird.

Auf Mercks Empfehlung läßt Goethe den Engländer Batty nach Weimar kommen, um sich mit ihm über Bodenverwertung, Pachtordnung und Güterzerschlagung zu beraten und dann energische Maßnahmen zur Hebung der Landwirtschaft zu treffen.

Die Universität Jena war ganz seiner Obhut unterstellt, hier geschah nichts ohne seine Einwilligung. In der Zeichenschule hielt er sogar selbst Vorlesungen über das menschliche Skelett. Die neue Weimarer Brandordnung war sein Verdienst. Die Kriegs- und Wegbaukommission, bisher arg verfahren, gab ihm als Vorsitzer Gelegenheit zu saubernder Arbeit: „Ich wills so sauber schaffen, als wenns die Tauben gelesen hätten.“ Keine Mühe scheuend durchreist er das Land, um die Aushebung persönlich vorzunehmen. Gegen den Willen des Herzogs wird die Weimarer Armee auf die Hälfte ihres früheren Bestandes herabgesetzt und das Beamtenpersonal in Ordnung gebracht.

Mehr zu schaffen macht ihm das zerrüttete Finanzwesen Weimars, vor allem deshalb, weil seine Maßnahmen sich oft gegen die Auffassung des Herzogs richten mußten. Der freigebige Fürst verbrauchte gewöhnlich mehr als seine Einnahmen gestatteten und ließ dann den Fehlbetrag

durch die Kammer decken. Dieses stellte Goethe ein, indem er unbeugsam erklärte: „Denn ich muß Johanni in Ordnung sein oder ab danken.“ So kann er Ende April 1783 Knebel mitteilen: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen.“ Die Ersparnisse verwendet er zur Unterstützung der Armen.

Der Verschönerung Weimars hat Goethe seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der großartige Weimarer Park, der mit so viel Mühe, Geschmack und Kostenaufwand hergestellt wurde, ist eine Schöpfung Goethes und auch heute noch die schönste landschaftliche Zierde Weimars. Der Umbau des zu engen Weimarer Theaters, das ein „Zeitbild von der Breite Wallensteins und ein Weltbild von dem Umfange des Faust“ nicht mehr fassen konnte, ist Goethes Verdienst. Ebenso verdanken die Bibliotheken von Weimar und Jena Goethes Fürsorge wesentliche Erweiterungen. Bei der Lage Weimars und der eigentümlichen Konstellation der damaligen deutschen Verhältnisse waren politische Erwägungen und Verhandlungen fast ununterbrochen auf der Tagesordnung. Es ist dies das einzige Gebiet, auf welchem der in politischen Dingen konservative Goethe mit seinem Fürsten nicht übereinstimmte. Durch mühevollen, ausdauernden und zielbewußten Arbeit war Goethe zum maßgebenden Führer des Staates geworden. Es ist gewiß keine Übertreibung, wenn Goethe 1782 von Herder als „das Weimariſche Faktum“ und von Knebel 1784 „das Rückgrat der Dinge“ bezeichnet wird.

Eine untergeordnete, wenn auch nicht unbedeutende Rolle spielt in dem ersten Weimarer Jahrzehnt diejenige Tätigkeit Goethes, welche dem geselligen Leben des Hofes gewidmet war. Sie allein hätte das Leben eines arbeitssamen, geistvollen Menschen ausfüllen können: für den

müheelos schaffenden Goethe sind es Leistungen des flüchtigen Augenblicks, in Stunden der Erholung rasch hingeworfen. Der familienartig sich zusammenschließende Hofkreis wird durch Goethe zu vermehrtem geistigem Bedürfnis angeregt. Ein durch ihn begründetes Liebhabertheater ist bald in vollem Gange. Eine Reihe von kleineren, aus der Augenblicksstimmung herausgewachsenen, zum Teil auch höheren dramatischen Absichten gewidmete Bühnenstücke Goethes dienen dem Zwecke, den Spielplan abwechslungsreich zu gestalten. In der Absicht, dem herzoglichen Paare Wege zu gegenseitigem Verstehen und Achten zu zeigen, verfaßt er das Festdrama „Lila“ und bringt es am 30. Januar 1777, dem Geburtstag der Herzogin, zur Aufführung. Ende Oktober des vorhergehenden Jahres war auf dem Heimwege von Jena das kleine Drama „Die Geschwister“ entstanden und in demselben Jahre hatte er „Erwin und Elmire“ gedichtet. Auf der Rückreise aus der Schweiz schrieb er „Jery und Bätely“. Veranlaßt durch Zuschriften empfindsamer Jünglinge hatte er die Parodie „Triumph der Empfindsamkeit“ verfaßt und zur Geburtstagsfeier der Herzogin im Jahre 1778 aufführen lassen. In kurzer Auseinanderfolge entstehen die Hofdichtungen „Scherz, List und Rache“, „Das Epiphaniasfest“, „Die Vögel, nach Aristophanes“. Auf der Ettersburger Bühne wird das „Jahrmärktsfest zu Plunderstweilen“, im Tiefurter Park Goethes „Fischerin“ aufgeführt. Außerdem werden Texte zu zahlreichen Maskenzügen, dieser neuen Goetheschen Dichtungsart, von ihm geschrieben. Der erste Maskenzug: „Ein Zug Lappländer“ wird 1781 am Geburtstag der Herzogin aufgeführt. Ähnliche Dichtungen: „Aufzug des Winters“, „Die weiblichen Tugenden“, „Der Aufzug der vier Weltalter“, „Der Planetentanz“, „Geist der Jugend“ folgen rasch aufeinander.

Aus dieser Zeit der Beschäftigung mit Schöpfungen der leichteren, heiteren Muse dringt nicht selten auch der

ernste, tiefe, volle Ton der Goetheschen Dichtung an unser Ohr, sei es, daß sich die Seele des Dichters erschließt in dem Gebet:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.“



oder daß die in Abenddämmerung und Naturbetrachtung aufgelöste Seele des Dichters in die Worte überströmt:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.“

oder sich ebenbürtig aneinanderreihen die Balladen „Der Erlkönig“, „Der Fischer“, „Der Sänger“, die Lieder Mignons und des Harfners, ebenso Perlen der deutschen Dichtung wie: „Ganhmed“, „Die Grenzen der Menschheit“. Im Sonnenschein des Einflusses der Frau von Stein reißt auch die erste Prosabearbeitung der „Iphigenie“. Egmont und Tasso werden in Angriff genommen.

Nach der Rückkehr aus Italien sehen wir die Neigung des Dichters zu stiller Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit in stetem Wachsen begriffen. Der Staatsmann tritt allmählich hinter den Dichter und Weltweisen zurück. Die Entfremdung mit Frau von Stein führt zur Gewiß-

sensche mit Christiane Vulpius, die ihm im Jahre 1789 den Sohn schenkt. Einen breiten Raum in seiner Tätigkeit nehmen die Naturwissenschaften ein. Sein Streben, verständnisvoll den Geheimnissen des Naturlebens nachzugehen, führt ihn zu botanischen, mineralogischen, geologischen, physikalischen und anatomischen Studien, die, beispielgebend betrieben, immer mehr sein Denken in Anspruch nehmen und Grundpfeiler seiner Weltanschauung werden. Die Einheit von Gott, Natur und Welt wird ihm zu unmittelbarer Gewißheit und als Brücke zur Lehre Spinozas die Grundlage seiner religiösen Überzeugung. Indem Goethe dann in Italien den Nachweis der Identität aller Pflanzen- und Tierkörpertheile erbrachte, wurde er insoweit ein Vorläufer Darwins, als er sowohl die Einheit aller organischen Wesen als auch ihre Entwicklung aus einer gemeinsamen Urform richtig erkannte. Die Entwicklung aus der Urform — der Idee des Lebewesens, der idealen, in Wirklichkeit nicht existierenden Gestalt des „Typus“ — geschieht nach Goethes Auffassung durch Ausbildung der in der Urform schon vorhandenen Keime, nach dem Gesetz der eigenen inneren Natur, im Gegensatz zur Ansicht Darwins, der die Entwicklung der Lebewesen durch äußere Kräfte: die Auslese des besser Angepaßten im Kampf ums Dasein erfolgen läßt. In den Vordergrund seines naturwissenschaftlichen Interesses tritt die Morphologie, „die Betrachtung des organischen Ganzen und der Gesetze, nach welchen sich die Lebewesen entwickeln“. Seine Arbeit kennzeichnet er mit den Worten: „Mein Bestreben war, mich in Kenntnis der äußeren Umstände zu setzen und dann nach den inneren Bedingungen zu fragen, die als Gestaltungsprinzip unter dem Einfluß derselben auftreten.“ In der deutschen Gelehrtenwelt wurden Goethes Errungenschaften allerdings totgeschwiegen. Zum erstenmale vertrat St. Hilaire gelegentlich seines wissenschaftlichen Streites mit Cuvier 1830 in der französischen

Akademie die Anschauung Goethes. Seine Freude hierüber hat Goethe Eckermann gegenüber geäußert: „Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Wert und ich juble mit Recht über den endlich erlebten, allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.“ Am wenigsten wurde Goethes „Farbenlehre“ verstanden und anerkannt. In Jahrzehnte langer, angestrengter Arbeit war er auf diesem Gebiete als Forscher und Künstler tätig gewesen. Wie er selbst über seine Forscherarbeit und deren Ergebnisse dachte, erkennen wir aus seinen Worten: „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein . . . Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farben der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher das Bewußtsein der Superiorität über viele.“ Auch hier führte sein Weg über das Gegebene hinaus wieder zur Höhe. Der historische Teil seiner „Farbenlehre“, die „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ wuchs nach Schillers Wort zu einer großartigen „allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens“, zu einer großgeschauten „Charakteristik aller Kulturvölker“ an.

Hand in Hand mit dieser wissenschaftlichen Arbeit geht eine reiche dichterische Tätigkeit. „Iphigenie“, „Egmont“ und „Tasso“ werden abgeschlossen, „Wilhelm Meister“, „Hermann und Dorothea“, „Die Wahlverwandtschaften“, seine Selbstbiographie vollendet. Eine unabsehbare Reihe größerer und kleinerer Dichtungen und Prosawerke entstehen, ergänzen, vollenden und schließen harmonisch die Lebensarbeit und das Lebensbild des Dichters. Und diese gewaltige Leistung krönend und umfassend, den gewonnenen, unermesslichen Lebensinhalt meisterhaft formend, widmete er den größten Teil seiner besten Arbeit der Faustdichtung, die kurz vor seinem Lebensende abgeschlossen wird.

Mit dieser Riesenarbeit ist ein fast unübersehbarer Briefverkehr mit führenden Persönlichkeiten seiner Zeit verbunden, der wegen seiner geistigen Bedeutung und der unzähligen welt- und menschenverbindenden Fäden, die sich nach allen Richtungen knüpfen, mit dazu beitrug, daß Weimar — die Residenz des Monarchen im Reiche des Geistes — zu ungeahnter Weltbedeutung sich erhob. Die Augen der gebildeten Menschheit richteten sich auf diesen geistigen Brennpunkt der Welt, zahlreiche und große Interessenskreise bildeten sich um Weimar. Früh schon hatte Goethes Leipziger Lehrer Oser feste Beziehungen zum Hofe in Weimar angeknüpft. Alljährlich kam er aus Leipzig nach Weimar und wurde der künstlerische Berater der Herzogin. Bis zu seinem Lebensende haben lebhafteste Interessen den treuen Merck mit Weimar, mit dem Herzog und vor allem mit Goethe verbunden. Nur flüchtig konnte Goethes Freude sein, wenn die Kraftgenies der Frankfurter Zeit sich der Reihe nach in Weimar einstellten. Die Grafen Stolberg, in den achtziger Jahren der berühmte Johann Müller, der Philosoph Garve, Jacobi, Claudius, der Züricher Prophet Lavater und später Jean Paul erfahren in Weimar freundliche Aufnahme. Friedrich August Wolf aus Halle, der Statthalter Dalberg, Baron Knigge, der berühmte Autor des Umgangs mit Menschen, lernte Goethe in Weimar kennen. Ein großer Teil der deutschen Fürsten sucht in Weimar die Bekanntschaft mit Goethe. Durch unmittelbare Verbindung mit der Universität Jena, deren Protektor Goethe war, gehören zu diesem engsten Kreis Gelehrte wie Döderlein, Griesbach, Schüz und Loder; hier wirken die berühmten Philosophen Fichte, Schelling, Hegel und stehen mit Goethe im Gedankenaustausch. Die Hauptvertreter der romantischen Schule: die Gebrüder Schlegel, Novalis-Hardenberg, Clemens Brentano, Ludwig Tieck begründeten hier eine neue Richtung der Poesie. Alexander von Humboldt tritt dem engsten Freundeskreise Goethes bei. Am

12. November 1806 eröffnet Johanna Schopenhauer ihre „Donnerstag-Abendgesellschaften für die Elite des geistreichen Weimars“. Goethe steht diesem Kreise nahe und lernt den jungen Schopenhauer kennen. Schon 1800 hatte sich Kosebue in Weimar niedergelassen. Vom 6.--10. November 1805 weilte Kaiser Alexander am Weimariſchen Hofe, vom 15. bis 17. Oktober 1806 iſt Napoleon in Weimar anweſend. Der alte Freund Zelter brachte 1821 das Wunderkind Felix Mendelsjohn-Bartholdy, „den himmliſchen, koſtbaren Knaben“, deſſen Spiel Goethe ſtundenlang mit Entzücken lauſchte, nach Weimar. Der Dichter Heinrich Heine bezeugte Goethe im Oktober 1824 in Weimar ſeine perſönliche Huldigung. Dieſen Beſuch hat Heine folgendermaßen geſchildert: „Die Übereinkunft der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war ebenſo bedeutſam wie das Wort, das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch. Klar, freudig, edel, gemeſſen, und man könnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudieren, wie an einer Antike . . . ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken . . . Die Zeit hat auch ſein Haupt bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenſalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter . . . Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüberſtand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Flügen im

Schnabel.“ — Auch Franz Grillparzer besuchte im September 1826 Goethe. Von ihm stammen die Worte: „Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf der Erde.“

Fast ebenso groß ist die Zahl der Bekannten, die ihm auf seinen zahlreichen Reisen, gelegentlich seiner Badeaufenthalte näher treten. In Karlsbad lernte 1810 der junge Theodor Körner den verehrten und vielbewundernten Dichtersfürsten kennen. Im Jahre 1812 treffen sich in Karlsbad Goethe und L. v. Beethoven. Im Sommer 1815 kommt Goethe in Köln mit den großen Gegnern Napoleons Freiherren von Stein und Ernst Moritz Arndt zusammen. In Teplitz knüpft Goethe Beziehungen an zu König Ludwig von Holland und zu der Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich.

Den hochbetagten Goethe suchen die preussischen Prinzen und späteren preussischen Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. im Jahre 1827 in Weimar auf, und in demselben Jahre erschien König Ludwig von Bayern, um Goethe zum Geburtstag zu beglückwünschen. Auch der König von Württemberg besucht Goethe 1831 in Weimar. Wiederholt weilen die berühmten Künstler Friedrich Preller und Chr. D. Rauch in Weimar bei Goethe.

Nicht minder wendet aber auch das Ausland Weimar und Goethe sein Interesse zu. Der reiche und wohlkafige Engländer Gore, der Schotte Macdonald lassen sich in Weimar häuslich nieder. Weimar wird zum Reiseziel bildungseifriger Engländer. Thomas Carlyle, der voll Verehrung zu Goethe als seinem Lehrer emporblickte, erwarb sich große Verdienste um die Verbreitung von Goethes Schriften in England. Auf Carlyles Veranlassung sandten 15 englische Freunde Goethes, darunter auch Walthers Scott, ihm zum 28. August 1831 ein kunstvoll gearbeitetes Siegel mit der Inschrift: „Dem deutschen Meister, von Freunden in England.“ Sie dankten in einem besonderen Schrei-

ben „als geistige Schüler ihrem geistigen Lehrer“, der die ganze Welt sich zum Dank verpflichtet habe. Goethe bewunderte die aufblühenden Talente Byrons, der seinerseits wiederholt ihm seine Achtung und Wertschätzung bezeugt hatte. Die geistige Verbindung mit Italien wurde schon im Elternhause hergestellt und hat bis zu seinem Lebensende nicht aufgehört. Zahlreiche Aufsätze in „Kunst und Altertum“ über italienische Literatur, seine Beurteilung der Streckfußschen Dante-Übersetzung, die rastlosen Bemühungen, seinen Liebling Manzoni in Deutschland einzubürgern, stehen alle in engstem Zusammenhang mit dem Ziele, seinen Lieblingsgedanken, die Weltliteratur, zu gestalten. Die spanische Literatur sah er hauptsächlich durch Calderon vertreten. Einen großen Eindruck machte auf ihn die spanische Romanzendichtung.

Der französischen Literatur hat Goethe stets eine besondere Beachtung und Wertschätzung entgegengebracht. In Begleitung des Benjamin Constant erschien im Jahre 1803 Frau Stael in Weimar. Wenn die geräuschvolle Art der geistreichen Französin Goethe auch oft zur Qual wurde, so ließ er doch ihrer geistigen Bedeutung volle Gerechtigkeit widerfahren. Ebenso rückhaltslos wurden Albert Stapfer, Alexander Duval und Ampere von ihm anerkannt. Große Freude widerfuhr Goethe, als ihn der Übersetzer und Herausgeber seiner Werke, Stapfer und Ampere, welcher letzterer in Paris als Professor für neuere Literatur und Mitarbeiter des Globe lebte, in Weimar besuchten. Er knüpfte an diesen Besuch große Hoffnungen für die Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich und für die Entwicklung seiner Idee einer Weltliteratur.

Goethes alte Vorliebe für die Volkspoesie führte ihn zu den Quellen dichterischer Tätigkeit fast aller Kulturvölker. Er studierte oder übersetzte englische, altschottische, dänische, litauische, altschlesische, serbische, neugriechische Volkslieder. Sein geistiger Horizont umspannte die gesamte Dichtung

der Menschheit. So wie er alle mit neuem Leben erfüllte, nahm er auch von überallher neue Anregungen in sich auf. Es gibt kaum ein Kulturvolk, auf welches die Sonne Goethescher Dichtung nicht befruchtend eingewirkt hätte. Dies hat besonders auch Frankreich erfahren. Das deutsche Fühlen und Denken, die deutsche Idealität und Universalität, die Goethe so vollkommen und harmonisch verkörperte, wird von den Franzosen aufgenommen und bringt neue, frische Kraft in die gealterte französische Literatur. Die verkörerten Frauengestalten Lotte, Dorothea, Mignon und Gretchen wurden bleibendes geistiges Gut der Gefühls- und Phantasiewelt der französischen Dichtung. Die französischen Opern „Faust“ und „Mignon“ sind sprechende Beweise dafür. Einer Huldigung von ganz Frankreich kam es gleich, als der berühmte französische Bildhauer David d'Angers, der Goethe die Werke von Hugo, Vigny, Ballanche und Balzac vermittelt hatte, im Jahre 1829 nach Weimar kam, um mit kunstgeübter Hand Goethes Kolossalbüste zu modellieren, die im Jahre 1831 an Goethes Geburtstage feierlich enthüllt wurde.

Karl August hatte für den 7. November 1825 die Feier der fünfzigjährigen Wiederkehr von Goethes Ankomst in Weimar angeordnet. Der Herzog ließ an die Straßenumauern einen Erlaß an den Geheimrat und Staatsminister von Goethe anschlagen, in dem er dankte für „die Treue, Neigung und Beständigkeit seines Jugendfreundes“ und offen bekannte: „Seinem umsichtigen Rat, seiner lebendigen Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen verdanke ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen, und ihn für immer gewonnen zu haben, achte ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung.“ Seiner Dankbarkeit verlieh er noch dadurch sichtbaren Ausdruck, daß er eine „Denkmünze mit den verbundenen Bildnissen des Großherzogs, der Großherzogin und dem Bildnis Goethes und der Unterschrift: Karl August und Luise Goethen zum 7. November 1825“ prägen ließ.

Ein kunstvolles Werk hatte der greise Goethe in seinem Leben harmonisch zu Ende geführt. Seine große Persönlichkeit gab der Lebende schon seiner Um- und Mitwelt, mit seinem Tode war dann unmerklich „des Lebenden Wirklichkeit in die weltumfassende, schrankenlose Wirkung des unsterblichen Toten übergegangen.“ Dieser gewaltige Geist kehrte in seine Heimat zurück, von „da er kam; er wurde von Neuem ein Teil des deutschen Volksgeistes selbst“. Friedrich Prellers Gemälde „Goethe im Tode“ stellt die bildliche Bestätigung und Ergänzung dessen dar, was Eckermann sah und mit den Worten schilderte: „Am andern Morgen nach Goethes Tode ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhabenen edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackt in ein weißes Bettuch gehüllt . . . Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettleichkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen“.

Wohl hatte dieses große Herz aufgehört zu schlagen, aber umso hemmungsloser setzte nun die Wirkung seines von irdischen Banden befreiten Geistes ein. An das Ende dieses großen irdischen Daseins, dessen gewaltiger Umfang, wie die obigen Ausführungen ahnen lassen, selbst für das geübte Auge des Kundigen schwer zu übersehen ist, schloß sich das größere geistige Leben der Unsterblichkeit. Darin besteht das Große in Goethes Lebenswerk, daß in seinem Schaffen dichterisch-geistige Belange mit völlig allgemein menschlichen Zwecken in völligem Einklange stehen, sowie er ja in seiner Person Tasso und Antonio vereinigte. Zunächst hatte sich die lebenspendende Kraft dieses Geistes an der Stätte seiner Wirksamkeit geltend gemacht. Frau von Stael führt in ihrem Buche über Deutschland aus: „Man nannte Weimar längst Deutschlands Athen, und in der That war es die einzige Stadt, in welcher das Interesse für die schönen Künste einheimisch, national und ein brüderliches Band für alle Stände ist.“ Weimar war durch Goethe zur geistigen Hauptstadt, zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands geworden in einem Maße, wie es bis dahin noch keine deutsche Stadt gewesen war. Früh wurde sie zum Sinnbild einer künftigen politischen Einigung Deutschlands. Hier war der Grundstein zu einem großen geistigen deutschen Zukunftsreich gelegt worden, das berufen ist, eine dauernde geistige Weltmacht zu werden, die alle Deutschen der Erde und letzten Endes die gesamte Menschheit brüderlich umfaßt. Das stolze Selbstbewußtsein des Sages: „An deutschem Wesen soll die Welt genesen“ erscheint im Lichte Weimars durchaus begründet. Das Werk von Weimar ist nicht abgeschlossen, ein neues, großes Leben kann daraus entstehen, wenn die deutsche aufbauende Kraft sich in den Dienst dieser großen Erfolg verheißenden Arbeit stellt.

Von Weimar, der Hochburg des reinen deutschen Geistes und Wesens, können solche tiefe, menscheneinende Wirkungen ausgehen, wenn es in uns ähnliche Kräfte aus-

löst, wie sie dort lebendig waren. Dieser Geist von Weimar führt zunächst in die schöpferische Stille der eigenen Seele, er flößt uns ruhige Festigkeit gegenüber dem verführerischen Schein der Körperlichkeit dieser Welt ein, er treibt uns aber auch zu anschauendem Beobachten des bunten Spiels der Schöpferkräfte und zwingt uns zu liebevoller Teilnahme am Wesen und Leben des Mitmenschen. Denn hier hat Goethe in reiner und reicher Menschlichkeit alle „Möglichkeiten des Geistes ergriffen und durchdacht.“ Hier erwächst „mitten in der Fülle dahingeschwundener Größe und doch gegenwärtigen Weiterlebens“ aus der Vergangenheit die Hoffnung auf lebenskräftige Zukunft, auf ewigen Fortschritt der Menschheit zu Wahrheit und Schönheit.

Freudig erregten Herzens haben wir in den letzten Jahren immer deutlicher und klarer erkennen können, daß das deutsche Volk noch lebt, daß es allmählich gesundet und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegengeht. Daher soll die Weimarer Tradition mehr denn je in uns lebendig werden. Gerade wir Deutschen der Nachkriegszeit, die wir im Glauben an uns wankend geworden sind, die wir unseren inneren Menschen, unser einheitliches Weltbild verloren, unsere Welt entgötlicht haben und keine Wunder mehr sehen können, die wir in seelischer und geistiger Zerrissenheit ohne festen Halt dastehen und uns in äußerer Not vor fremdem Willen beugen müssen, bedürfen der stillen Einkehr in den Geist Weimars. Er läßt uns so recht froh werden in dem erhabenen Gefühl einer von den Wechselfällen des irdischen Daseins unberührbaren, höheren Existenz, einer großen geistigen deutschen Gemeinschaft, die keine geographischen und politischen Schranken kennt, die keine äußere Gewalt unterjochen und sprengen kann.

In einer Zeit der größten deutschen Zerrissenheit entstand damals in Weimar ein gewaltiges deutsches Reich, das die deutschen Geister in seinen Lichtkreis lockte. Längst fühlten sich unbewußt die Deutschen der Erde in Weimar geeinigt.

als der deutsche Boden und das deutsche Volk noch durch ein sinnloses Gewirr von Grenzpfählen in zahllose einander oft feindlich gegenüberstehende Gebiete getrennt und Preussen, Sachsen und Bayern fremde Staaten des gleichen Volkes waren. Goethe hat trotz dem sinnberwirrenden, bunten Bild äußerlich trennender Momente, wie es sich seinem Auge darbot, die einende Kraft dieses deutschen Geistes geahnt. Die Aufzeichnungen Eckermanns lassen dieses deutlich erkennen: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in der Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum. Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlfahrt in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer emp-

funden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden grossen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen grossen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge? Wodurch ist Deutschland gross als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmässig durchdrungen hat? Sind es aber nicht die einzelnen Fürstenthümer, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? Geseht, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stünde, ja auch um einen überverbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht. Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überflusse da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich? Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über 70 hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten sind. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen. Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand Deutschlands gar nicht zu berechnen: würden sie aber wohl bleiben was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten? Ich habe Ursache daran zu zweifeln.“ (Zu Eckermann, 23. Oktober 1828.)

Goethe steht auch heute — mehr als allgemein bewußt ist — im Mittelpunkte des deutschen Geisteslebens und der Deutsche wird immer wieder zu ihm zurückkehren müssen, wenn er auf den langen, weitverzweigten Wegen seiner Entwicklung nicht irre gehen soll. Goethes Gesamtwerk ist fest und tief in der realen Welt verankert. Er war ein starker Meister des Lebens und er wird für uns eine ewige Quelle der Erkenntnis sein, wie dieses Leben edel, würdig, erfolg- und genussreich gestaltet und geführt werden soll.

Es war ein einsichtiges Verstehen, ein sinngemäßes Anknüpfen an die Tradition der Geburtsstätte der geistigen deutschen Einheit, wenn im Jahre 1919 die Nationalversammlung in Weimar den Grundstein zum neuen deutschen Staatswesen legte. Viele und grundlegende Änderungen und großzügige Erweiterungen werden sich freilich noch als notwendig erweisen, ehe dieser Rahmen endlich das Gesamtdeutschtum einschließt und den Forderungen des Weltdeutschtums genügend Rechnung trägt. Dem Geiste Weimars allein kann dieses neue große Bestreben ausgehen, hier allein sind im Wirken Goethes die großen Umrisse gezeichnet und gegeben,

die allen Anforderungen einer geistigen Einigung aller Deutschen der Welt entsprechen können. Das preußische Reich Bismarcks ist gerade nur ein allerdings notwendiger Anfang, eine Grundlage für dieses künftige geistige deutsche Weltreich. In absehbarer Zeit werden Bismarcks Ideen sich als zu eng und daher durch die Entwicklung überholt erweisen, und immer klarer wird sich die Erkenntnis durchdringen, daß der Geist von Weimar-„Goetheopolis“ allein die volle, genügend elastische Fassungskraft besitzt, den deutschen Ansprüchen für die Zukunft zu genügen. Als umsichtiger, vorsorglicher, ökonomisch-sparsender Wirt hat Bismarck die reifen Früchte aus Weimars klassischer Zeit geerntet; doch war seine Fürsorge, den Forderungen des Augenblicks dienend, zu eng begrenzt, seine Wirtschaftsräume zu klein angelegt, um den großen Erfordernissen unserer und künftiger Tage genügend Rechnung tragen zu können. Eher noch wäre Luthers kirchlich-deutsche Einheitsform geeignet gewesen, einer künftigen Entwicklung die entsprechenden Bahnen zu ebnen, wenn sie alle Deutsche und nur Deutsche umfaßt hätte. Die Reformation als Teilerfolg hat ihre deutsche Weltmission nicht erfüllen können.

Aus der Erkenntnis der Unzulänglichkeit aller bisherigen Wege und Maßnahmen, die eine große geistige deutsche Einheit bezwecken, sind die umfassenden Arbeiten des Stuttgarter „Deutschen Ausland-Institutes“, sowie des „Vereins für das Deutschtum im Auslande“ hervorgegangen. Gerade im Zusammenhang mit ihrer nicht hoch genug zu veranschlagenden Tätigkeit ist die Weite dieser Aufgabe besonders klar hervorgetreten. Groß ist die Aufgabe, denn noch größer war in den vergangenen Jahrhunderten die Sünde der Planlosigkeit und Leichtfertigkeit in der deutschen Siedlungsfrage. Beispiellos in der Geschichte und grauenhaft ist es zu verfolgen, wie der deutsche Volkskörper zerbröckelte infolge der Auswanderung größerer und kleinerer deutscher Volksgruppen, die plan-

und systemlos, geführt allein von ihrer Abenteuer- und Wanderlust, in widersinniger Zerstreuung, Isolierung und gänzlicher Abgetrenntheit vom Mutterlande ihren kulturfördernden Tatendrang fremden Völkern und Staaten zugute kommen ließen. Dem Volke Israels gleich ist heute der Deutsche über die ganze Erde versprengt, aber ihm fehlt bis heute eine große, einheitliche, lebendig fortwirkende Idee, die dem Jehovaglauben des Judentums gleichkäme und ihm in jeder Lebenslage Richtung und sicheren Halt gäbe. Gelänge es, den zerstreuten deutschen Volkssplintern einen festen Halt — und die Gestalt Goethes wäre dazu geeignet — zu geben, so könnten sich gerade aus dieser Zerstreuung feste Stützpunkte für die deutsche Weltfindung herausgestalten.

Wie sehr diese Frage heranreift und nach klarer Gestaltung ringt, geht deutlich aus dem Suchen und Bemühen großer deutscher Parteien und Bewegungen hervor. Die „National-sozialistische Partei“ brachte im Deutschen Reichstag einen Antrag ein, in welchem gefordert wurde, daß „die in geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten im Ausland lebenden Volksgenossen deutschen Stammes, jedoch fremder Staatsangehörigkeit, insbesondere in Österreich, in der Tschechoslowakei und in den sonstigen durch das Versailler Diktat gewaltsam von uns getrennten bezw. ferngehaltenen Gebieten eine Vertretung im Deutschen Reichstag bekommen.“ Ähnlich dringt das „Jungdeutsche Manifest“ des „Jungdeutschen Ordens“ auf die Errichtung einer „Auslandskammer“, die die kulturellen Interessen des Auslandsdeutschtums zu vertreten hätte. Wenn es anfänglich auch erwünscht ist, daß man sich auf verschiedenen Wegen dem Problem nähere, ein allmähliches Zusammenfassen aller Bestrebungen erweist sich nunmehr als notwendig, wenn eine Zersplitterung der Kräfte vermieden werden soll. Der Goethe-Geist Weimars ist uns insofern seiner Deutschtum in reinsten Ausprägung ein Ideal von solcher Weite und

Großzügigkeit, daß hier alle zukünftige deutsche Entwicklung eingeschlossen erscheint. Weimar-„Goetheopolis“ in seiner geistigen Vergangenheit — mit der Spann- und Stoßkraft seiner unermesslichen Geisteswerte, mit seinen auch heute noch unabsehbaren — geschweige denn genügend organisierten — bildenden, werbenden, lebenbejahenden und lebenbezwingenden, menschenversöhnenden Kräften kann bei seinem echten und wahren Weltfriedensgeist letzten Endes auch Menschheitsprogramm werden. Wenn Berlin in seinem Parlament die Schicksale des Deutschen Reiches lenkt, so könnte und sollte Weimar zur Zentrale des Weltdeutstums werden und als Hauptstadt des Gesamtdeutstums, in geistiger und materieller Hinsicht, zur Angelegenheit aller Deutschen der Erde werden. Hier soll das Gefühl der Enge, der Ausgeschlossenheit, der Fremdheit, das vor dem Kriege der Auslandsdeutsche dem Reiche gegenüber vielfach empfinden mußte, schwinden. Hier soll ein Volksrecht, welches das Staatsrecht bricht, gekräftigt und die Lehre verbreitet werden, daß erst dann wahrer Frieden herrschen kann, wenn das Recht der Volkspersönlichkeit geachtet wird.

Der Krieg hat uns wieder einmal die ungeahnte deutsche Kraft und die verborgene Einheit alles Deutschen auf Erden erkennen lassen. Die Wehen des großen Krieges haben die Geburt des allgemeinen deutschen Volksbewußtseins eingeleitet, in gemeinsamen Leiden ist die Ahnung einer ehernen Schicksalsgemeinschaft des deutschen Volkes entstanden. Aber gerade die in den Köpfen dämmernde Erkenntnis eines allmählich herausziehenden großen, verheißungsvollen deutschen Schicksals muß uns mit Besorgnis und Angst darüber erfüllen, daß uns diese große Zukunft äußerlich und mehr noch innerlich unvorbereitet findet. So führt der große Volkstumsgedanke zur Forderung des bewußten, planmäßigen Aufbaues eines Weltreiches des deutschen Geistes, dessen alles durchdringende

und erfüllende Seele nur Goethe und der deutsche Geist Weimars sein kann. Nur dann wird dieser große geistige Zukunftsstaat als Weltreich des deutschen Geistes alle Deutschen der Erde zu einer Einheit der deutschen Gesinnung zusammenfassen können, nur dann haben wir die sichere Gewähr, daß hier ein Reich der Wahrheit und Schönheit, ein Reich des wahren Friedens entstehen wird. Nur dann wird Groß-Berlin die Grundlage der weltumspannenden Größe eines Zukunft-Weimars werden.

Die Errichtung einer Goethe-Hochschule in Weimar, die sich ausschließlich mit der Erforschung und Organisierung der geistigen Werte Weimars zu beschäftigen hätte, müßte eine erste praktische Aufgabe des Weltdeutschthums werden. Eingehende Forschung wäre bald in der Lage, den deutschen Menschen in seiner reinen Ausprägung klar zu zeichnen, denn in Weimar erhielt der deutsche Geist seine edle Prägung, seine reine Physiognomie und damit seine zusammenhaltende Kraft. Goethe und sein Freundeskreis hat für alle Zeiten Art und Wesen des deutschen Geistes in einer Reinheit verkörpert, die für immer vorbildlich bleiben wird. Als wertvolles Ergebnis dieser Forschung würde sich vielleicht auch die Klärung der Frage einer beispielgebenden Art deutscher Lebensführung herausstellen als Wegweiser für die Haltung des Deutschen gegenüber der fremden Welt im internationalen Verkehr, im geistigen Austausch und in der Zusammenarbeit mit den Kulturvölkern der Welt am Menschheitsideal. Die äußere und innere Form dieser Beziehungen des Deutschen zur Fremde, die in ihrem Schwanken zwischen den Extremen der Schroffheit und Unterwürfigkeit so oft getadelt wird, würde ihr Symbol sehr bald in Goethe sehen. Die Verbindlichkeit der äußeren Form bei zähem, unnachgiebigem Festhalten am Wesen der Sache — *suaviter in modo, fortiter in re* — ist ein Grundzug Goethes im Verkehr mit Menschen und so ziemlich die Art, die uns Aus-

landsdeutsche immer noch am sichersten zum Ziele geführt hat. Nicht schroffes, lautes, polterndes Wesen ist deutsch, — stilles, ausdauerndes, folgerichtig aufbauendes Schaffen hat sich als Haupteigenümlichkeit des deutschen Wesens erwiesen. Seinem innersten Wesen treu bleiben, wie Goethe, ist deutsch.

In den letzten Jahren hat sich um die Erhaltung des deutschen Menschen, der deutschen Seele und des deutschen Gedankens ein heißer Kampf entwickelt. Nur im Geiste Goethes kann dieser Kampf siegreich durchgeführt werden. Goethes öffentliche Betätigung in Weimar bildet gewiß nicht den Hauptteil seines Lebenswerkes. Vielleicht ist das dichterische Gesamtergebnis seiner Lebensarbeit dadurch geschnitten worden. Manches Unbedeutende ist in der Hast angestrebter Berufsarbeit zustande gekommen. Um wieviele ärmer wäre aber Goethes Leben und Dichtung, wenn der praktische Teil seines Schaffens fortfiele. Die menschliche Vollkommenheit Goethes würde dadurch in Frage gestellt werden. Goethe ist unser größter Dichter, das gilt heute als unumstrittene Tatsache; wie lange und durch wie viele verhängnisvolle Irrtümer werden wir auf leidensvoller Bahn uns durchkämpfen müssen, bis wir zu der allgemeinen Erkenntnis gelangen, daß er auch der größte deutsche Mensch war, der für unsere zukünftige Entwicklung Ziel und Programm werden muß und uns dahin führen soll, daß Weimar-„Goetheopolis“ für uns Deutsche zum Delfi des Griechen, zum Mekka des Arabers werde?

Italien ist das alte Sehnsuchtsland der Deutschen. Mit dem deutschen Leben und der deutschen Geschichte ist es von altersher bis zu unseren Tagen herauf unzertrennlich verbunden. Aus dem nebligen, farblos-grauen Norden, aus den Launen seines wandelbaren Wetters, aus dem Arbeitszwange des unwirklich-langen Winters sehnte man sich nach je-

Goethe
in Italien.

nem sonnigen Lande, in welchem die Natur, ohne ihre rauhen Seiten hervorzukehren, das ganze Jahr hindurch freigebig ihre Gaben spendete.

Seitdem hundert Jahre vor Christi Geburt die Eimbern und Teutonen mit wuchtigen Fäusten an den Thoren des Römerreichs gerüstet und nur die überlegene Feldherrnkunst eines Marius ihrem heißen Begehren nach Einlaß Widerstand geleistet hatte, hörten die Anstürme der Germanen nicht mehr auf. Neue und immer neue Wogen germanischer Völker wälzten sich zur Zeit der Völkerwanderung, einer dunklen Sehnsucht folgend, nach dem Süden. In der Blüte der Jahre findet der Westgotenkönig Alarich in Unteritalien den Tod. Für kurze Dauer errichtet der Ostgotenkönig Theoderich in Italien ein mächtiges Reich des Friedens und des Rechts, das sich bis an die Donau und die Südspitze Italiens erstreckt. Ein weniger freundliches Geschick war den Vandalen, deren letzter König Gelimer nach verlorener Schlacht als Gefangener nach Konstantinopel geführt wurde, und den Westgoten beschieden, die mit ihrem Könige Teja in hoffnungslosem Kampfe am Vesuv untergingen. Nach zweihundertjährigem Bestande zerfiel das Langobardenreich in Oberitalien.

Es war der Anfang schwerer deutscher Leiden und fluchwürdiger deutscher Schicksale, als Karl der Große in der Peterskirche zu Rom zum römischen Kaiser gekrönt und damit das alte Kaisertum wieder ins Leben gerufen wurde. Auf die Kaisertürde Karls des Großen geht das römische Kaisertum der deutschen Könige zurück, das bei seinem kosmopolitischen Charakter als höchste weltliche Würde der Christenheit zur schweren, zermürbenden Schirmhoheit für die römische Kirche, zur Ausbreitung des Christentums, ja sogar zur Erhaltung des Weltfriedens verpflichtetete. Noch tiefer und leidenschaftlicher senkte sich dadurch in die deutsche Seele das Sehnen nach dem schönen Lande und wurde zum verhängnisvollen Streben nach einem Phan-

tom, das Jahrhunderte hindurch die deutsche Tatkraft verbrauchte und überdies Deutschland in ein Meer von Blut und Demütigung und Schmach tauchte. Im Banne dieser Idee ging Heinrich IV. nach Kanossa, in ihrem Dienste vergeudete Friedrich Barbarossa den größten Teil seiner Kraft. Nur einen kurzen Aufschub eines schweren Verhängnisses bedeutete es, wenn Friedrichs Sohn Heinrich VI. nach harten Mißgeschicken bis nach Syrakus und Palermo vorrückte, denn schon war zu Neapel das Blutgerüst errichtet, auf dem im Jahre 1268 der letzte unglückliche Sprößling des glorreichen Heldengeschlechts der Hohenstaufen, der junge Konradin mit seinem Busenfreunde Friedrich von Baden, enthauptet wurde, kurz nach dem er auf dem Kapitol „als Todesweihe die Huldigung der ewigen Stadt empfangen hatte“. Seit dem Untergang der Hohenstaufen war der Verfall des deutschen Königtums nicht aufzuhalten und damit verlor auch das römische Kaisertum sein Ansehen und wurde zur Ehrenwürde, die 1806 erloschen ist.

Wie anders und mit welch' anderem Erfolge hat Goethe, der eigentliche deutsche Eroberer Italiens, das Werk der deutschen Könige fortgesetzt! Er hatte in Frankfurt noch die letzten Strahlen äußeren Glanzes des Römischen Kaiserreiches deutscher Nation gesehen. Beim Reichskammergericht in Wehlar war er Augenzeuge der Todeskrämpfe dieser Einrichtung des alterskranken Reiches gewesen und mit Recht konnte er im Faust die Worte prägen:

„Das liebe heil'ge Röm'sche Reich,

Wie hält's nur noch zusammen? . . .

. . . . Dankt Gott mit jedem Morgen,

daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!“

Unbemerkt, ohne äußere Zeichen einer großen kriegsrischen Vorbereitung, gerüstet bloß mit den scharfen, blanken Waffen des Geistes, getrieben von einer schon in der

Kindheit entsachten Sehnsucht und erfüllt von dem ganzen zwei Jahrtausende alten deutschen Verlangen nach dem Lande der Schönheit, hatte dieser Kühne Eroberer am 8. September 1786 die Höhe des Brenners erstürmt. Er war im Begriff von dem Wunderlande, das in seinen Grenzen alle Schätze menschlicher Kultur einschloß, für sich, für das deutsche Volk und für die Menschheit Besitz zu ergreifen. Seinen Geist beschäftigten in verlockenden Bildern tausendjährige Denkmäler einer großen, ehrwürdigen Vergangenheit, glänzender Kunstepochen und tiefer menschlicher Weisheit und Lebenskunst. Alles dieses wollte er im Lande des milden, ewig-blauen Himmels, einer üppigen, mit allen Reizen der Farbenpracht ausgestatteten Natur, in friedlichem Zusammenleben mit einem Volke, das in altererbtem, schönem „Gleichgewicht von Natur und Bildung, Sinnlichkeit und Geist“ ein traumhaftes Dasein führte, als Beute in rastloser Arbeit an sich reißen. Aus dem Herzen Deutschlands, aus Thüringen, kam dieser geistesgewaltige Mann und es war der Weimarer Minister Goethe, der sich gelegentlich seines Kuraufenthaltes in Karlsbad am 3. September um 3 Uhr früh — ohne Abschied — aus dem Freundeskreise „weggestohlen“ hatte.

Sehr wichtige Gründe hatten ihn zu diesem bedeutungsvollen Entschluß geführt: Goethe hatte klar erkannt, daß eine Epoche seines Lebens ihren Abschluß gefunden habe. Mit fester Hand zog er unter das Vergangene den abschließenden Strich und faßte ein neues, höheres Ziel ins Auge. Am 2. September 1786 hatte er an den Herzog geschrieben: „Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinen Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach . . . Im allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Konstellation übergehe ich,

und bitte nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann . . . Dieses alles zwingt . . . mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin; ich gehe ganz allein, unter einem fremden Namen, und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste . . .“

Schon im Sommer 1775 hatte Goethe von der Höhe des St. Gotthardt auf die Wege, die in das Land der Verheißung führten, hinabgesehen, aber innige Bande fesselten ihn damals an Frankfurt, und entschlossen trat er daher den Rückweg an. Ein zweitesmal in demselben Jahre war Italien sein ausgesprochenes Reiseziel, da mußte er aus Heidelberg umkehren, um dem Rufe nach Weimar zu folgen. Und als er im Jahre 1779 mit seinem Herzog auf derselben Stelle des St. Gotthardt, wo er vor vier Jahren entschlossen den Rückweg angetreten hatte, stand, da gab er auch diesmal, einer tiefen Herzensneigung folgend, seinen unabänderlichen Entschluß in den Worten kund: „Hier ist es beschlossen, stille zu stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zu wenden.“

Nur „gleichsam gezwungen“ rastete er diesmal im Posthaus auf der Brennerspize, dann eilte er, einem unwiderstehlichen Drängen des Schicksals folgend, hinunter in den Farbenglanz der südlichen Landschaft. Sie versprach ihm eine unendliche Erweiterung und Erhöhung seines Wesens. Was sein Geist in dem bisherigen Lebenskreise an Nahrung finden konnte, hatte er bis zum letzten Rest aufgenommen, nun fühlte sein an der bewältigten Aufgabe gewachsenes und erweitertes Wesen die Enge und Leere der erschöpften Verhältnisse, seine Seele dürstete nach neuem, größerem Inhalte. Für müßiges Behagen in täglichem Einerlei war in Goethes Seelenleben kein Platz. Er hat

selbst für diesen Zug seines Lebens im Faust das passende Wort gebildet:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt . . .
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
mein Leben durchgestürmt . . .

Es konnte kein Zweifel für ihn bestehen, wohin er sich wenden sollte: „Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht“, — so lesen wir in „Kampagne in Frankreich“ — „deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichnis mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich erdreistete.“ Schon einige Jahre hatte er keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden. Frau Aja berührte den Kern der Sache, als sie ihrem Sohn nach Rom schrieb: „Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühesten Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist.“ Italien allein bot ihm die Gewähr für eine innerliche Erneuerung, und so ging es ruhelos in rascher fünfundzwanzigstündiger Fahrt hinab nach Bozen und Trient. Von hier führt ihn der Weg über Roveredo und den herrlichen Gardasee nach Verona, und wenn er auch hier sowie in Vicenza und Padua allmählich ruhig wird und alles auf sich wirken läßt, — erst als er zu Schiff auf der Brenta die Meereskönigin an der Adria, Venedig, erreicht, da überkommt ihn ein „Gefühl der Ruhe, der Sicherheit, des Geborgenseins.“

Das erste Ziel ist erreicht, er steht am Beginn eines neuen Lebens. Aus feierlich gehobener Stimmung heraus schreibt er die Worte: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geäng-

stigt hat.“ Und welch unendliche Fülle an neuen Eindrücken hat der Fremdling schon auf seiner bisherigen Reise empfangen! Auf gemächlicher Wagenfahrt entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht das Geringste. Stunde für Stunde, Tag für Tag beobachtet er, wie sich allmählich der Charakter der deutschen Landschaft ändert und durch das romanische Element verdrängt wird. In allen Erscheinungsformen erfreut ihn das Fremde. Geschmeidig paßt er sich der neuen Umgebung in Gewand und Gebärde an. Als Italiener will er mit den Italienern verkehren, als Mensch und Gleichgestellter in ungestörtem Gedankenaustausch unter ihnen leben. Alles Trennende wird mit weiser Überlegung aus dem Wege geräumt, um auch hier zur reinen, ungekünstelten Natur vordringen zu können. Wie in der Wehrlar Zeit mischt er sich auf dem Markte unter das Volk und knüpft mit Leuten und Kindern Gespräche an. Er verleugnet den nordischen Bären, schon die Erinnerung an die düstere nordische Heimat stört ihn. Der wolkenbedeckte Himmel, Dunkelheit und Kälte unterdrücken im Norden jede freie Lebensregung: „Wir Gimmerier im ewigen Nebel und Trübe wissen kaum was Tag sei, uns ist's einerlei, obs Tag oder Nacht ist; denn welcher Stunde können wir uns unter freiem Himmel freuen!“

Der als Leipziger Kaufmann Johann Philipp Möller nach Italien reisende Goethe ist für uns Deutsche in seiner bescheidenen, unauffälligen, die Gesamtheit des fremden Eindrucks erfassenden Art das ewige Vorbild einer höheren Auffassung des Zwecks und der Durchführung einer Reise. In Italien geschriebene Worte lassen diese hohen Grundsätze erkennen: „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.“ Es ist lehrreich zu sehen, wie er sich still beobachtend den Verhältnissen anschmiegt, wie er

immer wieder das Einzelne in seinem Werden und Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet: nicht nur die Kunstschätze, — auch deren Geschichte, Sinn und Verbundenheit mit ihrer gesamten Umgebung, nicht nur die Städte selbst, — auch deren Vergangenheit und Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, und nicht nur die Landschaft als Ganzes, — auch ihre Pflanzen, Tiere, Gesteine, ihre Menschen und ihr Klima beschäftigen ihn und werden als Einzelbausteine zum Gesamtbild zusammengefügt. Und nicht minder bemerkenswert ist es, zu beobachten, wie ihn nichts völlig überraschte, wie er überall anknüpfen konnte; er war gründlich vorbereitet, seine eigenen Worte an Herder bezeugen dies: „Gott sei Dank, vorbereitet bin ich genug — und möchte es doch noch mehr sein . . .“ und doch, welch hohe Ziele mußten ihm vorschweben, wenn er aus Rom schreibt: „Der Kopf ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir und lege mir zu viel auf.“

Die Kenntnis der italienischen Sprache war Goethes Bestrebungen besonders günstig. Schon vom Elternhause her war sie ihm geläufig. Beim Betreten des italienischen Bodens ist er froh, „daß die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauchs wird.“ In Venedig vermochte er bereits mit Verständnis und mühelos der Aufführung von Goldonis Dialektkomödien zu folgen.

Aber auch die Sprache der Natur hatte er in vertrautem Umgang mit ihr schon in der Heimat kennen gelernt. Ruhelos hatte er daheim Wald und Flur durchstreift, mit den „Geistern des Gebirges, des Wassers, der Nacht verkehrt, er hatte die Pracht und Gewalt der Sonne und den kühlenden Hauch des Mondes genossen und überall die Anschauung in Andacht verwandelt“. (Hehn.) Oft hatte er, in den Mantel gehüllt, durch ein vorspringendes Dach vor dem Regen notdürftig geschützt, „unter Donner und Blitz die Frühlingsnacht schlummernd verbracht. Im

Dunkel des Thüringer Waldgebirges hing er seinen Träumen nach und durchwühlte der Erde Mark mit Ahnungsdrang“. Unter dem Eindruck des Augenblicks schrieb er dann wohl an Herder: „Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen und weide mich aus in Gottes Welt.“ Ihm war es seit den Tagen seiner Jugend Bedürfnis, auf Reisen, Wanderungen und Spaziergängen Natur und Leben zu erforschen.

Eine solche Vorbereitung mochte es mit sich bringen, daß Goethe selbst bei größten Unzulänglichkeiten und Unbequemlichkeiten sich den Aufenthalt in Italien nicht verlei den ließ und sein hohes Ziel nicht aus den Augen verlor. Es ist ein Zeichen von höchster Genügsamkeit, wenn er in Foligno Sammlung fand, in einfachster Umgebung einen Reisebericht nachhause zu schreiben: „Hier in Foligno, in einer völlig homerischen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle versammelt ist, schreit und lärmt, am langen Tische speist, wie die Hochzeit von Kana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit, dieses zu schreiben . . . Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte und Unbequemlichkeit meines Schreibfisches an.“ Nicht viel besser ist er in einem vornehmen Gasthof Neapels aufgehoben: „Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünscht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüsse des Estrichs; Pelze sind nicht gewöhnlich, und ich entschloß mich, eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienste leistete, besonders nachdem ich sie mit einem Kofferstrick um den Leib befestigt hatte, da ich mir denn als Mittelding zwischen Matrosen und Kapuziner sehr komisch vorkommen mußte. Tischwein, der von Besuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte sich des Lachens nicht enthalten.“ Noch primitivere Verhältnisse findet Goethe mit seinem Begleiter, dem Maler Kniep,

in Caltanissetta in Sizilien vor. Mit Mühe wird ein Zimmer ohne jede Einrichtung gefunden. Hölzerne Bänke dienen als Stühle. Darüber gelegte Bretter, die man ebenso wie die notwendigsten hölzernen Küchengeräte gegen Miete borgt, bilden die Bettstelle. —

Und bei allen Entbehrungen, Betrügereien und Enttäuschungen vermissen wir nie eine leichte Heiterkeit, ein klares Erkennen und Wertschätzen des Bedeutenden und Unvergänglichen im Wechsel der Zeiten. Den Schlüssel zu wahrer Reisefreude reicht er uns in einer Tagebuchnotiz aus Vicenza: „Hier will ich eine Bemerkung hersetzen über den Punkt, in dem so manche Reisende fehlen, in dem ich auch sonst gefehlt habe. Jeder denkt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet alle Gegenstände, von denen er so vieles hat reden hören nicht so zu finden, wie der Himmel und die Umstände wollen, sondern so rein, wie sie in seiner Imagination stehen. Und fast nichts findet er so . . . ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten . . . beiseite bringen, in dem Kunstwerk nur den Gedanken des Künstlers, die erste Ausführung, das Leben der ersten Zeit, da das Werk entstand, herausuchen und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeschieden von allem, was die Zeit, der alles unterworfen ist, und der Wechsel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann hab ich einen reinen bleibenden Genuß, und um dessentwillen bin ich gereist, nicht um des augenblicklichen Wohlseins oder Spases willen. Mit der Betrachtung und dem Genuß der Natur ist's eben das. Triff's dann aber doch einmal zusammen, daß alles paßt, dann ist's ein großes Geschenk. Ich habe solche Augenblicke gehabt.“

Liebevolle Anteilnahme an den Dingen, die zur Selbsterkenntnis führen und in sittlich-künstlerischer Durchbildung eine Wiedergeburt seines Wesens bewirken soll, gilt ihm besonders auch in Italien als höchstes Reiseziel. Einen „reinen, ausgewaschenen Menschen“ will er seinen

Freunden nachhause bringen. Seine Aufzeichnungen beleuchten klar Wege und Ziel dieses Strebens: „Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wieviel ich in der Geschwindigkeit fassen kann . . .“ und so übt und weitet sich der Blick: „Des Menschen Sinn ist unbändig, ich besonders bedarf der Weite gar sehr. Nicht sowohl das Beharren als ein schnelles Auffassen muß jetzt mein Augenmerk sein. Hab ich einem Gegenstande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, so kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen . . . Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen . . . Auch habe ich . . . gefunden . . . daß der Moment alles ist und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte“ und täglich wird der innere Mensch gehoben und bereichert: „Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus ich habe die schönsten, ich darf wohl sagen, Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden Ich gehe nur immer herum und herum und sehe und übe mein Aug und meinen inneren Sinn . . . Meine Bemerkungen über Menschen, Volk, Staat, Regierung, Na-

fur, Kunst, Gebräuche, Geschichte gehen immer fort, und ohne daß ich im mindesten aufgespannt bin, hab ich den schönsten Genuß und gute Betrachtung. Du weißt, was die Gegenwart der Dinge zu mir spricht, und ich bin den ganzen Tag in einem Gespräch mit den Dingen.“

Goethes Kunst zu reisen ist aus seinem ureigensten Wesen herausgewachsen und ihm angemessen. Überall erkennt er, trotz anhaftenden Schlacken, das Sehenswerte und Große in Italien, ungestört gibt er sich dem Genuß italienischer Schönheit hin. In ihrer Reinheit und Verklärung fand er diese Schönheit Italiens besonders auch in der Landschaft. An Naturbildern, wie sie unter klarem, mildem, farbenleuchtendem Himmel in Wald und Flur, in Meer und Fluß sich darboten und dem Betrachter von selbst das schildernde Wort auf die Lippen drängten, offenbart sich das verjüngte, große dichterische Schauen Goethes. In tiefer Ergriffenheit trinkt seine Seele die Schönheit des Landes: „... es ist wirklich zum Narrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht“.

Neapel stellt einen Höhepunkt dieses Genusses dar: „Man sage, erzähle, male, was man will, — hier ist mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastele, die Lusträume! ... Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum erstenmal sah, erhalten hatte. Und wie man sagt, daß einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenns gar zu toll wird, große, große Augen.“ Ob er aus Rom

schreibt: „Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck schön zu sein . . . Über der Erde schwebt ein Dufft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht so schön sieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüten von den Bäumen; die Mandeln blühen und machen eine neue lustige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel ist wie ein hellblauer Taft, von der Sonne beschienen. Wie wird es erst in Neapel sein!“; ob ihn der Anblick Neapels verwirrt: „Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen“ oder ob wir Worte des Nausikaa-Fragments lesen:

„Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken“,

immer sind Bild und Wort gleich groß, dichterisch geschaut und dargestellt. Eigenartige Reize entfaltet die Mondnacht: „Die Mondnächte sind ganz unglaublich schön, der Ausgang, eh sich der Mond durch die Dünste herausgearbeitet hat, ganz gelb und warm, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen sind immer Partien auf der Straße, die singen und spielen; man hört manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder Konzert.“ (Rom, 30. Juli 1787.) In immer neuen Bildern tritt der Zauber des südlichen Mondlichts in seinen Schilderungen hervor, gleichviel ob er in Neapel seine Phantasie beschäftigt: „Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen, der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne . . .“ oder ob er in der letzten Nacht in Rom seine Seele erfüllte: „Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch

mein Abschied aus Rom vorbereitet werden: drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs Eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzten uns in einen Zustand wie von einer anderen, einfachern, größern Welt“.

Überall, wo er „das große Buch der italienischen Natur aufschlägt“, erkennen wir sein Streben, die Geheimnisse der Naturkräfte zu erforschen. Befand er sich doch gerade in Italien in einem Lande, wo die Natur dem Beobachter zu der reichen Fülle an Rätseln und Geheimnissen auch tiefgehende Einsicht gewährte. Immer mehr wendet Goethe, dessen „inniger Anschluß an das Leben der allgemeinen Natur nur die physische Seite seiner Genialität war“ (Hehn), die ihm angeborenen Geisteskräfte des Beobachtens, Verknüpfens und Entdeckens der Größe und Vielgestaltigkeit der Natur zu: „Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur . . . , denn „die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet.“ Wenn er sich zu Beginn seiner Reise das Versprechen gab, sein Gepäck nicht mit Steinsammlungen zu beschweren, so beschäftigen ihn doch schon im Tiroler Gebirge geologische und mineralogische Fragen aufs eifrigste, und bald verzeichnet das Tagebuch 24 Gebirgsarten, die er gesammelt hatte. Im Anblick des Appennins bei Bologna ruft er aus: „Raum nahe ich mich den Bergen, so werde ich schon wieder vom Gestein angezogen. Ich komme mir vor, wie Antäus, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt.“ Im Arsenal von Venedig unterrichtete er sich über Wachstum und Verwendung des Eichenholzes aus Istrien. In Rom beschäftigt ihn eingehend das Steinmaterial, das dort

sten verwendet wurde. Zwölf Stückchen Marmor
 ros vom feinsten bis zum größten Korn hatte er
 aufgehoben. — Ein gründliches Studium widmet
 Vesuv, wobei sich ihm klar die Überzeugung auf-
 daß Wesen und Eigenart eines Gegenstandes nur
 unmittelbares Anschauen gewonnen wird. Nach wie-
 n rekonoszierenden Ausflügen in die Umgebung
 lans hat er erst nach dem dritten Aufstieg die
 gung, „daß ihm nun auch diese großen Gegenstände
 ien“. Am 2. Juni 1787 bot sich ihm vom Schlosse
 rzogin von Giovene, wo er als Gast weilte, ein
 endes, großes Bild des Vesuvs, das er in folgen-
 sführung festgehalten hat: „Die Dämmerung war
 ungebrochen . . . Wir standen an einem Fenster des
 Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herab-
 e Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener
 schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch
 vergolden anfang; der Berg gewaltsam tobend,
 m eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre
 denen Massen bei jedem Auswurf blüßartig geson-
 d Körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen
 eer ein Streif von Glut und glühenden Dünsten;
 s Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in
 enddämmerung, klar friedlich, in jener zauberhaften
 Dies alles mit einem Blick zu übersehen und den
 dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die
 ng des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl
 en erregen.“

nd in der Gebirgswelt Siziliens werden die geolo-
 und mineralogischen Studien eifrigst fortgesetzt. Bis
 Monte Rosso bei Catania dringt er im Ätnagebiete
 d das praktische Ergebnis seiner tiefgründigen, uner-
 en Forschungen waren 40 Gesteinstücke, um die er
 ammlung vermehrte.

Nebenher geht ein eifriges botanisches Interesse, das ihn von den Alpen bis nach Sizilien begleitet. Eine Reihe von Beobachtungen bringt ihn auf den Gedanken der Urpflanze. Wie eine Erleuchtung kommt ihm im botanischen Garten zu Padua diese Idee, sie reißt in Sizilien „im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes“, gelangt in Neapel zum Abschluß und findet in der „Metamorphose der Pflanzen“ ihren schriftlichen Niederschlag. Aus Neapel schreibt er Herder über diese epochenmachende Entdeckung: „Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und -Organisation ganz nahe bin . . . Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden . . . Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, d. h.: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“ Diese Aufstellung eines wissenschaftlichen Systems der Pflanzenformen hat einer ungeahnten Erkenntnis der Natur die Bahnen geöffnet. Auch den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft und Viehzucht wendet er seine Aufmerksamkeit zu. Überall fallen ihm die Übelstände primitivster landwirtschaftlicher Geräte auf. Dazwischen ergeben sich Fragen über die Atmosphäre, die Gravitation, über Wolken und Wetterbildung, selbst das „problematische Gebiet der Welterkaffung“ wird berührt. Nach allen Seiten entfaltet sich der Universalismus Goethes.

Und alle diese Beobachtungen und Erfahrungen sind sehr häufig mit großen Mühen und Anstrengungen, ja wiederholt mit Lebensgefahren verbunden. In kritischen Augenblicken leuchtet seine überlegene Geistesgröße beson-

ders hell. Das Schiff, das Goethe aus Sizilien nach Neapel zurückführte, war durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns in eine Strömung geraten und drohte an einem Felsen zu zerschellen. Goethes unerschrockenes Auftreten, seine festen, beruhigenden Worte dämpften die Panik und hielten die im Angesicht des Todes lärmende und tobende Menge davon ab, die Verwirrung des Schiffshauptmanns durch Drohungen zu steigern. In der Gefahr offenbart sich jene unerschütterliche, erhabene Ruhe seiner Seele, die er uns im Zusammenhang mit der Schilderung seiner nicht ungefährlichen Vesubbesteigung in den Worten erkennen läßt: „Doch muß ich Euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erscheinen; seid versichert: da, wo ich gehe, ist nicht mehr Gefahr als auf der Chaussee nach Belvedere. Die Erde ist überall des Herrn! Kann man wohl bei dieser Gelegenheit sagen. Ich suche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit, aber weil ich meist klar bin und dem Gegenstand bald seine Eigentümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr tun und wagen als ein anderer.“

„Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verknüpft, daß die Betrachtung über diesen uns auch über den Bewohner aufklären muß.“ (Goethe an Knebel, 1785.) So erscheint es selbstverständlich, daß Goethes naturwissenschaftliche Studien ihn zur Beschäftigung mit dem italienischen Volke führen. Heute gilt als selbstverständlich, was Goethe in Italien zuerst planmäßig zum Gegenstand seines Beobachtens und Denkens machte und mit zu seinen wertvollsten geistigen Erwerbungen rechnete: neben die Ergründung eines Landes als gleichwertig die Erforschung seiner Bevölkerung hinzustellen, weil sie zusammen eine natürliche Einheit bilden, ein Naturganzes. Auch hier kann das Einzelne nur in seinem großen Zusammenhange betrachtet und verstanden werden, denn „jede Kreatur ist nur ein Ton einer Schattierung einer großen Harmonie,

die man auch im ganzen und großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe.“ (An Knebel, 1784.) Wie weit entfernt sind wir heute von der Betätigung dieser Erkenntnis schon durch das Leben im modernen Staate, dessen Einwohner so vielfach durch Klassen- und Standesunterschiede von einander getrennt sind. Goethe sollte auch in dieser Hinsicht heute ganz besonders unser Lehrer sein. Ein Vorbild sollten wir sehen in ihm, der besonders in Italien die Menschen zuhause und auf dem Markte, im Leben der Familie und der Öffentlichkeit kennen zu lernen versucht und keine Gelegenheit veräußt, die es ihm ermöglicht, in die Freuden und Leiden ihres Daseins mitfühlend und verständnisvoll einzudringen. Die Kindertwelt steht seinem Interesse besonders nahe, denn hier trifft die Volkseigenart unverdorben und unverhohlen zu Tage. Nur gering ist der Unterschied zwischen dem Wesen des Kindes und dem Leben des italienischen Volkes, das durch seine Erdnähe sich reine Güte bewahrt hat und in seiner Lebhaftigkeit angeborene Intelligenz verrät. Sein Leben in der Gemeinschaft erinnert an das Leben einer großen Familie, wo der Einzelne vom Ganzen sich kaum absondert und unter freiem Himmel sich stets mit der Gesamtheit verbunden fühlt. Goethe hat uns dieses Leben anschaulich geschildert: „Da ist nicht etwa eine Tür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und alles, was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen, alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Teil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, sieht es recht lebendig. Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll, Gemüse und Früchte unübersichtlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Ubrigens schreien, schädern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie

leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel.“

Dem glücklichen Lande entsprechen glückliche Menschen, die in genügsamer, sorgenfreier Lebensweise den Alltag sich zum Fest, zur Dichtung gestalten. Es hat für Goethe etwas Beglückendes, sich in die einfachen Naturformen dieses Volkslebens hineinzufühlen, und der tiefe Kenner der Volksdichtung und Volksseele läßt uns ahnen, wie viel Kraft und Gesundheit unser Leben in engster Berührung mit dem Volksleben gewinnen kann. So ist Goethes Naturbetrachtung in Italien notwendig und innig verbunden mit der Beobachtung des Menschenlebens. Der Südländer ist eben ein Stück leben- und vernunftbegabter Natur selbst. Seine Art zu leben stellt typische „Naturformen des Menschenlebens“ dar, wie sie Victor Hehn so unübertroffen geschildert hat: „Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höheren Tierwelt mit der Menschentwelt gemeinsam. Alles Besondere, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprozesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesetzt; sie wird nicht empfunden, sie umfängt alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben wäre sinnlos. Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten... der Zug der Geschlechter zu einander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes... die Arbeitsschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Roß... alles dies und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Nothwendigkeit ge-

bunden, so unbewußt tätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich gebärdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Tränen rührt.“

Auf dem festen Boden der Natur und ihrer Beobachtung ruht Goethes Kunst und Kunstbetrachtung in Italien. Er bezeugt es selbst mit den Worten: „Wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnacht nach ihrer würdigsten Auslegung, der Kunst“; Goethe hat Eckermann gegenüber bekannt, in welcher Weise er als Dichter sich seiner Lehrmeisterin Natur verpflichtet fühlte: „Ich habe niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle“.

Goethe besaß ein hervorragendes zeichnerisches Talent. Schon im Elternhause auf das Gebiet der Malerei sinnfällig hingewiesen, hatte der Leipziger Student unter Osers Leitung sich eifrig mit den bildenden Künsten beschäftigt und viel gezeichnet. Diese Neigung hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet, ihm oft Zweifel verursacht, ob er nicht seine Lebensaufgabe auf diesem Wege zu suchen habe. Auf einer Wanderung an der Lahn hatte er das Schicksal befragt, ob er zum Maler berufen sei. Ein über Weidengebüsch in den Fluß geworfenes Taschenmesser sollte, wenn er es eintauchen sähe, ein bejahendes Zeichen sein. Zwar konnte er das nach dem Eintauchen emporspritzende Wasser bemerken, aber das Messer erblickte er nicht und

so hatte ihn sein Naturorakel im Ungewissen gelassen. In Weimar wurde er wieder an sich irre und von neuem beschäftigte ihn der Plan, Maler zu werden. Mit besonderem Eifer verfolgte er dieses Ziel in Rom. Seine künstlerische Betätigung ging von der Landschaft zur Darstellung der menschlichen Figur und schließlich zum Modellieren über. In dem heißen Bemühen, es auf diesem Gebiete zu künstlerischer Vollendung zu bringen, wurde er vom Freundeskreis in Rom tatkräftig unterstützt. Und doch ist es kein Wunder, daß er gerade in Rom inmitten der erdrückenden Größe und Fülle der Meisterwerke der bildenden Kunst die Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte in dieser Richtung erkennt und die Worte schreibt: „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mirs deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin... Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht tue“. Ein großer Gewinn lag in dieser Selbstbeschränkung. Die Kunst ordnet sich fortan harmonisch als dienendes Glied zweckbestimmter und ausschließlicher jenem allgemeinen Bestreben Goethes ein, das große Gebäude seiner Weltanschauung auszuführen und zu vollenden. Die Bereicherung seiner Einbildungskraft, das tiefdringende, überschauende Verständnis der großen, Jahrtausende umfassenden Welt der Kunst waren für Goethe wertvoller als technische Fortschritte, die auch mittelmäßige Veranlagung erzielen konnte.

Außer diesem Zurückfinden zum eigentlichen Beruf führt vielleicht gerade die neugetonnene Erkenntnis zu Goethes beispielgebender Kunstbetrachtung, die auf das Wesen und die innere Wahrheit des Kunstwerkes, auf seinen vollen, unmittelbaren Eindruck eingeht und den Geist und die Schöpferkraft seines Meisters zu verstehen sucht. Das Gebiet der Kunst ist nicht in erster Linie ein Tummelplatz wissenschaftlicher Betätigung. Kunsttheorie und

Kunstgeschichte verschleiern eher Wesen und Seele des Kunstwerkes, denn „die Kunst ist eine Vermittlerin des Unausprechlichen: darum scheint es eine Torheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen“. Wie die Natur läßt er auch die Gegenstände der Kunst ruhig und vorurteilslos auf sich einwirken: „Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntnis . . . Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange . . .“ Als Betrachter von Kunstwerken lebte er „sehr diät und hielt sich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen“. Und gewöhnlich ist es nicht der erste Eindruck, der sein Urteil bestimmt, denn „man muß auf alle Fälle wieder und wieder sehen, wenn man einen reinen Eindruck der Gegenstände gewinnen will“. In Neapel „sieht er sich an den Campanischen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll“. In Rom ist er „von Morgen bis in die Nacht in Bewegung . . . Das Vorzüglichste wird zum zweiten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet sich einigermaßen“. Dabei hat der Schüler Vfers umgelernt: nicht das „Geschmackvolle und Angenehme“ der Spätitaliener, sondern nur das Schöne und Große der Kunst Raffaels und Michel Angelos findet seine restlose Anerkennung und Bewunderung. Wahrhaft groß erscheint ihm Raffael: „Er hat eben gemacht, was andere zu machen wünschten.“ In Rom nimmt dann aber Michel Angelos „erwüchsigte, naturgewaltige Größe“ Goethes ganze Aufmerksamkeit gefangen: „Das Jüngste Vericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke (in der Sixtina) von Michel Angelo teilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere große Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck“. Es ist ein Beweis höchster Bewunderung, wenn

Goethe – entgegen seiner sonstigen Meinung über Gegenstände der Kunst – bekennt: „Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann“. Auf der Heimreise erhält in Mailand auch die Kunst Leonardo da Vincis seine uneingeschränkte Anerkennung: „Dagegen ist das Abendmahl des Leonardo da Vinci noch ein rechter Schlußstein in das Gewölbe der Kunstbegriffe. Es ist in seiner Art ein einzig Bild und man kann nichts mit ihm vergleichen“.

Der Prachtentfaltung der Kirche steht er mit religiöser und künstlerischer Teilnahme gegenüber. Im Quirinal fühlt er sich am Allerseelentage „wunderbar unter einem Dach mit dem Statthalter Christi“. Beim Anblick des Papstes Pius VI. gelegentlich eines Messopfers ergreift ihn „ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufstun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, uns in Entzücken versetzen“. Die kirchlichen Zeremonien gelegentlich des Osterfestes 1788 hinterlassen in ihm einen tiefen künstlerischen Eindruck: „Ich habe die Messe des ersten Ostertags, welche unter der Peterskuppel, vor dem hohen Altar, zelebriert wird, von oben, von einer der Tribünen gesehen . . . man glaubt in gewissen Augenblicken seinen Augen kaum, was da für eine Kunst, ein Verstand, ein Geschmack durch Jahrhunderte zusammengearbeitet haben, um einen Menschen bei lebendigem Leibe zu vergöffteln“.

Auch die Antike stellt Goethe in den großen Zusammenhang mit der Natur hinein. Homer und Pindar, Winckelmann und Oser führen ihn in die große Welt der Alten ein. Wie vertraut er mit ihr war, wie heimisch er sich in dieser Welt fühlte, erkennen wir aus Dichtungen wie: „der Wanderer“ und aus dem ersten Entwurf der „Iphi-

genie“. Freilich war diese Ideenwelt für ihn Buchstabenweisheit gewesen; gedanklich und theoretisch war sie ihm vermittelt worden. Auf dem Boden Italiens betrat er nun die antike Welt selbst, sie wurde ihm zum Erlebnis, durch eigenes Anschauen gliederte er sie organisch seinem geistigen Besitz ein. Die Freude des anschaulichen Erfassens macht ihn zunächst einseitig und blind anderen Kunstschätzen Italiens gegenüber. Mit der Macht des Erlebnisses bemächtigen sich Palladios Werke seiner Seele und verdrängen Tizian und die Schätze des Dogenpalastes aus seinem Interessenkreise. Um so leidenschaftlicher wird seine Begeisterung für Palladio, je mehr er in seinen Bauten die verbindende Brücke zwischen Antike und Moderne erkennt. Zäh hält er an diesem an der Antike herangewachsenen Führer fest und meidet alles, was ihn von dem Ziele einer tiefen Erfassung der Antike ablenken könnte.

Auch Rom ist für Goethe zunächst ganz und gar die Stätte der Antike, der klassischen Baudenkmäler und Kunstwerke. Hier geht ihm Wesen und Sein dieser alten Welt auf. Vor seinen Augen gewinnt das alte Rom Leben; ein Traum wird zur Wirklichkeit, als sich Goethe in der Kapitolschen Wohnung des römischen Senators Fürst Rezzonico Gelegenheit bietet „in die einzigste Gegend von der Welt zu schauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das sich, linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerventempel und Friedentempel erstreckte, um dahinter das Colosseum hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man dann, das Auge rechts wendend, an dem Bogen des Titus vorbeigleitend, in dem Labyrinth der palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartenkultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde sich zu verwirren und zu verweilen hatte“. Und im Gefühl tiefer geistiger Sättigung schreibt er dann in sein Tagebuch: „Gestern Abend, als ich zu Bette ging,

fühlt ich recht das Vergnügen, hier zu sein. Es war mir, als wenn ich mich auf einen recht breiten, sichern Grund niederlegte“ oder: „Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich wie in Gegenwart der Natur vor einem Unendlichen, Unerforschlichen“. Es ist schwer zu übersehen, was Goethe in der Welt der Antike im Einzelnen an Kunsteindrücken gewonnen. Wie überwältigend diese Eindrücke gewesen sein müssen, erkennen wir aus Urteilen, die wie eine dichterische Eingebung klingen. Der Jupiter Otricoli, die Juno Ludovisi veranlassen ihn zu Ergüssen: „einige Kolossalköpfe kann ich selbst nicht entbehren, ich meine, man könnte nicht leben ohne sie manchmal zu sehen“, oder: „keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers“. Der Anblick des Apollo von Belvedere drängt ihm die ewigen Worte von dem „höchsten Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens“ auf die Lippen. Und der Anblick der Medusa Rondanini gibt ihm die begeistertsten Worte ein: „Nur einen Begriff davon haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen. Wie gerne sagt ich etwas darüber, wenn nicht alles, was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre“.

Kunst- und Naturbetrachtung nähern sich dann in Sizilien bis zu einem Punkte, wo beide innig sich vermählen zu jenem lebendigen, großgeschauten Bilde homerischer Landschaft. Die Tempelruinen der uralten griechischen Städte Segesta, Girgenti-Akragas, das „Pindar als die schönste Stadt der Sterblichen“ bezeichnete, dann besonders auch Castro San Giovanni lassen ihn die alte griechische Welt als anschauliche Wirklichkeit erleben. Einen Höhepunkt bringt dann Taormina, wo sich ihm die Landschaft Siziliens in überwältigend-typhischer Schönheit zeigt, gekrönt durch das von griechischem Schönheitssinn zeugende

Theater, „das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk“. Den großen Eindruck hat er in folgendem Bilde festgehalten: „Sitzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Kastele, weiter unten liegt die Stadt . . . Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Ätna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich, denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist . . .“

Unbemerkt heben sich hier vor Goethes geistigem Auge die Nebel und es taucht in klarer Frische und wesenhafter Lebendigkeit die Welt Homers auf. Wenn Goethe beim Verlassen des „trinakrischen Eilandes“, seine Reiseeindrücke von Sizilien zusammenfassend, sich als glücklich bezeichnete, den „großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sizilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben“, so bezeichnete er damit nur den geringeren, nächstliegenden Teil seines geistigen Gewinnes. Denn hier war ihm das griechische Altertum zur Wirklichkeit geworden, Buchstaben und Begriffe hatten hier Leben und Gestalt angenommen, er hatte seine eigene Welt erweitert durch die Phantasie- und Gedankenwelt Homers und des griechisch-klassischen Altertums überhaupt.

In der Ruhe und Muße des zweiten Aufenthaltes in Rom waren die Früchte seiner vielseitigen Arbeit zur Reife gediehen. An der Größe Roms war seine eigene Größe gewachsen. In der Einheit von Natur und Kunst hatte er sich selbst gefunden und dadurch seinem Wesen eine ungeahnte Weite und Vollendung gegeben. Nicht die einseitigen Fesseln der Antike, sondern die Weltweite Roms bezeichnet den geistigen Hauptgewinn seiner Italienreise; in Italien hatte er nicht nur seiner „Iphigenie“ griechisches

und verliehen, auch die Faustdichtung nahm seine Ansprüche in Anspruch und im Garten der Villa Borghese war die regelloseste der Faustszenen: die Hexenküche. In der ewigen Stadt hatte er klar und endgültig die Dichtung als seinen Hauptberuf erkannt. Getragen von einem Sonnenlicht Italiens gereiften umfassenden Geists, hatte Goethe von klassischer Formenschönheit einen großen, freien, spannenden Inhalt gewonnen und dadurch eine überdeutliche Bedeutung erreicht, die sie der Führerschaft in der Literatur würdig machte. Goethe stand am Ende seiner Italienreise auf der Höhe des weltliterarischen Lebens. Seine große, universale Dichtung wurde ihm als der helle Schein eines großen, allumfassenden Wirkens bewußt. Aus Rom hatte Goethe am 2. Dezember 1786 an seinen Freundeskreis zu Weimar geschrieben: „Überhaupt ist es ein neues Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu verlieren. Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein Inneres aufs innerste Knochenmark verändert zu sein.“ Diese neue Bedeutung und tieferen Inhalt hatte er bewußt seinen Worten verleihen können, wenn er sie bei seinem Abschied von Italien ausgesprochen hätte. In seiner Beziehung zu den Freunden und der Heimat gegenüber war er unverändert geblieben. Eine große Welt hatte seine deutsche Seele in der Fremde in sich aufgenommen, sein Glücksgefühl bestand zum großen Teil auch in der Vorfreude, diese neuen Schätze den Freunden mitzuteilen und sie nutzbar zu machen. Goethe hatte sich in Kleidung, Sprache und Denken dem fremden Volke angeglichen, er hatte fremde Kulturen, soweit ihm irgend zugänglich war, seinem Leben eingeschmolzen. Aber er war kein Italiener geworden, er war ein Deutscher geblieben, ein Deutscher, der im höchsten, glücklichsten geistigen Genuß in echter deutscher Gefühlswaise an die Heimat dachte, in jeder Phase seines glücklichen Daseins sich auch des tiefen, be-

glückenden Zusammenhangs mit der Heimat bewußt war. Zahllos sind die Zeugnisse dieser tiefen Verbundenheit mit der Heimat: „Was ich Euch bereite, gerät mir glücklich, ich habe schon Freudentränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde“ (Palermo, 18. April 1787). „Meine Säckelchen . . . muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden. Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück“ (Rom, 28. August 1787).

Mit unendlicher Beute beladen kehrte Goethe von seinem zweijährigen Eroberungszuge zurück. Er hatte Italien für Deutschland erobert, bleibender und in viel tieferem, umfassenderem Sinne, als dieses die deutschen Heereszüge vermocht hatten. Erschlossen lag nun vor den Blicken der Deutschen das Wesen dieses Heimatlandes menschlicher Kultur, und Goethe hatte durch sein Beispiel nicht nur die Liebe zu diesem sonnigen Land des Lichtes, des Glanzes und Geistes wieder erweckt, er hatte auch die Wege gezeigt, wie man zu den reichen Schatzkammern dieses Wunderlandes gelangen könne. Und mehr noch: er hat uns Deutsche für alle Zeiten gelehrt, wie man ein fremdes Land geistig erobern kann, ohne das eigene Ich dabei preiszugeben und zu verlieren, denn ganz besondere Bedeutung gewinnt hier sein Wort: „Fremdes konnt ich wohl in meinem Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen“. (Kampagne in Frankreich.)

Es ist nicht abzusehen, was wir Deutschen, wenn wir Fremdes in seiner Art erlebten, unserem Volkstum im Zeitalter der Kamera, des Kraftwagens, des Eisenbahn- und Luftverkehrs an unermesslichen Schätzen der Weltkenntnis vermitteln könnten, wie wir sein naturgegebenes deutsches Wesen und Leben erweitern und erheben könnten zum Leben und Sein der Menschheit. Im Wachsen an Welt- und Menschenkenntnis würde unser völkisches Leben nach allen Seiten hin zu jener Größe und Stärke gedeihen, die nicht mit der Gewalt eherner Waffen, wohl aber mit der

untwiderstehlichen Macht des Geistes die Welt und Menschheit durchdringt und erobert. Deutschland könnte in weitestem Sinne das Italien Goethes werden, in dem die geistigen Güter der Welt, vor allem die schöngeistig-literarischen Bestrebungen der Menschheit eine große, zentrale, weil im Herzen Europas gelegene Heimstätte fände. Das deutsche Deutschland könnte zum Mittelpunkt der schöngeistigen Kultur der Menschheit werden. Goethe, der geistige Eroberer Italiens, hat auf dieser geistigen Grundlage in Deutschland den Boden bereitet für eine Zusammenfassung der geistigen, vor allem schöngeistigen Bestrebungen der Menschheit für eine Weltliteratur im höchsten und edelsten Sinne des Wortes. Gemeint ist eine von deutschem Geist geführte Weltliteratur, die jedes Volk in seiner Eigenart, wie sie besonders in seiner Dichtung zur Geltung kommt, berücksichtigt, in jedem Volkstum und dessen dichterischer Ausprägung eine Emanation des göttlichen Willens sieht und ehrt, die ihr höchstes Ziel darin sucht, den von der Gottheit ausgehenden Strahlenkranz je vielfältiger, farbenprächtiger und leuchtender zu erfassen und zu gestalten.

Andererseits müßte die weltliterarische Mission eines Goethe-Volkes bestehen in einer gottgewollten, sinnvollen, im Zeichen eines Hochzieles zu suchenden großen geistigen Einheit dieser losen, auseinanderstrebenden, zerfließenden und in ihrer Vereinzelung oft unbeachteten Vielfältigkeit, in einem Zusammenfassen der Farbenstrahlen zum bunten, prächtigen, leuchtenden Farbenteppich, in einem Vereinigen der Stimmen der Völker zum mächtig dahibrausenden Menschheitschor.

Der Gedanke einer geistigen Einheit weist auf die Notwendigkeit eines lebendigen Mittelpunktes von urwüchsiger, universaler Fassungskraft hin. Kein Volk der Erde hat einen so festen Angelpunkt von allgemeiner geistiger Bedeutung für die gesamte Menschheit als das deutsche Volk in seinem deutschen Goethe. Seine menscheitsverbin-

dende Größe liegt eben auch darin, daß er sich in Italien „bis aufs innerste Knochenmark verändert“ hatte. Mit einem dreißigjährigen Sehnsuchtsweh im Herzen, mit einer erlebnis- und schönheitsdürstenden Seele und einem weltstürmenden Geist war er nach dem Süden geeilt. Fast zwei Jahre hatte er im Lande der Verheißung gelebt. Nahezu zwei Jahre hindurch hatte ihm die strahlende Sonne Italiens Herz und Blut durchwärmt, hatte sein entzücktes Auge die Schönheit Italiens getrunken. Der lachende, leuchtende Himmel, die Farbenpracht der südlichen Landschaft, das weite blaue Meer, eine mit der großen bezauberten Natur wetteifernde Größe der Geschichte und Kunst des Landes hatte seiner Seele weltumfassende Weite gegeben und sie mit unermesslichen Gütern des Geistes bereichert. Ihm war der Genius des Landes erschienen und hatte ihn miterlebend die Schicksale der Menschheit im Leben und in der Geschichte dieses Landes sehen und an sich die Wahrheit seiner Worte erkennen lassen: „Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals . . .“ (Rom, 5. Nov. 1786.)

Seinem in die Vergangenheit zurückdringenden Blicke waren in Latium Aeneas und seine Nachkommen erschienen, — in ihren Reihen als Sinnbilder künftiger Größe: Horatius Cocles, Mucius Scaevola, Coriolanus. Dann hatten sich vor ihm die seligen trinakrischen Gesilde aufgetan und leibhaftig war der göttliche Dulder Odysseus vor seine Seele getreten. — Und von den Alpen her hatte sich eine finstere Wolke auf die lachenden Fluren Italiens gesenkt und drohte all das frische, heitere, große Leben zu ersticken. Unter den ehernen Triften der Krieger

Hannibals erdröhrte Italiens Boden, aber gerade im verheerenden Feuer dieser größten Gefahr erstrahlte und leuchtete Romas Größe und entflammte die Seelen der Scipionen. Und dann raffte die sehnige Faust Caesars die Kraft der Republik der Grachen, des Marius, Sulla und Cicero zusammen und er schuf die festen Grundlagen einer Macht, die unter seinen Nachfolgern die Welt beherrschte. Und sie kamen alle, die Völker Spaniens, Galliens, Germaniens, Daciens, Griechenlands und aus Asien und aus Afrika, soweit sie von Menschen bewohnt waren. In buntem Gemisch drängten sich die Gesandtschaften der Völker und brachten ihre Huldigung den römischen Caesaren dar und ließen in der römischen Seele den Eindruck ihres Wesens zurück. Strahlenförmig führten von Rom die Wege in die Welt hinaus und in überreichem Maße häuften sich auf eben diesen Wegen irdische und geistige Schätze der ganzen Erde in der Hauptstadt der Welt, in Rom. —

Und ein anderes Bild entschleierte sich seinem Auge: Aus dem Osten dieses Weltreiches kamen in das ewige Rom zwei Männer, deren Seelen vom göttlichen Funken entzündet waren. Und ihr gottergriffener Geist erneuerte die morschen Säulen eines kranken Staates und schloß mit unsichtbaren, starken Banden der Liebe die Menschheit zu einem geistigen Weltreich zusammen. Die Boten dieser Liebe suchten alle Länder der Erde auf, sie verbanden die Menschen mit sanften Glaubensbanden, und auf ihren Spuren erblühte Gesittung und Gedeihen jeder Art. Und der neue Geist des Christentums wuchs in vielseitiger Betätigung zu ungeahnter Größe, umspannte allmählich das ganze Leben der Menschheit und drückte ihm in allen Zweigen seiner Offenbarungen deutlich den Stempel seines Wesens auf. Im Wirken und Schaffen, im Dichten und Denken offenbarte sich dieser Geist und wurde die feste Grundlage aller Formen und Einrichtungen menschlichen

Daseins. Und der Führer und Beherrscher dieses gesamten Lebens saß im ewigen Rom und nannte sich heiliger Vater und war ein Hirte der menschlichen Seelen. Er hütete und führte die Menschheit im irdischen Dasein und besaß allein die Macht, den Seelen der Verstorbenen die Pforten der Seligkeit zu erschließen. —

Wenn Kühne Eroberer sich die Reiche der Erde unterwarfen und ihre Schätze sich aneigneten, umgaben sie sich mit weithin leuchtendem Prunk und Glanz. Alexanders Hof zu Babylon, der Herrschersitz seines Weltreiches, strahlte im Widerschein einer phantastischen orientalischen Prachtentfaltung. Der korsische Advokatensohn hat es trotz rastlosem Tatendrang an äußerem Glanze seiner Kaisertürde nicht fehlen lassen. Die römischen Caesaren ließen sich göttliche Ehren und Opfer darbringen.

Am 18. Juni 1788 kehrte ein kühner Welteroberer nach Weimar zurück. In Italien hatte er in zähem Siegeslaufe ein Weltreich bezwungen und brachte unermessliche Reichtümer mit sich. Er war der mächtigste und reichste Herrscher seiner Zeit im Weltreich des Geistes. Und doch mied er jeden Schein, der auf seine Macht und seinen Reichtum deutete. Freiwillig hatte er sich aller Zeichen weltlicher Macht und äußerer Würde entkleidet und schon aus Rom an den Herzog geschrieben: . . . würde ich noch eine Bitte hinzufügen: daß Sie mir, nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist: . . . mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden. Die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen. Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen. Sie haben durch

Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniss: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert . . . ; dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und das Leben genießen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin und dorthin zu leiten sein . . .“ (Rom, 17. März 1788.)

Wenn er auch, wie wir aus den Worten seines Schreibens an den Herzog: „Das Verhältnis, das Sie mir zur Kammer erhalten wollen, ist, ich wiederhole es, so ehrenvoll, daß ich gleich beschämt bin, es anzunehmen, als verlegen, es abzulehnen“ erkennen, seinen früheren Posten als Ehrenstelle beibehalten hat, so beschränkte sich seine Tätigkeit immer mehr auf ein geistiges Sammeln und Sichten, das sich fern vom Lärm des Tages abspielte. Aber aus dieser Stille drangen gewaltige Lichtstrahlen in die Finsternis der Welt und die Sehenden wurden von diesem Lichte unwiderstehlich angezogen. Immer sichtbarer wurden in diesem hellen Scheine die grenzenlosen Gebiete seiner Macht, immer klarer und farbenreicher enthüllten sich in diesem Lichte Berg und Thal, Wald und Wiese und es leuchtete tief in das geheimnisvolle Weben der Natur und der menschlichen Seele hinein.

Menschen, deren selbstlos-hingebende Lebensaufgabe unentwegt darin bestand, den menschlichen Sinn vom Zeitlichen zum Ewigen hinaufzuführen, hat man von jeher mit dem Strahlenkranz der Heiligkeit umgeben. Einen der größten darunter, Goethe, der uns im Leben der Natur und der Menschen das Göttliche gezeigt, ziehen wir bewußt und absichtlich in den irdischen Staub herunter: Wir wägen und messen ihn mit menschlichen Maßen und suchen ihn in die Formen unserer menschlichen Alltäglichkeit und Durchschnittlichkeit zu zwingen. Seine irdische Laufbahn

liegt offen und klar vor uns, jeder Tag seines Lebens gewährt unserer Neugierde leichten Zugang. Wie an den Dingen der allgegenwärtigen Natur, so erkennen wir auch in Goethes Leben und Wirken, eben weil sie uns irdisch so nahe gerückt sind, nur selten und unklar die Offenbarung des Göttlichen. Wie die Gegenstände der Natur, so werden auch Wandel und Werke unseres größten Dichters oft mit stumpfen, unzulänglichen Mitteln geprüft und gewogen, gemessen und verglichen, verkleinert und zerstückelt, beschniffelt und bekritelt, entweiht und entwürdigt. Wir zerretzen das Göttliche mit unseren Füßen und stehen im Dünkel der Überlegenheit und Erhabenheit seelisch verarmt und verkümmert da. Wer ehrfurchtsvoll und gläubig den Spuren dieses großen Kenners der menschlichen Seele folgt, wird ihm, dem so vielfach Verkannten, in der innersten Stille seines Herzens eine Kapelle errichten, wo sich allmählich in andächtiger Besinnung die Pforten reinsten Glückseligkeit öffnen. Er wird sich dadurch aber auch zu der Gemeinschaft derjenigen gesellen, die berufen sind, den großen Dom zu erbauen, wo die Menschen ohne Unterschied der Nation und des Glaubens in gemeinsamer Andacht das Göttliche suchen und gemeinsam schon hier in irdischen Formen die Herrlichkeit Gottes erkennen und verehren. So groß wird der Raum dieses Domes der Weltliteratur sein, so voll Duldung und Frieden, daß alle darin mit den Besonderheiten und Eigentümlichkeiten ihres Wesens und ihrer Sprache Platz und Heimat finden, denn in dem einen Ziel, in dem ahnungsvollen Suchen und Erfassen des Göttlichen in seiner höchsten irdischen Erscheinungsform, im Schönen, vereinigt sich das Streben aller Menschen.

Zwei Goethe-Bildnissen aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien kommt symbolische Bedeutung zu. Alexander Trippel hat die Nachwelt mit seiner berühmten Goethe-Büste beschenkt. Der lockenumrahmte edle Kopf stellt in seiner fast überirdischen Schönheit ein sprechendes Sinn-

bild der Weltichtung dar. Und Tischbeins Ölgemälde „Goethe in der Campagne“ zeigt uns den Dichter „in Lebensgröße, in einen weißen Mantel gehüllt, auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagne di Roma überschauend“. Wie aus der anstehenden Umgebung natürlich hervorgewachsen, scheint er selbst ein eindrucksvolles Glied dieser Welt zu sein. Aber sein Blick schweift ruhig und überlegen darüber hinweg und scheint die Weiten des Horizonts zu durchdringen und sinnend dem Weben der Gottheit zu folgen.

Die Natur zeichnet ihren Lebewesen die Daseinsformen vor. Besonders deutliche Spuren ihres Einflusses zeigt die seelische Eigenart des Menschen. Das an den Außendingen haftende Seelenleben, die heitere Sinnenslust des Südländers prägt sich in seiner ganzen Gefühls- und Lebensweise aus. Die nordische Nebellandschaft mit ihrem engen Gesichtsfeld, der kalte Winter mit seiner düsteren Stimmung, seinen langen, lichtlosen Nächten, kehrt den Blick des Nordländers nach innen. Was die Außentwelt an Weite versagt, gewährt Phantasie und Gefühl nach innen schrankenlos. Die Enge und Not des Lebens richtet von selbst den Flug der Gedanken auf ein Reich, das, von allen irdischen Schranken befreit, ewige Freude und Wohlfühlsein verheißt. Mit tiefem Ernst und zäher Beharrlichkeit hält man fest an Zeichen, welche die Hoffnung auf ein künftiges Leben ewiger Wonnen berechtigt erscheinen lassen, und sucht sie zu deuten und zu mehrern.

Das sinnende, sehnüchliche Verfolgen der Ewigkeitspuren bildet einen wesentlichen Charakterzug im Seelenleben des Germanen. Seine Götterwelt, sein Walhallaglauben sind Ruhepunkte dieses Sehns. Aus düsterer, stürmischer Gegenwart, die zum letzten schrecklichen Kampfe zwischen Göttern und Riesen, zum Weltenbrände Muspilli, drängt, in welchem die Erde versinkt, die Sonne schwarz wird, blickt

man hoffnungsvoll auf zu einem künftigen, unvergänglichen Reich des Friedens, in welchem die Erde wieder aus der See auftaucht, das Gute herrscht und alles Böse schwindet.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die deutsche Dichtung dieses Suchen und Sehnen nach einem besseren Jenseits. Die bedeutendsten Werke der deutschen Literatur stellen dieses dunkle, ahnungsvolle Suchen nach der Ruhe und dem Frieden der Seele in Gott dar. So schildert der tiefsinnige Wolfram in dem Kampf- und leidensvollen Streben des ernststen Gralsuchers Parzival die Erlösungssehnsucht der Menschheit aus dem irdischen Widerstreit der Sinnenlust und des Seelenfriedens, einem Zwiespalt, wie er immer wieder die Seele des nordischen Menschen beschäftigt und im Römerbrief so treffend kennzeichnet ist: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

Unlösbar scheint die Aufgabe, dieses ewige Suchen und Bemühen nach jenem schwer auffindbaren und gangbaren Wege, der zum Gebrauch der Welt führt, ohne sie zu mißbrauchen und darüber den Himmel zu verlieren. Der Kampf um diesen rechten Weg, der das Körperliche und Geistige in uns versöhnt und uns in ruhigem Gleichgewicht der Seele das irdische Glück finden und in reinem Wandel und Schaffen die ewige Seligkeit erwerben läßt, bildet das ewige Ziel und den unerschöpflichen Inhalt deutschen Dichtens und Sehnsens.

Und immer wieder mündet dieses heiße Bemühen in die Tiefen der Gottheit und findet hier einen so sicheren Halt, daß der Zweifel daran schon sündhaft erscheint und mit unendlichen Leiden verbunden ist: „Ist zwifel herzen nähgebur, daz muoz der sele werden sur“ (Parzival).

Mitten in den Greueln eines furchtbaren, verheerenden Krieges läßt Grimmelshausen seinen Simplicissimus nach einem Leben voll abenteuerlichen Schicksalen und Verirungen zuletzt in Gott die Ruhe des Gemüthes finden.

Verwandt damit ist Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“, der ebenfalls dieses deutsche Suchen nach einer anderen, höheren Welt des Friedens, nach einem fröstlichen, glückverheißenden Endziel dieser mühevollen, wechselreichen Wanderung durch das irdische Leben darstellt, ein sehnfüchtiges Ausschauen nach dem ruhe- und glückverheißenden Stern in der Unruhe und dem Unfrieden dieser Welt.

Aus der Zeit der Renaissance und der Reformation ist uns eine sagenhafte Gestalt von tiefster symbolischer Bedeutung für dieses ewig unstillbare Sehnen der Menschen überliefert worden. In einem stürmischen Zeitalter, in welchem ein mächtiges Ringen die Menschheit in Bewegung setzte und todesmuthige Männer wie Götz, Frundsberg, Hutten, Luther dem deutschen Leben ihren Stempel aufdrückten, war als besonders deutliche Ausprägung dieses Zeitgeistes Faust aufgetreten, auch er ein Mann, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete, von dem es hieß: „er name an sich Adlersflügel, wollte alle Gründe am Himmel und auf Erden erforschen“. Wenn ihn auch Theatermacher und Pfaffenlist zum lächerlichen Popanzen und Bauernschreck verunstaltet hatten, durch die oberflächliche Tünche drangen deutlich und unverkennbar die großen Flügel des Titanen hervor. In ihrem Kern weist diese wunderliche Gestalt des Mittelalters neben unersättlicher Lebensfreude jenes mächtige deutsche Sehnen nach tiefer Erkenntnis des göttlichen Wunders, der letzten Ursachen alles Seins, auf. Ein Feuergeist hebt sich hier aus der Phantasie des Volkes heraus, dem es um dieses Wissen letzter Geheimnisse ernstlich zu thun ist, der mit dem höchsten menschlichen Einsatz, mit der ewigen Seligkeit, um die Klärung dieser Daseinsräthsel ringt. Zu schmerzlich empfindet er die Enge der ir-

dischen Fesseln, die unzulänglichen Mittel eines kurzen irdischen Daseins zur Erlangung des heißersehnten Zieles. In dämonischer Ungeduld greift er daher zur Magie, ja zum Bündnis mit dem Teufel.

Nach zweieinhalb Jahrhunderten, als der große Preußenkönig die Welt mit seinen Ruhmestaten erfüllte, trat in Frankfurt ein junger Patriziersohn auf, der dem Gottesgeheimnis auf den Spuren der Natur nachging. Von unbändiger Lebensfreude beseelt, war es ihm gegeben, einem neuen Zeitgeist entsprechend, nicht durch Magie und Teufelsbündnis, wohl aber mit ruhigem, durchdringendem Blick den Sinn dieses Daseins fies zu erfassen. Als Führer stand er in dem Stürmen und Drängen seiner Zeit, erfüllt vom kühnen Geist prometheischen Trostes, selbstherrlicher Umsturzsucht und himmelstürmendem Streben. In Dichtung und Wahrheit bekennt er: „Auch ich hatte mich (wie Faust) in allem Wissen herumgetrieben und war frühe genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden; ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“

Schon in den frühesten seelischen Regungen Goethes finden wir den rhythmischen Gleichklang mit dem Volksfaust, Momente, die sich in den Rahmen der Faustsage leicht einfügen lassen. Der Knabe, dessen „Gemüt sich zum Schöpfer aufseht“, entzündet der Gottheit Räucherwerk und sucht in ahnungsvollem Drange nach ihren Spuren in der Einsamkeit der Wälder. Mit Windosen, Kolben und Retorten und allerlei alchimistischen Versuchen hatte er das Wesen der irdischen Dinge erforschen wollen. Was W. Humboldt von sich sagt, hat für Goethe eine besonders tiefe Bedeutung:

„An Einem hab' ich immer fest gehalten,
In süßer Wonne und in bangem Leiden,
Von ihrem Schein die Dinge zu entkleiden,
Zu ihrer nackten Wahrheit zu gelangen.“

Freilich, als Goethe in glühendem Schaffensdrang unter dem Zwange des Beichtbedürfnisses den großen Entwurf seines Lebenswerkes zeichnete, waren seine Beziehungen zum Volksfaust nur lose. Auch er hatte aus eigenster Lebenserfahrung die Unruhe und den tiefen Schmerz kennen gelernt, welchen das vergebliche Ringen um ein für menschliche Kräfte zu hoch gestecktes Ziel verursacht. Seine jugendliche Ungeduld und leidenschaftliche Klage hatte er dann unmittelbar aus den ihn umgebenden Verhältnissen und den ihn beherrschenden Gefühlen heraus in einen gewaltigen Monolog fließen lassen. Zufälliger und äußerlicher noch war die Berührung mit der Volksage, als Faust Zeuge und Sprecher seiner Gessenheimer Seelenpein wurde: „Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerreiß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten . . . Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen. Annette hatte mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich.“ Mit diesen Worten leuchtet Goethe in Dichtung und Wahrheit in seine tiefe Bedrängnis hinein. Aus gepreßter Seele ringt sich der in glühendem Empfinden geschmolzene Lavastrom der Dichtung empor und gestaltet sich in der Gretchentragödie zum befreienden, grandiosen Bekenntnis und durch die Verschmelzung von Erlebnis und Dichtung zu jener ewig wahren höchsten Art von Offenbarung, wie sie der Goetheschen Dichtung eigen ist. Die Gestalt des Volksfaust ist hier nur die kalte, äußere Form einer heißwogenden Lebensfülle. Goethe mußte seinen Helden in der Hexenküche verjüngen, um den Einklang zwischen Inhalt und Form herzustellen.

Aber der Dichter gewinnt Interesse an dieser eigenartigen Form. Die Gestalt Faustens war ja auch aus dem Leben heraus geworden und hatte eine besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß sie zum sprechenden Ausdruck ihres Zeitalters wurde. Als Sinnbild einer großen Zeit stand sie vor seinen Augen, und je mehr er seine Blicke ihr zuwandte, je größer und weiter auf langem Lebenswege seine Erfahrungen und Anschauungen wurden, umso mehr, umso tiefer mußte er erkennen, daß die Faustgestalt neben vielen Eigentümlichkeiten eines sonderbaren Rauses in ihren Hauptzügen menschliches Wesen von allgemeiner Bedeutung, Welt und Menschheit in ihren typischen, ewig wiederkehrenden Erscheinungsformen darstellte. Auch Goethe hatte in Italien und Weimar an sich feststellen können, wie sein dichterisches und wissenschaftliches Arbeiten immer mehr Formen annahm, die, Weltall und Menschheit umspannend, sich zum Allgemeingültigen, zum Typischen erhoben. Je klarer sich in Goethes Geist die Riesengestalt des sagenhaften Faust zeichnete, je deutlicher sich ihm der Inhalt und das Ziel seines Strebens offenbarte, umso klarer fühlte er sich seelenverwandt mit ihm, umso mehr wurde er der treue Begleiter seines Lebens. Mit der Beharrlichkeit des Schattens folgt ihm Faust auf seinem Lebenswege. Nur in glühender Mittagszeit, als das Leben besonders heiß um Goethe brandete, zerrann dieser Schatten, aber je mehr sich die Sonne des Lebens neigte, umso mehr fraß und zehrte er dampfartig an seiner Seele und wuchs ins Ungeheuerliche.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe auch der Gestalt des Moses wesentliche Züge für seinen Haupthelden entliehen und ihr neue Anregungen für seine Faustschöpfung verdankt. Josef Nadler weist mit besonderem Nachdruck darauf hin, wie Moses schon den jungen Goethe beschäftigte und für ihn der Wegweiser zur Einführung in das innerste Wesen des Morgen-

es wurde. Durch Frl. von Kleffenberg war Moses in
 des Gesichtskreis gerückt worden. In Straßburg hatte
 Herder eingehende Kenntnisse der Mosesfrage ver-
 eilt. Die Noten zum Divan bezeugen ein tiefes Erfassen
 des Stoffes. Der Urmagier Moses hatte sich dann in
 faustischen Tatmenschen, den Landgewinner und Weg-
 eiser durch das irdische Leben, verwandelt, aber er „füllte
 mit Goetheisch erfülltem und erfaßtem Gehalt des
 elden Moses, des auserwählten Menschen, der das
 östliche von Angesicht zu Angesicht erlebte“. Faust war
 edanklich im Fragment erstarrt, Moses dagegen — noch
 angestaltet — wuchs lebendig weiter und „nahm die wei-
 ertwuchernden Faustsäfte, die in der verholzten Faustdich-
 ung nicht aufsteigen konnten, auf“. Ein ähnlicher Wandel
 hatte sich auch in Goethe vollzogen, er hatte „die Rolle
 des Faust von ehemals mit der Rolle des Moses, in der
 er jetzt lebte, vertauscht“. Aus dieser Verschmelzung läßt Nadler
 den Tatmenschen Faust entstehen, der in ewigem Streben
 sich an das Urbild der Vollkommenheit herandrängt und
 in seiner Tragik an Moses erinnert, der ebenso wie Faust
 „auf der Höhe des Lebens mit dem Ausblick auf das
 unerreichbar nahe Land der Verheißung stirbt“, ein Motiv,
 das Goethes Wilhelm Meister, seine Wahlverwandtschaften
 und schließlich die ganze zweite Hälfte seines Lebens be-
 herrscht. Wie überzeugend auch Nadlers Ausführungen
 sein mögen, eines steht fest, daß sowohl in der deutschen
 Faustsage, als auch in Goethes ureigenster Lebensauffassung
 und Lebensführung schon reichlich Reime zum Tatmenschen
 Faust gegeben sind.

Schleppend und stockend ist die Arbeit am Faust vor
 sich gegangen; fast in die Knabenjahre zurückreichend,
 hatte sie schon seine erwachende Dichterseele beschäf-
 tigt, und nur der Tod brach endlich die Arbeit an ihr ab.
 Als die ersten großen Lebenserfahrungen die Seele des
 Stürmers in tiefe Erregung versetzten, da goß er ihren

vollen, glühenden Inhalt in diese fremde, vielleicht zu große Form; der gottlose Erzzauberer wurde zum Träger eines Liebesglücks, das sich jah in ein Schuld- und Reuegefühl verwandelte; aber nur einen Teil dieser Form konnte er mit der Blut seiner Liebe erfüllen, hohl und leer blieb der übrige, größere Teil. Ein halbes Menschenalter verging, ohne daß sich sein Inhalt mehrte. Die ersten Weimarer Jahre hatten ihn in einen Wirbel von Zerstreuungen und schwersten Amtspflichten hineingerissen. In Italien hatte eine neue große Welt seine ganze Seele gefangen genommen. Wenn er auch aus der Mußezeit seines zweiten „römischen Aufenthaltes“ berichtet: „Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchre, so däch' ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen, — die Lagen waren nie geheftet — so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, so daß, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit wieder versetzen muß“.

Einen gedeihlichen Fortgang nahm die Arbeit weder in Italien, noch in den folgenden Weimarer Jahren, sie

blieb in den Frankfurter Anfängen stecken. Goethe war mit dem unfertigen Urfaust 1775 in Weimar eingezogen; in Italien hatte er die vergilbte Handschrift entfaltet. Mit wenig neuen, zum Teil umgegossenen Szenen kehrte er aus Italien heim, und verzweifelnd an der Fertigstellung, erschien der „Torso des Herkules“ im 1. Bande der Werke 1790 als „Faust. Ein Fragment.“

Schiller tritt nun an Goethes Seite, mit ihm ein fördernder Berater aller seiner dichterischen Arbeiten, vor allem ein begeisterter Bewunderer seines Faustfragments. Unaufhörlich drängt er mit Vorschlägen zur Fortsetzung des Werkes. Freilich denkt er sich die Vollendung nach Grundsätzen, wie sie ihm, dem Idealisten, eigen waren. Ihm schwebt eine symbolische Behandlung des reichen Stoffes der Faustsage vor, ein straffes Zusammenfassen der auseinanderstrebenden bunten Szenen durch das einheitliche Band einer Gesamtidée. Dieser Weg war für Goethe nicht gangbar, er widerstrebte dem Grundzug seines dichterischen Schaffens. Auch seine späteren Äußerungen Eckermann gegenüber deuten darauf: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust verkörpert habe; als ob ich das selbst wüßte!!! . . . Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen, durchgehenden Idee hätte reihen wollen.“ (Zu Eckermann, am 6. Mai 1827.)

Wohl aber steigert sich unter Schillers Einfluß das klare Bewußtsein, daß ihm das ewige Rauschen der Lebenswellen an das Ohr schlägt, wenn er rückschauend seinen und Faustens Weg überblickt. Was die Sage in ihrer Art dem geschichtlichen Faust an Tügen und Schicksalen verleiht, sind die weiten Umrisse des großen Menschen. Ja der ruhelosen, nach Licht und Höhe strebenden Menschheit überhaupt. Auch der Dichter des Götz, Werther, Egmont,

Tasso und der Iphigenie findet in seinem Leben deutliche Spuren allgemeingültigen, über das Individuelle hinausgehenden Menschentums. Der Teufel an der Seite Fausts ist für Goethe keine ungewöhnliche Erscheinung, denn auch er vergleicht die Welt mit einer Orgel, deren Bälge der Teufel trifft. Von der Höhe dieses neuen, großen Gesichtspunktes aus erhalten Umfang und Ausmaße der Faustdichtung weltumfassende Größe und Ausdehnung.

Und nun straffte sich allmählich die weite Form: Das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog im Himmel, die Walpurgisnacht und der Walpurgisnachtstraum füllen die Lücken und im April 1806 ist der erste Teil des Dramas vollendet, wegen der Kriegswirren erscheint er aber erst 1808. Nach Goethes eigenem Urteil „ist der erste Teil fast ganz subjektiv, es ist alles aus einem befangenen, leidenschaftlichen Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohlthun mag“. (Zu Eckermann, Februar 1831.)

Ein Stück großempfundener Natur steht hier vor uns, wie sie sich offenbart in Berg und Tal, in Feld und Wald der deutschen Landschaft mit all dem ihr anhaftenden Wiesenduft und Himmelstau, aber auch mit allem Frost des Winters und Tragik des Lebens. Natürlich und lebenswahr hat Goethe regsame, deutsche Menschen in die deutsche Heimat hineingestellt und deutsches Sinnen und Trachten in all seinen durch Alter und Bildung bedingten Abstufungen in Bildern von unendlicher Lebensfrische festgehalten. Alles dieses war wie Bäume im Walde allmählich in Goethes Seele gewachsen, fast lassen sich die einzelnen Jahresringe unterscheiden. Sein eigenes Leben hatte er im Faust dichterisch gestaltet, verklärt und verlebendigt in einer Weise, die von selbst die verbindenden Stufen und Glieder bot, welche vom Besonderen, Individuellen zum Allgemeinen, Typischen führen. Die große Persönlichkeit, in welcher sich dieses Leben widerspiegelt, stellt die Verbindung zwi-

schen dem Ganzen und seinen Teilen, zwischen dem Zeitlichen und Ewigen restlos her.

Friedrich Gundolf hat mit überzeugender Klarheit darauf hingewiesen, daß in jenen beiden Grundtrieben: wie Ganymed im All aufzugehen und wie Prometheus als bildnerisches Individuum sich zu behaupten, zwei Wesenszüge Goethes sich offenbaren, die als treibende und bestimmende Kräfte in Goethes Arbeit am Faust mitgewirkt haben. Während sie aber in Ganymed und Prometheus als zwei getrennte Zustände uns entgegentreten, die im Widerstreit miteinander sich befinden, sehen wir im Faust die Widerstrebenden zu einem Gesamtleben vereint, in dem sie notwendig zum Konflikt führen müssen. Der Widerstreit zwischen dem Drängen nach Allheit und dem Willen zur Selbstheit, der ewige Kampf zwischen Augenblick und Ewigkeit, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, zwischen Ideal und Wirklichkeit, dessen Ergebnis ein „Leiden am Leben“ ist, kann nicht durch ein Endliches gestillt werden. Fausts Schicksal erhält seine letzte, entscheidende Wendung durch die himmlische Gnade. In den Worten Fausts: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ ist in gleicher Weise die schicksalbezwingende Kraft des Menschen wie das Einwirken überindividueller Mächte angedeutet. Der wiederkehrende Zwiespalt menschlicher Innerlichkeit und äußerer Welt findet seinen harmonischen Ausgleich durch kraftvoll tätige Weltbezwungung, wodurch der göttliche Funke unserer Innerlichkeit in übersinnlichem Gnadenakte die ersehnte Wiedervereinigung mit der Allkraft Gottes findet. Weil dieser große Zwiespalt Goethe durch sein ganzes Leben begleitete, konnte er nicht durch eine einmalige Krise wie im Werther abgeschlossen werden. Dieser Konflikt erfüllte vielmehr sein ganzes Leben und fand erst am Ende desselben bleibende Gestalt.

Unklar und widerspruchsvoll, trotz größter Einfachheit uneinheitlich, zusammenhanglos, unvollständig in seinen

Teilen, zeigt das Ganze in seiner Höhenlinie eine Einheit und Ganzheit von unglaublicher Größe und Vollkommenheit. Individuell und lokal gefärbt, in seinem Sachverhalt und Tatbestand fast bis auf Ort und Tag bestimmbar, rückt doch das Ganze in das raum- und zeitlose Geschehen der Ewigkeit hinaus. Trotz seines nationalen Gehaltes ist es Gemeingut der Menschheit. Darin erkennen wir die unvergängliche Größe des Faust, daß er uns erinnert an das Walten und Weben in der Natur, an ihre undurchsichtigen, unerforschlichen Ratsel, wie sie sich im ruhelosen Wechsel von Frieden und Kampf, Ruhe und Bewegung, Geselligkeit und Regellosigkeit, Schaffensfreude und Zerstörungswut zeigen und in Gott ihren Ruhepunkt finden.

Dieser deutsche Faust, der in seinen Riesenausmaßen ins Allgemein-Menschliche hinausragt, sammelte allmählich um sich einen Kreis von verständigen Anhängern und Verehrern.

Gegenüber dem Fragment von 1790 meinte man nun ein Ganzes zu besitzen. Die tiefe Innigkeit, die unmittelbare Gefühlswärme hoben die Gretchenszenen aus dem Rahmen des Ganzen so sehr heraus und erweckten so volle Teilnahme an Gretchens Schicksal, daß man den Haupthelden aus den Augen verlor und überfah, daß auch in diesem ersten Teil kein vollständiges Ganzes geboten war. Auch heute noch steht der größere Teil der Faustleser unter diesem Eindruck. Hat doch auch die Theatergepflogenheit bis in die neueste Zeit nur den ersten Teil auf die Bühne gebracht, auch dort gilt er noch durchweg als „der Faust“. Erst in den letzten Jahrzehnten ist die Aufführung des zweiten Teiles gewagt worden, und nur wenige verständnisvolle Leser widmen ihm ihre Aufmerksamkeit. Die unvergleichliche Gretchengestalt beherrscht mit dem Zauber ihres Wesens so sehr den Leser, so sehr ist ihr Leidensweg bis zu den letzten irdischen Konsequenzen, ja darüber hinaus von der irdischen Sühne durch die

„Stimme von oben“ zur Gewißheit himmlischer Gnade und Rettung geführt, daß das göttliche Wort als wehevoller Schluß einer erschütternden Tragödie das Wogen unserer aufgewühlten Seele in diesem göttlichen Ratschluß verklingen läßt. Durch dieses große, tiefe Erleben scheint der Hauptheld in weite Ferne gerückt zu sein. Nur kaltes Besinnen und kritisches Denken erinnert an ihn, den Gegenstand der Wette zwischen Gott und dem Teufel, den einen Partner des Blutpactes, der doch im Blickpunkte des dichterischen Interesses stehen mußte, dessen Schicksal der Dichter angedeutet zu haben schien, wenn auf dem Titelblatt die Worte standen: „Faust, eine Tragödie“ und nach dem Prolog im Himmel ein besonderes Blatt die Inschrift führte: „Der Tragödie erster Teil“.

Ein zweiter Teil war wohl geplant, aber erst Goethes Lebensabend sah das Ganze seiner Vollendung entgegengehen. An der Sonne des Lebens mußte dieses Riesenwerk allmählich reifen. Und so schritt Goethe rüstig auf seiner großen irdischen Bahn weiter und was ihm auf seiner Wanderung an Erfahrungen und Erkenntnissen zuteil wurde, damit bereicherte er Herz und Verstand, und aus dem überreichen Segen goß er lebendigen Inhalt in die weite Form seiner Lebensdichtung, so daß sie sich füllte, sich weitete und ausbog bis zum Bersten. Wahres, selbst-erlebtes Leben, geschaut allerdings mit dem kühlen Blick des Weisen von Weimar, gab diesem Werk den ewigen Gehalt. Goethe selbst hatte davon bekannt: „Im zweiten Teil aber ist fast gar nichts Subjektives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftlosere Welt, und wer sich nicht etwas umgetan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen“. (Zu Eckermann, im Febr. 1831.)

Eigenes Erleben hat auch hier die neuen Anknüpfungspunkte zur Fortsetzung des Werkes geliefert. Wenn Goethe im Volksfaust den größten Rohstoff des 16. Jahrhunderts, eine Vermählung des Humanismus und der Renai-

jance, in Alexander dem Großen und Helena verkörpert vorfand, so mußte lebhaft vor seine Seele treten das große Erlebnis seiner Italienreise und sich mit dem verwandten Stoffe der Überlieferung von selbst verbinden. In Italien und besonders in Rom hatte er unter dem Eindruck der großen Welt des klassischen Altertums das Gleichgewicht seiner Seele, Zufriedenheit und Glück gefunden. Unwillkürlich mußte die alte Faustsage, die von einer Vermählung des Zauberers mit dem schönsten Weibe des Altertums, mit Helena, erzählte und durch dieses Symbol eine Vereinigung von Antike und Neuzeit andeutete, Goethe an jene römischen Tage erinnern, wo er nach eigenem Geständnis während seines ganzen Lebens allein ungetrübte glückliche Stunden genossen hatte. Es war natürlich, daß ihm der Gedanke kam, das Drama in den Höhepunkt einer Vermählung Fausts mit Helena ausklingen zu lassen und den Helden im Angleichen an die Erhabenheit der klassischen Welt, in völligem Aufgehen im griechischen Schönheitsideal das ruhige Ebenmaß der Seele finden und dadurch das Böse überwinden zu lassen. Indem Goethe dieses mit eigenem Blut und Leben erfüllte Motiv in den Plan seiner Faustdichtung aufnahm, durchtränkte er die Helenaszenen mit der Fülle der selbsterlebten Griechentwelt und schüttete über sie den ganzen Zauber griechischer Sinnen- und Schönheitsfreude. Ernstlich wurde der Plan in Erwägung gezogen, die Erlösung Fausts von diesem Gesichtspunkt aus vor sich gehen zu lassen, wodurch das ganze Geschehen den individuellen Charakter einer Beichte erhalten hätte. Freilich wäre durch diese persönliche Note die Weite allgemein menschlicher Gültigkeit wesentlich eingeschränkt worden und Fausts Erlösung wäre zum Bekenntnis einer engeren, auserlesenen Gemeinschaft künstlerisch eingestellter Gebildeter geworden, die sich „die Idee einer Läuterung im Lichte des griechischen Schönheitsideals zu eigen gemacht hätten“. Aber selbst den aus

Italien heimgekehrten Goethe hätte eine solche Lösung nicht unbedingt befriedigen können. Zu tief- und großgeschaut war das in Italien gewonnene Weltbild, zu sehr ruhte auch hier sein Blick auf dem Universum, als daß dieser enge, einseitige Standpunkt sein Lebenswerk mit alles verdrängender Ausschließlichkeit hätte dauernd beherrschen können.

Der welt- und menscheitumfassenden Tätigkeit des greisen Dichters erschlossen sich bald mit innerer Notwendigkeit Motive und Ziele, die eine für die gesamte Menschheit und für alle Zeiten gültige Lösung verbürgten. Von der hohen Warte des Weisen betrachtet, mußten die Gretchentragödie und der Helena-Akt als Episoden im Leben eines Titanen erscheinen, dessen übermenschliche Kraft nur in weitgreifender, gemeinnütziger Arbeit, die er selbstlos in weiser Voraussicht und Umsicht für künftige Geschlechter leistet, ein würdiges Ziel und endliche Befriedigung finden konnte. Indem Goethe diesen höchsten Standpunkt einnimmt, wird er zum Propheten nicht nur seines Volkes, sondern der ganzen Menschheit und seine Worte gewinnen nicht nur Gegenwartswert, sondern Dauer und Geltung für alle Zukunft.

Damit war nun das Gefäß der Faustsage bis zum Überlaufen mit neuem Gehalt erfüllt und mußte sich unter diesem Druck eine tiefgehende Umbildung gefallen lassen. In selbstlosem, großem Schaffen eröffnet Faust „Räume vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen“ und gelangt zu der Weisheit letztem Schluß: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ So wird Faust in sinngemäßer Anknüpfung an den ersten Teil des Werkes zum Verkünder des Evangeliums der Tat, das Faust zu Beginn des Dramas bei seinem Versuch, das Evangelium des Johannes zu übersetzen, in die Worte kleidet:

„Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
Und schreib getrost: im Anfang war die Tat!“

Die Faustdichtung wird zum Hohenlied der Tat. Die Tat befreit den starken, schaffensfrohen Mann vom Bösen und öffnet ihm die grenzenlosen Fernen der Unsterblichkeit, so daß „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen kann“. Der göttlichen Schöpferkraft verdankt die Welt ihren Ursprung. Der fähige Mensch wird zum Ebenbild der Gottheit. Durch seine Tatkraft wird er zum Mißschöpfer und Gestalter der Welt. Faust, der im Begriff war, den Giftpfeiler zu leeren, will „durch Taten beweisen, daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht“. Sein unbändiger Wille zur Tat bezwingt den Sendling der Hölle, er bewahrt ihn davor, sich „beruhigt auf ein Faulbett zu legen“ und läßt ihn in ruhelosem Streben Erlösung finden.

Die selbstlose Tat greift immer auf den Kreis unserer Nächsten und Mitmenschen über. Sie macht uns zum Zeugen und Jünger jenes großen Liebenden und schließt uns ein in den Kreis einer Liebe, welche die ganze Welt umfaßt und auch dem Fehlenden, Irrenden Gnade und Vergebung zuteil werden läßt. Fausts Tatkraft ist dem rastlosen Suchen nach dem Ewigen, Göttlichen gewidmet. Seine Seele umfaßt nicht die endlichen Dinge, sondern das Ewige, das sie ausdrücken. In Gretchen, Helena und dem Volk, dem er Raum und Leben schafft, hat er das Göttliche geliebt, das sich in ihnen verkörperte. So ist sein Streben ein dunkles Drängen nach der Gottheit, die ihm am Ende seiner irdischen Laufbahn erbarmend und gnädig entgegenkommt und den verworrenen Diener in die Klarheit führt, wodurch die Erkenntnis zum Ausdruck gelangt, „daß wir nicht bloß durch eigne Kräfte selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade“ (zu Eckermann,

6. Juni 1831). In unbergängliche Worte hat der Dichter diese ewige Wahrheit gefaßt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.“

In seiner Tat offenbart sich die Größe des Menschen. Faust und das Evangelium stimmen hierin überein: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die von Hoffnung und Furcht befreite, den realen Verhältnissen klug angepasste, mutige und selbstlose Tat ist höchster Zweck und Sinn des menschlichen Daseins. Nicht das Genießen des Erfolges, sondern das ewige Weiterstreben nach neuen Erfolgen ist das Los des Tatmenschen. „Genießen macht gemein“, trägt und lähmt die Tatkraft. Im tätigen Leben kann das Böse nicht fortwuchern, aber dem Tätigen ist auch kein breites Polster des Behagens zurechtgerückt, sein Leben ist beständige, schaffende Unruhe, Unzufriedenheit die treibende Kraft, die ihn ruhelos von Erfolg zu Erfolg jagt:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen:
Was er erkennt, läßt sich ergreifen;
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick!“

Der Tatmensch kennt keinen Stillstand, denn, „wie er beharrt, ist er Knecht“. Goethe selbst war durchaus Tatmensch. Schon die ruhelose Bewegung in seinem äußeren Leben, sein rastloses Wandern und Reisen deutet darauf. Aber auch seine geistige Entwicklung zeigt keinen Augenblick ein ruhiges Beharren, ein genügsames Auskosten und Genießen einer errungenen geistigen Sphäre. Es ist ein ewiges Hasten von Stufe zu Stufe, von Epoche zu Epoche, das sich in unendlicher Mannigfaltigkeit auch in seinen Werken zu erkennen gibt. Auf seinen Götzen folgt Werther, an die Vollendung von Iphigenie, Egmont, Tasso schließt sich die Arbeit am Wilhelm Meister und an Hermann und Dorothea an. Stufenweise erschließt er sich die Gebiete der Kunst und der Naturwissenschaft; sein Lebenswerk, Faust selbst, zeigt deutlich die Spuren seiner Entwicklungsperioden. Und wie sehr mit diesem Wandel in seiner Entwicklung auch eine Änderung seiner Gefühlslage verbunden war, erkennen wir aus seinen Worten:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Goethe-Faust sind symbolische Riesengestalten menschlicher Ruhelosigkeit und menschlicher Tatkraft. Wer es versucht, die in Fabriken und Ämtern, auf dem Feld und in Bergwerken arbeitende Menschheit sich vorzustellen, wer sich den Verkehr zu Wasser, zu Land und in der Luft in Gedanken ausmalt, der bekommt ein sinnverwirrendes Bild von der ruhelosen Tätigkeit der Menschheit. Und all dieses ungeheuerere Räderwerk menschlichen Treibens strebt in ewiger Unzufriedenheit nach einem stufenweisen Überwinden des Übels, des Bösen dieser Welt.

Unzufriedenheit und Unruhe, sie sind dem in der Fülle und Freigebigkeit einer milden Natur tatenlos behar-

renden Südländer weniger eigen, als dem Bewohner des Nordens, der in unablässiger Tatbereitschaft einer rauhen Natur seine Lebensbedürfnisse abringen muß, den eine naturgegebene, gesteigerte Verinnerlichung aus den engen irdischen Schranken in das Grenzenlose geistiger Gebiete und höchster Sehnsuchtswünsche treibt, der in dem Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit unversiegbare Quellen des Unbefriedigseins, aber auch des immer wieder erneuten Aufwandes an Kraft zum Streben nach Fortschritt, Entwicklung, Höhe und Vollendung findet. Es sind hierin zugleich Hauptzüge des Faustischen Menschen gegeben, den die germanischen Völker in reinsten Ausprägung verkörpern.

Der nach innen gerichtete Sinn hat den nordischen Menschen zuerst eine Welt der Schrankenlosigkeit und Unbegrenztheit, das Unendliche, ahnen und fühlen lassen. Das reiche, phantasievolle Innenleben des Germanen ist die Geburtsstätte des Unendlichkeitserlebnisses und dadurch des Faustischen Menschen. Das Kühne, ins Grenzenlose hinausgehende Streben ist faustisch. Oswald Spengler bezeichnet den „reinen grenzenlosen Raum als Urhymbol der faustischen Seele“ und führt in diesem Zusammenhang aus: „Der Hang zum Unendlichen schlummerte tief in der nordischen Landschaft, lange bevor der erste Christ sie betrat . . . Die Edda hat diesen frühesten religiösen Ausdruck faustischen Seelentums aufbewahrt . . . Die Verse der Edda imaginieren den Weltraum. Gewaltiger ist die Durchbrechung alles Körperlich-Einschränkenden in keiner Poesie ausgedrückt worden . . . Sigurd ist die Inkarnation des Sieges dieser Seele über die Schranken von Stoff und Gegenwart . . . Walhall . . . wurde . . . von der erwachenden faustischen Seele erdacht . . . und schwebt jenseits aller fühlbaren Wirklichkeiten, in fernen, dunklen, faustischen Regionen. Der Olymp ruht auf der wirklichen griechischen Erde; das Paradies der Kirchenväter wie des Koran ist

ein Zaubergarten irgendwo im magischen Weltall. Walhall ist nirgends. Es erscheint, im Grenzenlosen verloren, mit seinen ungeselligen Göttern und Recken als das ungeheure Symbol der Einsamkeit: Siegfried, Parzeval, Tristan, Hamlet, Faust sind die einsamsten Helden aller Kulturen. Das gehört zur abendländischen Seele. Man lese in Wolframs Parzeval die wundervolle Erzählung vom Erwachen des Innenlebens. Die Waldsehnsucht, das rätselhafte Mitleid, die unnennbare Verlassenheit: das ist faustisch. Jeder kennt es. In Goethes Faust kehrt das Motiv in seiner ganzen Tiefe wieder“:

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen
 Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
 Und unter tausend heißen Tränen
 Fühlt ich mir eine Welt erstehn.“

„Von diesem Welterlebnis weiß der apollinische und der magische Mensch nichts, weder Homer noch St. Johannes... Walhall ist lichtlos. In der Edda schon spürt man jene tiefen Mitternächte, in denen Faust in seinem Studierzimmer brütet, die Rembrandts Radierungen festhalten, in die Beethovens Tonfarben sich verlieren“.

Der Idealismus der klassischen deutschen Dichtung läßt diese nur für kurze Zeit verdunkelte echt germanische Vorstellung zu neuem Leben erwachen. Die Zeit des Sturmes und Dranges ist tief ergriffen und erschüttert von dem Erlebnis des Unendlichen. Hamann hat ihm zuerst Ausdruck verliehen: „Das Unendliche ist ein Abgrund... Hier ist eine Tiefe, die kein menschlicher Verstand absehen kann, eine Tiefe, auf der Dunkelheit liegt, die unsern Augen nicht einmal erlaubt, die Oberfläche recht zu untersuchen... Lücken und Mängel ist die höchste und tiefste Erkenntnis der menschlichen Natur.“ Auf der Meerereise von Riga nach Frankreich hatte Herder das Erlebnis des Unendlichen. Er fühlte sich angesichts des Meeres nur als

ein „Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei“ und versenkt sich in die Betrachtung: „Was gibt ein Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis. Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite, unendliche Luftkreis!“ Unter Herders Einfluß schreibt der junge Goethe: „Ich fühl' einen Drang, Bruder, Dir zu schreiben in diesem Augenblick, daß ich so weit, so weit von Dir und Deinem Christel entfernt bin, schwebend im herrlich, unendlich heiligen Ozean unseres Vaters, des unergreiflichen, aber des berührlichen! O Bruder! Nennbare, aber unendliche Gefühle durchwühlen mich“.

Auch Faust fühlt sich von dieser Unendlichkeit umgeben. Sein Leben verzehrt sich in dem Kampf um das Unendliche. Rastlos durchstürmt sein Geist die unendliche Welt, um die geheimnisvollen Quellen alles Lebens aufzufinden und mit kühlem Trunk daraus die Glut seines Begehrens zu stillen. An dem Unbegrenzten gemessen, empfindet er die Pein der engen irdischen Schranken. Auch der Dichter des Faust hat bei seinem Wirken und Schaffen das Unendliche, das Ewige vor Augen. So wie sein Wissen alle irdischen Schranken durchbricht, umspannt auch sein Dichten und seine literarische Tätigkeit alle Zeiten und alle Kulturbölker der Erde.

Nahe verwandt mit diesem Gefühl des Unendlichen ist sein Gedanke einer allgemeinen Weltliteratur.

Die engen irdischen Schranken lassen gegenüber dem gigantischen Streben ins Unendliche die Unzufriedenheit und ewige Unruhe Fausts, des Faustischen Menschen und der Menschheit überhaupt als begreiflich und unbegründet erscheinen. Aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube, die durch enge irdische Fesseln eine gewaltige innere Spannung und dadurch einen ungestümen, leidenschaftlichen Drang

nach Ausbreitung hervorruft, stürzt er sich in das rauschende Leben.

Der „unbehauste Unmensch ohne Zweck und Ruh“

„fühlt Mut sich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu fragen,
Mit Stürmen sich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.“

Faust nimmt innigen Anteil am Leben der Natur und Welt und betätigt sich am Hof des Kaisers, er steigt hinab in das Reich der Mütter, begibt sich zu den mythischen Gestalten der Griechen und endet sein Leben in der Hast großer Kulturschöpferischer, menschenfreundlicher Arbeit. Die Unruhe im Weiterschreiten — ein hervorstechender Zug des Faustischen Menschen — gelangt in den Worten zum Ausdruck:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt.
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwich, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt . . .

Das Faust-Evangelium ist ein Evangelium der Tat, das durchaus irdisch orientiert ist. Faust-Goethe wurzeln mit ihrem ganzen Wesen im Irdischen, ihre Seele ist innig verwoben mit dem Gegenwärtigen, sie „hält sich in derber Liebeslust an die Welt mit klammernden Organen“. Beide stehen „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde.“ In ihrem klaren Wirklichkeitsinn gilt ihnen das Meistern und würdige Vollbringen dieses Lebens als die nächstliegende, wichtigste Aufgabe. Mit irdischem Körper in dieses irdische Dasein gesetzt, muß die Lebensaufgabe des Menschen auf irdische Ziele gerichtet

sein in einem Maße, daß das Ueberirdische daneben fast seine Bedeutung verliert:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst Du erst diese Welt in Trümmern,
Die andere mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheint meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.“

Freilich, wer mit sehenden Augen dieses Irdische betrachtet, wer mit ganzer, liebender Seele in dieses irdische Dasein eindringt, wer es versteht, in die Geheimnisse seines Webens zu sehen, der wird gerade in den irdischen Dingen Anknüpfungspunkte an das Ueberirdische finden, die tiefe Erkenntnis der irdischen Dinge wird ihm die Pforte des Ueberirdischen, Ewigen erschließen, aus der kräftigen Wirklichkeit, aus irdischer Festigkeit und innerer Verflochtenheit mit Welt und Menschen wird sich natürlich die Berührungsfläche mit der überirdischen Welt, mit dem Ewigen ergeben:

„Willst Du in's Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.“

(Goethe: Gott, Gemüt und Welt.)

Der starke, freie, tatensfrohe Mensch wird dieses Leben nicht nur bezwingen, sondern auch zu seiner stolzen Domäne gestalten, wo er in freier Entfaltung und schöpferischer Betätigung seine Kräfte walten läßt, wo er in mutigem Kampfe gegen widerstrebende Gewalten ein Gefühl göttli-

cher Nähe, Hilfe und Erlösung aus Druck und Noth des irdischen Daseins erringt. In starker, mutiger That allein liegt die Gewähr der Befreiung und Erlösung:

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Angstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

(Goethe, *Sila*.)

Mit unbefangener, freier Seele tritt der Thatmensch an die Dinge der Welt heran, denn ihnen kommt kein unbedingter Werth zu. Nicht eine von blinder Werthschätzung getriebene, wegen eines praktischen, eigennützigen Endzwecks aus Eitelkeit unternommene Tätigkeit darf das Tun des starken, reinen Menschen bestimmen. Die Tätigkeit um ihrer selbst willen, das reine, freie, selbstlose Spiel der Kräfte, die That, die an und für sich, die durch sich selbst belohnt, Selbstzweck ist, hält Abstand vom irdischen Staube, denn die irdischen Dinge in ihrer Vergänglichkeit sind nur veränderliche Symbole einer höheren, ewigen Welt. Sie sollen daher, ohne unsere Seele durch zu hohes Einschärfen ihres Wertes unfrei zu machen, nur die feste Grundlage bilden zu freudigfreier Hingabe an die Tätigkeit selbst, ohne Rücksicht auf eigene Vorteile oder Nachteile, und unsere Seele entgegenreißen lassen jener ewigen Liebe, die uns am Ende der Tage gnädig und erbarmend aufnimmt, denn:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier wird's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.“

(Faust II, Chorus mysticus.)

Goethes Faust ist ein tiefsinniges Buch der Natur und des Menschenlebens. Welt und Menschheit erschließen sich hier in ihrer ganzen Größe und Schönheit, aber auch mit all ihren rätselhaften Widersprüchen, ihrer unendlichen Vielgestaltigkeit und mit einer in ihren abgrundtiefen Gegenständen oft unfaßbaren Tiefe.

Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit des Stoffes, der das lange Leben unseres größten Dichters bis zu seinem Tode begleitet, ergeben sich die schwierigen Aufgaben der wissenschaftlichen Ergründung dieses Werkes, der Faustforschung. Wohl öffnen sich auch dem einfachen, unvoreingenommenen Sinn im Faust die Pforten der Schönheit und Wahrheit der Dichtung, aber nur dem tief eindringenden Blick wird sich die wahre Größe des Werkes offenbaren. Und wie Natur und Leben im Wandel der Zeiten ihre Bedeutung und Beziehung zu uns Menschen ändern. So wechselt auch unser Verhältnis zum Faust, denn auch er ist ein Stück lebendiger Natur und führt wie diese ein ewiges Dasein. So sieht sich die Faustforschung vor eine ewige, immer neue, abwechselnde Aufgabe gestellt, die niemals beendet und abgeschlossen werden kann. Jedes Zeitalter, jede Generation, jeder Mensch wird sich nach Maßgabe der Erfahrungen, des Alters, Geschlechts und der Bildung zu ihm einstellen und mit ihm abfinden müssen.

Wir Deutsche sehen uns der Faustdichtung gegenüber vor besonders große und wichtige Aufgaben gestellt. Unser allereigenstes Interesse erfordert es, daß wir es nicht nur bei einem auch noch so tiefdringenden Studium ihres Gehalts, auch nicht bei noch so hingebendem Genuß ihrer Schönheit betenden lassen, sondern ihre unvergängliche Lebens- und Gedankenfülle zur Grundlage unserer Weltanschauung, ja unserer Erziehung machen. An der Hand des Faust sollten wir in das Leben hineinwachsen, an ihm uns zur Lebensfähigkeit heranbilden. Die Stunden unserer Erbauung, die Wege unserer seelischen Vertiefung stehen von frühester Jugend an sehr unter dem Einfluß eines wesensfremden Stoffes, daß die naturgegebenen Grundlagen unseres geistigen Wesens auf das Empfindlichste erschüttert werden. Durch weisläufige Kommentare und Katechismen wird uns in unserer Jugend eine fremde, unserer Eigenart wenig angemessene, ja oft zu ihr in geradezu krassem Gegensatz stehende Welt vermittelt. Wir denken dabei nicht an die reinen, erhabenen Formen und Forderungen des Evangeliums, uns schweben vor allem Gestalten und Lebensformen der alttestamentlichen Welt vor Augen, die bei aller Größe und Erhabenheit durch unorganischen Einbau, durch blutfremden geistigen Einschlag unsere Seele verbilden und verfälschen.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat die Selbsterkenntnis als höchste geistige Forderung gegolten. Wahre Selbsterkenntnis, die die Grundlage jeder Erziehung bildet, kann nur von uns selbst ausgehen und muß auch von dem Fremden immer wieder zu uns zurückkehren. Das Fremde kann nur als Vergleich und Prüfstein für die Richtigkeit unserer Selbstbeobachtung verwertet werden. Auch bei Goethe finden wir diese Ansicht vertreten: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen . . . Alle Versuche, irgend-

ausländische Neuerungen einzuführen, wozu das Besondere nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, daher fürcht . . . denn sie sind ohne Gott, der sich von den Puschereien zurückhält.“ (Zu Eckermann, 4. Jan. 1824.)

Unsere Erziehung geht nun aber von einem außerhalb des eigenen, heterogenen Standpunkt aus und sucht gleichwohl von fremdem, schwankendem Boden aus die Brücke zum eigenen Ich zu schlagen. Was wird da über diese Brücke alles an fremden Stoffen und Beispielen in das heimische Grundwesen unserer Seele hineinkatechisiert! Wie haben sich Übereifer und Spitzfindigkeit in Lehrbüchern und Lehrern, das Wunderwerk einer Einpflanzung und Vermischung von blutmäßig Verschiedenem zustande zu bringen! Unterrichtsbücher aber, die den Stoff der Faust-Erzählung in den Mittelpunkt unserer Erziehung stellen, die in diesem Standpunkt die Beziehung zu allen übrigen Verhältnissen suchen, die von dieser dem deutschen Kinde die Beschaffenheit nach angemessenen Maßen aus das Leben betrachten würden, gibt es bis heute noch nicht. Doch hält die Ideewelt des Faust, was geistigen Reichtum und vor allem was greifbare Lebensnähe betrifft, die Schriften des Alten Testaments vollauf das Gleichgewicht.

Ein dem deutschen Volke eigentümlicher Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis, nach klarem, verstandesmäßigen Durchdringen der auftauchenden Lebensprobleme hat sich gebracht, daß in deutschen Landen auf zahlreichen Universitäten die Pflege der Wissenschaft und das wissenschaftliche Forschen einen so mächtigen Aufschwung nahm und zur ersten der weltbeherrschenden geistigen Macht Deutschlands wurde. An deutschen Universitäten ist kein nennenswertes Wissensgebiet ohne wissenschaftliche Vertretung geblieben. Es gibt kaum ein Volk, das auf seinen Hochschulen so viele Antriebe für alttestamentliche Forschung aufzuweisen hätte.

Ein Faust-Katheder ist das deutsche Volk bis heute sich selbst noch schuldig geblieben. Ja, es konnte mit Befremden festgestellt werden, daß an großen deutschen Universitäten den Hörern Jahre hindurch die Möglichkeit versagt blieb, Goethe-Kollegien überhaupt zu hören. Als lehrreiches Beispiel müßte Italien gelten, das seine Dankbarkeit seinem großen Dante gegenüber dadurch bekundete, daß es eine besondere Professur für die *Divina Commedia* aufstellte. Und doch sind Dante und die Schriften des Alten Testaments in ihrer Bedeutung nicht zu vergleichen mit dem Werte, den die Faust-Dichtung für uns Deutsche besitzt.

Faust ist heute Gemeingut aller gebildeten Deutschen. Dem Deutschtum der Welt ist in ihm ein geistiger Berührungspunkt gegeben. Im Unterricht an höheren deutschen Schulen darf er nicht mehr unberücksichtigt bleiben. Auch außerhalb der Schule kann Faust — über alle literarischen Strömungen erhaben — als das dauernd am meisten gelesene Werk der deutschen Dichtung betrachtet werden. Sein schwer zugänglicher tiefer Gehalt ist leider auch die Ursache davon, daß er außer einer mehr oberflächlichen Bewunderung seiner erhabenen dichterischen Schönheiten so selten tiefes Verständnis findet. Er ist noch lange nicht zur überzeugenden Lebenswahrheit, zu einer Lebensmacht für und in uns geworden. Schon heute Inbegriff und Repräsentant der deutschen Dichtung in der Weltliteratur, ist er noch lange nicht das für uns, was die Gesänge Homers für die Hellenen waren.

Der Begriff des faustischen Menschen ist eine Errungenschaft der allerletzten Zeit, und es wird noch lange dauern, bis er dem allgemeinen deutschen Bewußtsein bleibend sich einprägt. Wie wenigen unter uns ist es lebendig bewußt, daß Faust das Idealbild unseres deutschen Wesens ist! Wie wenige sind sich klar darüber, daß der faustische Tatendrang die deutsche Einheit, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Industrie geschaffen hat. Wer hat es gewür-

dig, daß der faustische Mensch im deutschen Volke vier Jahre hindurch einen furchtbaren Kampf gegen die ganze Welt gekämpft hat. Wer hat daran gedacht, in den düsteren Jahren der Nachkriegszeit im sicheren Vertrauen auf die Tatkraft des Faustischen Menschen Hoffnung, Zuversicht und Mut zur Überwindung des Bösen zu suchen und im Optimismus der Faustdichtung einen Halt zum gefaßten und würdigen Ertragen des schweren Geschicks zu finden.

Und wenn alles dieses auch wenige Einsichtige empfunden haben, niemand hat das erlösende, befreiende Wort ausgesprochen, niemand hat dafür die allgemeinverständliche, zündende Formel gefunden, die dem deutschen Volk diese rettende Wunderkraft zum Bewußtsein gebracht hätte. Es ist dies alles ein Beweis dafür, wie wenig der deutsche Faust tieftes, geistiges Eigentum des deutschen Volkes geworden ist.

Eine schwer zu lösende Aufgabe harret hier der deutschen Faustforschung. Noch ungehoben liegen im Faust die wertvollsten nationalen geistigen Schätze. Ein Durchdringen und Bloßlegen des Kerns der größten deutschen Dichtung, ein Klarlegen aller Beziehungen derselben zum deutschen Menschen und Leben der Vergangenheit und jeweiligen Gegenwart, ein Vermitteln dieser wertvollen Geistesgüter im Wege des weitverzweigten deutschen Schulwesens bis zu den entlegensten Teilen der Erde wird deutscher Umsicht und Tatkraft vorbehalten bleiben. Denn hier ist der Weg vorgezeichnet, den unsere natürliche harmonische Entwicklung gehen muß. Nicht kalte, abstrakte Lehren, sondern wahres, warmes, vorbildliches Leben steht hier als Wegzeichen vor uns. Nur bei dieser Führung können auch die triebhaft dunkel sich in uns regenden Keime ungekrübt und unverfälscht sich entfalten.

An der Hand der Weisheit Goethes, des großen Kinderfreundes, sollte unsere Jugend ins Leben eingeführt werden. Früh müßten ihre Organe, die das Leben von

allen Seiten aufnehmen und vermitteln sollen, gepflegt und gebildet werden, damit die warme, hingebende Freude Goethes am Dasein, gepaart mit der unbeugsamen Stärke, auch im Sturme furchtlos und fest dazustehen, in ihre Seele eindringe und wachse. Der gewaltig anschwellende Zug zu Natur und Leben, so wie er in unserem heutigen Sportleben leider in allzu äußerlichen Formen in Erscheinung tritt, bedarf dringend einer Vertiefung und Bereicherung in Goetheschem Sinne. Ehrgeiz und Eitelkeit müßten durch inniges, selbstloses Hingeben an Natur und Menschenleben unterdrückt und ersetzt werden. Wer Faust auf seinem Osterspaziergange begleitet, dem offenbart sich auf kurzem Wege die urwüchsige Verbundenheit des Menschenlebens mit der Natur. Wie eng verschlungen mit der Natur ist dieses Leben! Wie die Pflanzentwelt wächst es aus ihr hervor. Tiefgeschaut und wahr ist die Symbolik des Bildes:

Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben:
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre Dich um von diesen Höhen
Nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohlen finsternen Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor

Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernem Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel:
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Dieses naturgewordene und zur Natur hindrängende Leben, das starke Gefühl, in dieser innigsten Berührung mit der Natur sich den ewig sprudelnden, tränkenden, labenden „Quellen alles Lebens, an denen Himmel und Erde hängt“ zu nähern und daraus zu trinken, ist der Grundton des deutschen Lebensinhaltes und Lebensgefühles. Und bei aller Erdnähe, vielleicht gerade in diesem liebevollen Versenken und Aufgehen in dem Wesen und Weben der Natur ist die Verbindung mit einem Ewigen gegeben, in welchem mit unsichtbaren Banden verankert zu sein, der Unsicherheit und Unbeständigkeit irdischen Daseins Stütze und Halt verleiht. In ihrer Vollendung vereinigen sich zu völliger Harmonie die Gegensätze, die uns Faust mit so erschütternden Worten beleuchtet:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust
 Die eine will sich von der andern trennen;
 Die eine hält, in derber Liebeslust,
 Sich an die Welt mit klammernden Organen,
 Die andere hebt gewaltsam sich vom Dufte
 Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

In dem Widerstreit von Natur und Geist, einer im menschlichen Wesen begründeten Zwiespältigkeit, den ausgleichen, ruhenden Pol zu finden, bildet den Gegenstand der ewigen deutschen Sehnsucht, des deutschen Suchens nach Wahrheit. Faust lehrt uns, daß in reiner, starker Hingabe an das Irdische die Verbindung mit dem Himmlischen hergestellt wird. Das natürliche, reine, freudig hingegenommene irdische Dasein mündet in das himmlische Dasein der ewigen Seligkeit. Je tiefer wir die Natur erfassen, um so mehr nähern wir uns dem Göttlichen. Der wahre, reine, natürliche Mensch ist das reine Ebenbild Gottes. Streben und Tätigkeit ist Dienst an gottgewollter, himmlischer Liebe. —

Aber mehr als jede andere Dichtung des deutschen Schrifttums ist der Faust vor allem auch eine Weltichtung, ein unvergänglicher Bestandteil der Weltliteratur. Vielleicht gerade weil das typisch Deutsche hier einheitlich bis zu seinen letzten Folgerungen ausgeführt erscheint, geht es an seinen Grenzen natürlich in das allgemein Menschliche über. Die nationale Eigenart bedeutet keine absolute Trennung und Absonderung von der gesamten Menschheit. Nur auf nationaler Grundlage ist die harmonische, vollkommene Entwicklung unserer natürlichen Anlagen möglich. Je vollkommener diese Entwicklung ist, um so größer werden die Berührungsfächen mit Welt und Menschheit. Es gilt dies im Kleinen vom Einzelindividuum, wie im Großen von ganzen Völkern. Menschen und Völker sind in sich geschlossene Einheiten und Ganzheiten und vollenden als Selbstzweck den Lauf ihres Daseins. Aber nur im Zusammenwirken mit der Menschheit erreichen sie ihre Vollendung, ihres Daseins höchste Bestimmung. Nur von der Höhe des Ganzen aus wird der Sinn und die Bedeutung des Seins klar und begreiflich. Nur im Ganzen wird auch das Einzelne bedeutend und unvergänglich, indem es in den Entwicklungsengang des Ganzen eingeflochten erscheint. Die Literatur eines Volkes als geistige Ausdrucksform seiner Eigenart erhält erst im Ganzen der Weltliteratur ihre große, unvergängliche Bedeutung. Von dieser höchsten Warte der Gesamtheit aus wird uns erst die in ewigem Kreislauf sich verjüngende, in ewiger Wiederkehr neue und unvergängliche Herrlichkeit Gottes in der Natur, Welt und Menschheit klar bewußt:

„Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag:
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

(Faust, Prolog im Himmel.)

Wenn der greise Goethe rückschauend sein Leben überblickte, bot sich ihm von hoher geistiger Warte aus das Bild einer großen, jah aufsteigenden, selbsterlebten und zum nicht geringen Teil durch eigenes Schaffen angebahnten Entwicklung dar. Seine Jugenderinnerungen reichten zurück in eine Zeit, wo das deutsche Geistesleben aus Nacht und todähnlichem Schlaf allmählich erwachte. Nach furchtbarer, verheerender Kriegsnot, nach langem, kräfteverzehrendem Siechtum machten sich die ersten deutlichen Zeichen einer Genesung bemerkbar: Winckelmanns, Klopstocks, Lessings Werke hatten neuen geistigen Inhalt erhalten aus dem ausblühenden Leben des deutschen Volkes, dessen politische Bedeutung, dessen Kriege ruhm und äußeren Glanz Friedrich der Große begründete. In das Gären und Werden dieser Zeit fällt Goethes Jugend.

Von Natur aus scheinen bei ihm alle Bedingungen einer großen irdischen Laufbahn erfüllt. Seine außerordentlichen Geistesgaben finden zunächst im engeren Rahmen eines sozial und geistig hochstehenden Familienkreises den geeigneten Boden für eine harmonische Entfaltung. Im Kulturkreis der Bibel weiten große Erlebnisse seine Seele. Der Fügung eines gütigen Geschicks und seiner eigenen, bewußten, starken Lebensführung ist es zuzuschreiben, daß sein Studiengang ihn zu all den reichen Lebensquellen führte, die Seele und Geist erquickten und stärkten. Herder öffnet ihm die Welt Shakespeares und Ossians. An ihrer Größe erwacht und wächst seine Schöpferkraft. In triebhaft-unbewußtem Schaffensdrang entsteht Götz, dessen ungeahnter Erfolg seinen Verfasser im Widerstreit der Meinungen emporhebt zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung des deutschen Volkes. Lessing hatte zwar auf die Nachricht, daß Götz in Berlin mit großem Erfolg aufgeführt werde, seinem Bruder Karl am 20. April 1774 geschrieben: „Das ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch

zur Ehre Berlins“, — herrschend und dauernd blieb aber die Meinung, wie sie Herder ausdrückte, als er nach kritischer Durchsicht das Drama an Goethe zurücksandte: „Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig“.

Als dann die gärende Seele im Werther Ruhe gefunden hatte, sah sich Goethe ungewollt und unerwartet aus engem, bürgerlichem Lebenskreis zum geistigen Vertreter seines Volks erhöht und in den Mittelpunkt des Interesses aller Kulturnationen gerückt. Im Freundschaftsbunde mit einem menschlich großen Fürsten wird Weimar zum Sitz und festen Boden einer Wirksamkeit, die in praktischer Betätigung, in lebendigem Anschauen der antiken Welt, in tiefem Erfassen der dichterischen und ethischen Werte des Orients die reinen Höhen des Lebens gewinnt und durch bahnbrechende Naturstudien den Blick schärft, das Wesen dieses Seins geistig zu durchdringen. Dieses rastlose Bemühen hat er im Jahre 1813 in den Annalen mit folgenden Worten kennzeichnet: „Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt, und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorkaten und andauernd wirkten. Ich meistenteils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegen zu kommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen, ohne Rivalität oder Neid, ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhundert geboten ward. Und so zog ich meinen Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad auf andere zu, das Neue war mir deshalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberaschung aufzunehmen, oder wegen veralteten Vorurteils zu verwerfen“.

So entstand Goethes Weltbild, das seinem Lebenswerke, dem Faust, Welt- und Menschheitsweite verlieh. In einsamer Höhe schaffend, seiner Zeit weit vorausseilend, blieb ihm eine Wirkung auf die breite Menge versagt. Um so grenzenloser war die Verehrung, welche ihm der engere Kreis derer entgegenbrachte, die in unmittelbarer Berührung die Größe seiner Persönlichkeit empfunden hatten. Besonderen Wert besitzt das Zeugnis seines großen Freundes Schiller, welcher berufen war, in kongenialem Verstehen der alles herkömmliche Maß übersteigenden Größe Goethes gerecht zu werden. Im Jahre 1800 schrieb er an die Gräfin Schimmelmann: „Nach meiner innigsten Überzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend Einen, der nach Shakespeare ausgestanden ist.“ „Wenn er nicht als Mensch den größten Wert vor allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern.“ „Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute.“ Überschwenglicher waren die Urteile jüngerer Zeitgenossen. Am 23. Oktober 1794 schrieb David Veit an Rahel nach Berlin: „Vor hundert Jahren wurden solche Menschen (wie Goethe) mit Strahlen um das Haupt gemalt, und ist er denn nicht ein Heiliger?“ Rahel Levin, die Gattin Darnhagens von Ense, verehrte in Goethe „den Vereinigungspunkt für alles, was Mensch heißen kann und will“. Novalis nannte Goethe Mahadöb und sah in ihm den „wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“. Voll schwärmerischer Verehrung schrieb Dorothea Veit, nachdem sie Goethe persönlich gesehen, am 18. November 1799 an Rahel: „Goethe hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht: diesen Gott so sicht-

bar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment!“ In seiner Art, nicht ohne Beimischung von Neid und Eifersucht, schloß sich Herder diesen Urteilen an, indem er Gleim gegenüber sich äußerte: „Ein Einziger paradiert auf Erden, Apolls Stellvertreter, der Eindichter (Goethe).“ „Hinsort ist zwar kein Gott mehr, aber ein Form-Idol ohn allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang.“ (An Jacobi.)

So stand er, von seinen Anhängern selbst in seiner Größe mehr geahnt als klar erkannt, da, ein alles überragender Gipfel in der bergigen Landschaft seiner engeren und weiteren Umgebung. Seine Werke kamen in Umlauf, sie wurden in fremde Sprachen übersezt. In der beherrschenden Stellung seines literarischen Einflusses in der Heimat gesellte sich eine ebenso unbestrittene Anerkennung seiner geistigen Bedeutung im Auslande. In Frankreich, England, Italien scharten sich die besten Köpfe um den neidlos anerkannten geistigen Führer Goethe. Das Urteil des Engländers Carlyle über Goethe: „In diesem Kopfe hat sich die ganze Welt abgespiegelt, und zwar in solcher geistigen Harmonie, wie nie wieder, seitdem Shakespeare uns verlassen hat“ drückte zugleich die allgemeine Überzeugung dieser Kreise aus. Zwischen ihnen und Goethe gestaltete sich eine immer engere Beziehung. Fremde kamen nach Weimar, um Goethe zu sehen und mit tiefer Bewunderung im Herzen von ihm zu scheiden.

Mit Erstaunen nahmen sie den geistigen Aufschwung Deutschlands wahr. Wie hatte sich die Lage seit Goethes Jugend verändert! Die lange, geistige Sklaverei war beendet. Ein eigenes, stolzes Geistesleben war an ihre Stelle getreten. Seinen Mittelpunkt bildete Weimar. Von hier liefen zahlreiche Fäden zu allen aufstrebenden Nationen der Welt. Es dämmerte Goethe im Erleben der geistigen Welt

Weimars die Erkenntnis verborgener geistiger Beziehungen, welche die Seelen der Menschen unbewußt und unsichtbar verbinden.

Am Abend seines Lebens, wo der Geist frei und erhaben über dem Irdischen in reinen geistigen Höhen schwebte, wo der Kühne, rastlose Wanderer sich aus dem Dickicht irdischer Verwirrung und Unklarheit zu jenen lichten Firnenhöhen emporgearbeitet hatte, von denen das ruhige, klare Auge die Weiten der Welt durchdrang und überblickte und alle Zusammenhänge deutlich sichtbar wurden, erkannte Goethe immer klarer jene weitverschlungenen literarischen Beziehungen, welche Menschen und Völker zu unsichtbarer, kaum bewußter geistiger Einheit verbinden und als Weltliteratur berufen sein konnten, in engstem geistigen Austausch das menschliche Gemeinschaftsgefühl zu vertiefen. Diese geistigen Beziehungen an sich und seiner Umwelt wahrzunehmen und sein Lebenswerk im Brennpunkt derselben zu sehen, war für den alten Goethe ein großes Erlebnis. So ging Wort und Begriff Weltliteratur als ureigene Schöpfung aus der Prägung des Goetheschen Sprachgefühls hervor. Die Vorstellung wurzelt tief im Wesen und Leben Goethes und darf nicht bloß als gedacht oder rein verstandesmäßig konstruiert angesehen werden, sie hat sich vielmehr in Goethes Seele allmählich entwickelt als ein lebendiges, geistiges Gebilde. Als Keim in Goethes Seele gelegt, in ihrer Entwicklung stufenweise vorbereitet, war diese Vorstellung unter der befruchtenden Sonne fremder Kulturen zu einer Größe und unmittelbaren Nähe herangewachsen, welche das dem weiten Gegenstand angemessene Wort naturnotwendig entstehen ließen, um — dem Wesen der Sache entsprechend — mehr andeutend als genau zu bezeichnen, was Goethe in so unendlicher, mit Worten kaum faßbarer Vielgestaltigkeit vor Augen sah und erlebte. Seiner geistigen Natur entsprechend, bezeichnet das Wort ein Ideal, das, wie die Lehre des Evangeliums

in seiner Vollendung eine unerreichbare, nicht zu verwirklichende Utopie darstellt, beide eigentlich nur dadurch dem Bereich der Wirklichkeit nahegerückt, daß ihre Schöpfer und Verkünder zugleich die irdische Verwirklichung einer Idee darstellten, die trotz ewiger Ferne der strebenden Menschheit als Aufgabe, Richtung und Ziel der Entwicklung dienen soll. Eine Urkraft tritt hier in Erscheinung, welche allen Völkern gemein ist und die schöpferische Phantasie antreibt, Stoff und Form zu einem organischen Ganzen von unvergänglicher Dauer zu verbinden. Weil diese in unserer Gefühlswelt verankerte Urkraft alle Menschen beseelt, sind auch ihre durch Natur und Dichterindividualität bedingten vielgestaltigen Erzeugnisse allen Menschen verständlich und werden Gemeinbesitz mit ewig fortdauernder Wirkung.

Schaffend und gestaltend macht sich diese Wirkung bemerkbar: Homer hat die Antike geprägt, die Bibel formte das Leben des Abendlandes, Shakespeare hat Jahrhunderten seinen Stempel aufgedrückt. Hindernisse dieser Beeinflussung waren von jeher: Tiefstand der Kultur, primitive Verkehrsmittel und Hemmungen sprachlicher Mitteilung. Goethes in die Zukunft dringender Blick sah diese Hindernisse schwinden: Bildung und Verkehr hoben sich, die deutsche Sprache war in ganz Europa verbreitet, die geistige deutsche Kultur stand auf weltbeherrschender Höhe. Sein eigenes Leben und Wirken war zum deutlich sichtbaren, festumrissenen Symbol einer allgemeinen Weltliteratur geworden. Er sprach mit dem Worte Weltliteratur aus, was er erlebt hatte und was er selbst in Wirklichkeit symbolisch darstellte. Daher wird Erfassen und Vorstellen, jede Erörterung und Begründung dieses Begriffsinhaltes an Goethe anknüpfen und zu ihm zurückkehren müssen.

Friedrich Gundolf stellt Goethes Begriff „Weltliteratur“ als Zustand und Forderung dar, die literarischen

Schätze aller Zeiten geistig zu erfassen, seelisch zu durchdringen und zu einer geistigen Einheit zusammenzufügen. Darnach fällt diese Aufgabe verpflichtend zu der hochentwickelten Kultur des europäischen, namentlich aber des durch Goethe zu höchster Entfaltung geführten deutschen Geistes. Fast so alt wie der Güterverkehr ist der geistige Austausch von Stoffen und Motiven zwischen den Völkern. Der Größe der alten Weltreiche entsprach eine reiche allgemeine Literatur, die auf der Vorherrschaft eines Gebietervolkes beruhte. Unter Beibehaltung ihrer Eigenart benutzten die alten Völker die fremden Schätze zur Bereicherung des eigenen Wesens. Buntes und mannigfaltiges fremdes geistiges Gut nahmen die Griechen und Römer in ihre Gedankenwelt auf und trotzdem heißt die antike Weltliteratur hellenistisch oder römisch, je nachdem man vom geistigen oder weltlichen Führervolk ausgeht. Seit dem Mittelalter ändern sich diese Verhältnisse, indem nun zwischen den Völkern Europas ein Geistesaustausch unter der Vorherrschaft der jeweils reifsten Nation vor sich geht.

Vorherrschend waren die nationalen Literaturen der Italiener, Spanier, Holländer, Engländer und zuletzt der Franzosen in der Person Voltaires, dem ersten bewußten Weltliteraten, der das entliehene Fremde französisch zustoßte. Aber erst mit Lessing, dem deutschen Verstehler, und Herder, dem deutschen Erfühler des Fremden beginnt die Weltliteratur in Goethe'schem Sinne und erhält in Goethe ihren eigentlichen Begründer. Wenn die französische Literatur seit Corneille, die englische seit Shakespeare, die italienische seit Petrarca bereits „eingedeutscht“ war und zusammen mit der deutschen ein Ganzes von Wechselwirkungen bildete, wobei die Deutschen zunächst die Empfangenden waren, so wurden doch erst die deutschen Klassiker und Romantiker Führer und Spender, die das Fremde in deutscher Prägung zurückerstatteten. Der junge Goethe hatte durch seinen Werther zuerst europäische Bedeutung

erlangt, die sich im Alter dann zur beherrschenden Weltstellung ausgestaltete.

Zuerst haben die Romantiker in Goethe den deutschen Weltdichter erkannt und durch ihre Huldigung in ihm das Bewußtsein seiner überragenden Stellung erweckt. Indem sie ihm die fremden Schätze vorlegten, veranlaßten sie ihn, die fremde Eigenart zu prüfen und zu ehren, denn auch hier erkannte er die göttliche Schöpferkraft in ihrer Mannigfaltigkeit. Er sah sich verpflichtet, sich selbst und das klare Bild des Fremden festzuhalten. Nun erkannte er, daß die Weltliteratur Erweiterung der Grenzen nach allen Seiten sein sollte, keineswegs aber Verrückung der festen deutschen Mitte. In sich selbst hatte er das sicherste Maß für die Grenzen der Weltliteratur: Was ihn nicht produktiv machte, blieb ihm fremd und lehnte er ab. Aus all diesem ergab sich naturgemäß Goethes weltliterarische Forderung, die sich auf deutsche Weltdurchdringung und von deutscher Seele zusammengefaßte europäische Bildungseinheit erstreckte. (Gundolf.)

Am 31. Januar 1827 äußert sich Goethe zum ersten Male in einem Gespräch mit Eckermann über die Idee einer Weltliteratur. Die Beschäftigung mit der chinesischen Literatur und mit dem französischen Dichter Béranger hatten in ihm die Überzeugung neubelebt, daß die poetische Begabung eine Weltgabe, eine Urkraft sei, welche in der ganzen Menschheit sich wirksam zeige. Das dichterische Talent offenbare sich bei allen Völkern. Nur geistige Wechselwirkung könne die Völker vor „pedantischem Dünkel“, vor Einseitigkeit und Verwirrung bewahren. Die Nationalliteraturen sollen sich der Idee einer großen, geistigen Gemeinschaft, der Weltliteratur, anpassen und einordnen. Der Leitstern dieser Entwicklung solle das Schöne sein, wie es die Griechen dargestellt haben. Goethe hat diese Gedanken in folgender Weise ausgeführt: „Bei Goethe zu Tisch: In diesen Tagen, seit ich Sie nicht ge-

sehen — sagte er — habe ich vieles und mancherlei gelesen, besonders auch einen chinesischen Roman, der mich noch beschäftigt und der mir in hohem Grade merkwürdig erscheint. — Chinesischen Roman? — sagte ich. Der muß wohl sehr fremdartig aussehen. — Nicht so sehr als man glauben sollte, — sagte Goethe. Die Menschen denken, handeln und empfinden fast ebenso wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reiner und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem „Hermann und Dorothea“ sowie mit den englischen Romanen des Richardson. Es unterscheidet sich aber wieder dadurch, daß bei ihnen die äußere Natur neben den menschlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfische in den Teichen hört man immer plätschern, die Vögel auf den Zweigen singen immerfort, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar, vom Mond ist viel die Rede, allein er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht wie der Tag selber. Und das Innere der Häuser so nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B.: Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich sie zu Gesichte bekam, saßen sie auf feinen Rohrstühlen. Da haben Sie gleich die allerliebste Situation, denn Rohrstühle kann man sich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das so leicht und zierlich von Füßen war, daß sie auf einer Blume balancieren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der sich so sittlich und brav hielt, daß er in seinem dreißigsten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiser zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange sich so enthaltsam bewiesen, daß, als sie einst genötigt waren, eine Nacht in einem Zimmer

zuzubringen, sie in Gesprächen die Stunden durchwachten, ohne sich zu berühren. Und so unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schädliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen“.

„Einen höchst merkwürdigen Gegensatz zu diesem chinesischen Roman — fuhr Goethe fort — habe ich an den Liedern von Béranger, denen fast allen ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir in hohem Grade zuwider sein würden, wenn nicht ein so großes Talent wie Béranger die Gegenstände behandelt hätte, wodurch sie denn erträglich, ja sogar anmutig werden. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht höchst merkwürdig, daß die Stoffe des chinesischen Dichters so durchaus sittlich, und diejenigen des jetzigen ersten Dichters von Frankreich ganz das Gegenteil sind?“

„Ein solches Talent wie Béranger“ — sagte ich — „würde an sittlichen Stoffen nichts zu tun finden.“ — „Sie haben recht“ — sagte Goethe — „eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger seine bessere Natur.“ — „Aber“ — sagte ich — „ist denn dieser chinesische Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichsten?“ „Keineswegs“ — sagte Goethe — „die Chinesen haben deren zu Tausenden und hatten ihrer schon, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten“.

„Ich sehe immer mehr“, — fuhr Goethe fort —, „daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr von Mathison muß daher nicht denken, er wär es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache

sei, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinaus blicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist jetzt an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Aber auch bei solcher Schätzung des Ausländischen dürfen wir nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Wir müssen nicht denken, das Chinesische wäre es, oder das Serbische, oder Calderon, oder die Nibelungen, sondern im Bedürfnis von etwas Musterhaftem müssen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt ist. Alles übrige müssen wir nur historisch betrachten und das Gute, soweit es gehen will, uns daraus aneignen.“

Auf den Wert einer gegenseitigen literarischen Beeinflussung der Völker untereinander deutet Goethe mit den Worten hin: „Im ästhetischen Fache sieht es freilich bei uns am schwächsten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen. Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen in den Fall kommen, uns einander zu korrigieren. Das ist der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird.“ (Zu Eckermann, am 15. Juli 1827.)

Zu Beginn des Jahres 1827 war im Pariser Theatre Francais eine Nachahmung des Goetheschen „Lasso“ von M. Dubal aufgeführt worden, wozu das „Journal du Commerce“ und der „Globe“ Besprechungen u. zw. erstes in ablehnendem, letzterer in anerkennendem Sinne

brachten. Von diesen Beurteilungen ausgehend, schrieb Goethe in „Kunst und Altertum“ folgende Bemerkungen: „Die Mitteilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechtes, von den weiten Ausichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie fadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist. Erfahren wir ja das Gleiche von unseren eigenen Landsleuten, und warum sollten die Nationen unter sich einig sein, wenn die Mitbürger nicht miteinander übereinzukommen verstehen? Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung. Wie aber die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer inneren Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Übereinstimmung nach und nach hervorgehen. Dieses kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe so viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie sich wo nicht aus widerstreitenden, doch heterogenen Elementen eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch Eins wird, daß sie in einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anla-

gen und Talenten, Sinnen und Tun, Urteilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volkes zu Tage fördert.“ Als Goethe diese Worte schrieb, war von einer engeren Verbindung der Menschen, wie wir sie Dank der Vervollkommenung der menschlichen Verkehrsmittel erleben, wenig zu merken. Wie im Altertum, blieb auch jetzt noch Handel und Verkehr auf physisch-tierische Kraft angewiesen. Noch konnte man kaum ahnen, welche ungeheuerere Bedeutung der Technik auf diesem Gebiete zukommen würde. Aber auch ohne diese wertvollen äußeren Grundlagen war ein neuer Zug in das europäische Geistesleben gekommen. Allen Ländern voran ging Deutschland. Im Süden und Norden hatte ein gewaltiges Gären und Drängen eingesetzt. Bis auf den Grund war das deutsche Geistesleben aufgewühlt worden. Man wetteiferte in schöpferischer Tätigkeit, man „nahm und verwarf“, man ahmte nach und entstellte, „Verstehen und Mißverstehen, Lob und Tadel“ wechselten jäh und erlöhnten die Gemüter. Und immer deutlicher liefen alle Fäden in Weimar zusammen. Hier vereinigten sich die heterogensten Elemente.

Ein ungeheurer Vorzug der deutschen Literatur, welchen sie vor allen übrigen voraus hat, bestand und besteht in dem großen Reichtum ihrer Dichterindividualitäten. Selbst die sogenannten Schulen machen nichts weniger als einen uniformen Eindruck. Ein Blick in diese reiche Farbewelt der deutschen Literatur ist wie ein Blick in ein Kaleidoskop, das bei der leisesten Berührung in ein noch nie dagewesenes Bild umschlägt und unerschöpflich ist an neuen Formen. In Weimar schloß sich all diese bunte Mannigfaltigkeit zu großer, starker Einheit zusammen, denn hier fand sie in Goethe ihren beherrschenden Mittelpunkt, ihr großes Vorbild, ihren überragenden Führer und Former. Große Dichter haben schulebildende Kraft. Sie erobern die Welt, ohne daß diese es merkt. Sie tun dies mit der Dynamik, mit welcher der Magnet die Eisenspäne um sich gruppiert.

Napoleon hatte mit starker Hand die von wildem Revolutionsfieber erfaßte französische Nation zur Einheit zusammengerafft und dadurch ihre „militärisch-physische Kraft“ zu einer Gewalt gesteigert, welche die Welt eroberte. Ein gewaltigerer geistiger Führer vereinte in Weimar die „sittlich-ästhetische Kraft“ des deutschen Volkes — wenn auch naturgemäß nicht in raschem Fluge, so doch in einem langen Leben voll zähem, tatkräftigem Streben — und brachte sie zu einer inneren Spannung, einem unwiderstehlichen Ausbreitungswillen, der, die nationalen Schranken durchbrechend, in weitem Umkreise die Fremde erfaßte. Was Homer, die Bibel und Shakespeare an lebenerweiterndem, bildendem Einfluß in ihrem gewaltig um sich greifenden Kulturkreise ausgeübt, wie ihr Geist allmählich schaffend und gestaltend die Menschheit durchdrang, das alles mußte von Weimar aus betrachtet als große Analogie zu den geistigen Vorgängen erscheinen, die sich vor den Augen Goethes in Deutschland vollzogen.

Durch den Geist Weimars war das deutsche Gemeinschaftsgefühl vertieft und gestärkt worden. Dieses Gefühl einer festsitzenden geistigen Verbundenheit ließ den Deutschen erhöhte Schaffenskräfte, die sich besonders auch auf literarischem Gebiete auswirkten und die schönsten Blüten der Weltliteratur zur Entfaltung brachten. Goethe hatte diese verborgenen Zusammenhänge erkannt, er sah dieses geistige Nehmen und Geben der Völker, dessen Wagschale längst zu Gunsten Deutschlands entschieden hatte, und so konnte er mit Recht sprechen von „einer allgemeinen Weltliteratur, worin den Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten sei“.

Die Überlegenheit dem Auslande gegenüber zeigte sich vor allem auch darin, daß all das vielgestaltige, kraftvoll schwellende literarische Leben in Goethe und Weimar eine Einheit, einen Mittelpunkt gefunden hatte, der nicht nur in Deutschland, sondern gleichermaßen auch im Auslande an-

erkannt wurde und als Hochziel und Ideal eines geistigen Einheitslebens der Menschheit galt. Aus dem ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen hob sich hier vor seinen Augen eine neue, wunderbare geistige Welt heraus, welche an die Epochen Homers, der Bibel und Shakespeares erinnerte und in faustischem Drange von großem, einheitlichem Mittelpunkt aus einen alle bisherigen Kulturkreise einschließenden Wirkungskreis zu bilden sich anschickte. In diesem großen Werden war sein eigener Lebensweg eingeschlossen, er selbst hatte diese Entwicklung zu ihrem Höhepunkt geführt. So konnte er, an dem sich dieses Entstehen am deutlichsten ausgeprägt hatte, mit Recht von einem Werden sprechen, denn sein eigenes Werden war die treibende Kraft dieses Entstehens gewesen. Im Zeitraum eines kurzen Jahrhunderts waren von Männern wie Klopstock, Wieland, Lessing, Herder und Kant die Grundlagen einer geistigen Entwicklung Deutschlands geschaffen worden. Goethe hatte mit seinem großen Freunde Schiller diese Entwicklung zu einer die literarischen Bestrebungen aller Kulturvölker seiner Zeit überragenden Höhe und Vollendung gebracht, und da die deutsche Dichtung auch fremden Nationen ideale Entwicklungsziele bot, konnte Goethe mit Recht sagen: „Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor anderen Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung.“

Das sinnlich wahrnehmbare Leben ist unendlich in seiner Vielgestaltigkeit. Dem menschlichen Auge sind die großen Zusammenhänge, die tiefe innere Verbundenheit aller irdischen Dinge nur schwer erkennbar. Das Besondere, die Eigenart gibt allen Daseinsformen das charakteristische Gepräge und hindert den durch die Mannigfaltigkeit verwirrten Blick daran, die große, alles verbindende Einheitslinie zu erkennen. Dieses gilt besonders

auch von der Vielgestaltigkeit literarischer Werke, die durch ihre Eigenart das Auge von dem großen allgemeinen Zusammenhang der Dinge ablenken. Von solchen Erwägungen ausgehend schrieb Goethe, indem ihm seine Idee einer Weltliteratur vorschwebte, im Juli des Jahres 1827 an Carlyle: „Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erfunden, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen sehen. . . . Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hintwirkt, dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzensorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.“

Die Welt bietet sich uns in ihren Teilen als ein Individuelles, Besonderes von unendlicher Fülle und Mannigfaltigkeit dar. Jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze ist eine einmalige, sich nie wiederholende Individualität. Durch ihre Besonderheit sind sie alle von einander verschieden und zu einem ihnen angemessenen Leben genötigt.

Jede Beeinflussung von außen muß diesem Rechnung tragen. Tiere und Pflanzen, welche in fremdes Klima und fremden Boden versetzt werden, verkümmern, dagegen gedeihen sie sichtbar, wenn ihren Ansprüchen Rechnung getragen wird. Schärfer noch ist dieses Besondere, die Eigenart, beim Menschen ausgeprägt. Unser ganzes Leben spielt sich in den Formen des Besonderen, Individuellen ab. Jede Tat, jede Schöpfung trägt ihren Stempel. Schicksale und Lebensumstände, welche dieser Eigenart entgegenkommen, fördern wesentlich die uns durch die Individualität vorgezeichnete Entwicklung. Dagegen wirkt ein ihr fremder Einfluß hemmend und lähmend. Alles, was unserer Individualität zuwiderläuft, macht uns empfindlich, wir wehren uns mit allen Kräften gegen jeden Eingriff in unser individuelles Sein. Miß und Spott trifft uns in diesem Punkte am unangenehmsten und schmerzlichsten. Auch Völker sind Individualitäten. Ihr Kennzeichen, das, wodurch sie sich von einander unterscheiden, bilden solche naturgegebenen Eigenheiten. Wir können eine Nation nur dann ganz verstehen, wenn wir uns liebevoll in ihre Eigenheiten vertiefen. Ein Verlehrs, ein erspriessliches Zusammenwirken ist nur möglich, wenn wir an diese Eigenart anknüpfen.

Eine hervortretende Eigenart eines Volkes ist durch seine Sprache kennzeichnet. Eine einheitliche Sprache ist die Grundbedingung eines einheitlichen Volksbewußtseins. Sie schmiedet die Menschen zu einer geistigen Gemeinschaft zusammen, die dann auch eine äußere, körperliche zur Folge hat. Luther und Goethe, die größten deutschen Sprachschöpfer, sind die eigentlichen Begründer der deutschen Einheit. Sowie die Sprache der tiefste Ausdruck unseres Seelenlebens ist, so nimmt sie auch auf seine Entwicklung den größten Einfluß. Jeder Mensch hat „ein Herz, eine Mutter, eine Sprache“. (Petöfi.) Die Muttersprache allein gibt unseren Gefühlen und Gedanken das angemessene Gewand. Eine

tiefe Wahrheit enthalten die Worte des Dichters Max von Schenkendorf:

„Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch,
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech ich wie der Mutter Mund.“

Die Sprache des Dichters kann nur die Muttersprache sein. Seine Schöpfungen wirken auf die Bildung der Sprache und all der wesentlichen Züge ein, welche einem Volke eigen sind. Es besteht hier eine Wechselwirkung, welche im Laufe der Jahrhunderte räumlich und geistig in sich gefestigte und geschlossene lebendige Volksindividualitäten gebildet hat. Mit der Geschichte Europas sind diese Völker innig verbunden. Sie sind in der geschichtlichen Entwicklung natürlich zu einem organischen Ganzen geworden. In ihrer Eigenart, in der Besonderheit ihrer Sprache und Literatur aber verleihen gerade sie dem Gesamtbilde Europas jenen einzigartigen Reiz der natürlichen, bunten Mannigfaltigkeit. In den scharfen, trennenden Grenzen dieser Mannigfaltigkeit liegt aber auch die verhängnisvolle Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer harmonischen Zusammenfassung dieser Vielheit zu einer geistigen Einheit. Je mehr aber Europa, dem weisen Rate Goethes folgend, sich in diesem Punkte Schonung und Duldung zur Pflicht machen wird, um so mehr wird das Erbübel Europas, blinder nationaler Haß und blutgieriger Vernichtungswille, ausgeschaltet sein. Dann erst wird der Sinn auch ihrer sich absondernden Vielgestaltigkeit sich enthüllen. Denn nur im Zusammenschluß zur Menschheit erreichen Menschen und Völker ihre höchste Bestimmung.

Das feste Band, das die Menschen zur Nation verbindet, bildet die Sprache. Aber gerade die Sprache wird dort zum fast unüberwindlichen Hindernis, wo es sich um eine Verbindung der Völker zur Gesamtmenschheit handelt. Die Erfahrung lehrt, daß die kulturelle Überlegenheit eines Volkes seiner Sprache die Kraft verleiht, nationale Schranken niederzureißen und sich über fremde Sprachgebiete zu verbreiten. Die griechische und lateinische Sprache bietet dafür sprechende Beweise. Beider Einfluß ist heute erlahmt. Ein hervorragendes Bindemittel der Völker hat dadurch seinen Kurzwert verloren. Künstlich gebildete, papierne Weltsprachen werden die Frage des internationalen sprachlichen Verkehrs nicht lösen können. Das Englische und Französische, deren Verbreitung vor allem auch politischem Einfluß zuzuschreiben ist, sind die internationalen Verkehrssprachen eines engeren Kreises von Gebildeten geblieben. Die deutsche Sprache ist — trotz Weltkrieg und wahnwitziger Verfolgungswut allem Deutschen gegenüber — in Europa die Sprache, welche in den breitesten Schichten der meisten europäischen Nationen wahrhaft bodenständig wurde und blieb. Es ist dies ein schon Jahrhunderte hindurch dauernder Zustand, der nicht gewalttätig im Wege des Verordnungszwanges geschaffen, sondern durch Kolonisation in früheren Jahrhunderten herbeigeführt wurde und dank der deutschen kulturellen Überlegenheit unter vielen harten Proben auch den Weltkrieg überstanden hat. Es ist auch vom weltliterarischen Gesichtspunkte aus belangreich, diese Frage näher ins Auge zu fassen: Von 462 Millionen Europäern sprechen mehr als 83 Millionen das Deutsche als Muttersprache. Jeder sechste Europäer ist demnach ein Deutscher. In Europa leben kaum halb so viele Engländer oder Franzosen. Als geschlossener Block wohnen 76 Millionen Deutsche im Herzen Europas, die übrigen sind über den ganzen Kontinent weit verstreut als allerdings sehr gefährdete Expo-

nenten des Mutterlandes und noch lebende Zeugen einer systemlosen Kolonisation. Aber selbst das geschlossene deutsche Sprachgebiet ist reich gegliedert und bietet dadurch zahlreiche Berührungsflächen im geistigen und wirtschaftlichen Verkehre mit den Nachbarvölkern

Durch das Diktat von Versailles ist dieser Block auf 16 Staaten verteilt worden und zwar auf 4 rein deutschsprachige und 12 gemischtsprachige Staaten. Außerdem gibt es noch 4 Staaten, in denen Deutsch anerkannte Minderheitensprache ist. An das Deutsche Reich grenzen somit „11 Staaten mit zusammenhängenden deutschen Bevölkerungsteilen und an diese schließen sich 7 Nachbarstaaten mit deutschen Minderheiten an, so daß in 18 direkten und indirekten Nachbarstaaten des Deutschen Reiches 18 Millionen Deutsche wohnen“. Bis an die äußersten europäischen Grenzen vorgeschobene deutsche Volksplitter bilden Stützpunkte der deutschen Sprache in einem Völkermeer, wo kleinere und größere Volkskörper durch über 40 verschiedene Sprachen feindlich scharf von einander getrennt leben. In dieses chaotische Sprachgewirre eingestreut, erfüllt die deutsche Sprache die wichtige Aufgabe einer internationalen Verkehrs- und Vermittlungssprache.

Keine andere Sprache der Welt hat in solchem Ausmaße ohne Zwang und Gewalt der ihr von Natur aus zugefallenen völkerverbindenden Aufgabe so selbstlos gedient. Bei tieferer Einsicht und weniger feindlicher, ja gehässiger Einstellung der maßgebenden Behörden wäre hier zum Segen des paneuropäischen Lebens in der deutschen Sprache in kürzester Zeit ein internationales Bindemittel gefunden, das den zwischenstaatlichen Verkehr in Europa wesentlich fördern würde. Der geschlossene Block von 78 Millionen Deutschen im Zentrum Europas, wo zu allem noch die wichtigsten Verkehrswege Europas von Ost nach West, von Nord nach West und von Süd nach Ost sich kreuzen, wäre bei den unversiegbaren, reinen Kraftquellen

Weimars das kräftig schlagende Herz eines weitverzweigten Blutgefäßsystems.

Der Geist von Weimar besitzt die Kraft, die trennenden Schranken des Besonderen, Individuellen, Völkischen zu überbrücken. Dieser Geist von Weimar ist jeder Tyrannei abhold. Nicht Bekämpfung, Unterdrückung, ja Ausrottung der Volksindividualität ist sein Ziel, sondern Pflege, Förderung jeder Volkseigenart entspricht seinen höchsten Bestrebungen, denn sie liefert die bunten Steine zum großen Mosaikbilde der Weltliteratur. Der Geist von Weimar will sie nur ihrer großen Bestimmung, jener Einheit zuführen, die in der großen Gemeinschaft auch dem Kleinsten Bedeutung und Dauer verleiht durch die enge Verbundenheit des Ganzen mit dem Sinn und Sein des Alls.

Als Goethe das Wort Weltliteratur prägte, waren Humanismus und Weltbürgertum allgemein verbreitete Ideen. In den letzten Jahrzehnten hat ein immer stärkeres und eifrigeres Nationalgefühl fast überall diese Ideale zurückgedrängt. Die Literaturen sind nationaler geworden. Doch schließen Nationalität und Weltbürgertum einander nicht aus. Die nationalen Gegensätze künstlich gesteigert, gegenseitige Feindschaft erweckt und geschürt zu haben, ist ein fragliches Verdienst einer bestimmten Richtung des modernen Journalismus. Von hier wird oft täglich über alle Länder die Drachensaat des Hasses und des Mißtrauens ausgestreut.

Zu wenig wird dabei in Betracht gezogen, daß eine Nation eigentlich eine Abstraktion ist, ein Wort, so daß Haß, Lob und Liebe hier als begrifflich-gegenstandslose Gefühlschwärmerei erscheinen, die konkreten Dingen gefährlich werden kann, wie alle theoretischen Grillen, sobald sie in die Praxis übergehen. Große Geister besitzen die Kraft, nationale Gegensätze zu überbrücken. Goethes reiner Menschlichkeit kommt im besonderen Maße diese Bedeutung zu. Sowie

er als Schöpfer hoher Geisteswerke zum Menschheitsideal geworden ist, hat er auch als Sprachschöpferischer Bildner seine völkerverbindende Kraft in der Bereicherung der Sprache betätigt, die als Trägerin und Vermittlerin der deutschen Kultur eine wichtige Mission erfüllt. Die deutsche Sprache hat besonders durch die von Goethe ihr verliehene Klang- und Ausdrucksbereicherung und Vollkommenheit eine außerordentliche werbende Kraft erhalten. Sie bietet dem Fremden, der sie sprechen lernt, unendlichen Gewinn. Für große Gebiete der Erde ist Deutsch die internationale Handelsprache. Deutsche Auslands- und Minderheitenschulen haben — außer dem Ansehen und der Arbeitsfähigkeit der Deutschen im Auslande — Mustergültiges für die Verbreitung der deutschen Sprache geleistet.

Auf diesem Gebiete kam dem früheren Heere der Habsburger eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Alles dieses überwiegt an Wichtigkeit die hohe geistige Kultur des deutschen Mutterlandes. Sie kommt zum Ausdruck in seinem weltumspannenden Buchhandel. Der überragenden deutschen Geistesarbeit entspricht eine gediegene Bucherzeugung, worin Deutschland alle Völker der Erde übertrifft. Der eigenen umfassenden geistigen Produktion stellt sich würdig zur Seite eine unerreichte, alle Geistesgebiete umspannende Übersetzertätigkeit, der es zu verdanken ist, daß alles, was die Menschheit an bedeutendem Schrifttum geschaffen, durch sorgfältige Übertragung zum integrierenden geistigen deutschen Besitz geworden ist. Deutsche Tatkraft hat hier Gewaltiges geleistet. Als Beispiele seien nur die Lutherbibel, die Homer- und Shakespeare-Übersetzung erwähnt, die durch kongeniale Übersetzer wahrhaft deutschen Charakter erhielten. Die führenden Geister: Wieland, Herder, Schiller, Goethe haben sich auf diesem Gebiet betätigt. Wie hoch Goethe diese Arbeit einschätzte, erkennen wir aus verschiedenen Äußerungen hierüber: „Was man auch von der Unzulänglichkeit des

Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.“ („German Romance“, 1828.) Ihre Bedeutung hat er auch in Versen hervorgehoben:

„Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenboll nach Haus,
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfschen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor,
Und allzusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.
So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.“

(Goethe: Ein Gleichnis.)

Über die Eignung der deutschen Sprache für diese wichtige Aufgabe, den geistigen Austausch der Völker zu vermitteln, hat er folgendes ausgeführt: „Die deutsche Sprache ist hiezu besonders geeignet, sie schließt sich an die Idiome mit Leichtigkeit an; sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vortwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen, und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteigenen Produktionen irgendeine selbstsamliche Kühnheit vortwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfte sich bei Übersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.“

„Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dies von sich rühmen darf, denn müssen wir es zwar höchst dankenswert achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb un-

1829
 seres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns solche Annäherung ohne Affektation wie bisher nach reren Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische kurzer Zeit bei uns zu Märkte gehen müssen und Waren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschlich fände, durch unsere Vermittlung empfangen“. („Sche Lieder“, 1925.) Über das Grundsätzliche der Übersetzungskunst hat Goethe gelegentlich einer Würdigung Übersetzungsfähigkeit Wielands die Worte geschrieben: gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht de dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen nen, die andere macht an uns die Forderung, daß wir zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustä seine Sprechweise, seine Eigenheiten finden sollen . . . ser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war E zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von G und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Ma vor.“ („Zum Andenken Wielands“, 1813.)

Deutschland ist von jeher die Heeresstraße und geistige Mutter der Völker gewesen. Der rege übern nale Verkehr, der hier seinen politischen, geographis und geistigen Mittelpunkt gefunden, hat es mit sich gebe daß die deutsche Sprache eine große Anzahl von Fre wörtern in ihren Sprachschatz aufnahm. Allgemein man darin ein Zeichen der Schwäche, was geschid dadurch bestätigt wird, daß die Aufnahme der Fre wörter zu einer Zeit erfolgte, wo das durch einen la Krieg erschöpfte deutsche Volk schwer darniederlag. immer ist aber äußerer Kräfteverfall mit geistigem Tieff verbunden. Das Goethesche Zeitalter ist ein sprechender weis dafür. Viele Fremdwörter können auch als Zeugnis ungewöhnlich regen geistigen Beziehungen Deutschlands

ganzen Welt, als Urkunden eines großen geistigen Austauschs angesehen werden, in welchem bei der Überfülle des geistigen Stoffes das Fremdwort die wichtige Vermittlerrolle spielte. Eine große Anzahl von Fremdwörtern sind also nicht Denkmäler der Schwäche, sondern eher Beweise der Kraft, Ehrenmale einer übernationalen, völkerverbindenden Arbeit, denn „die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt“ (Goethe, Maximen und Reflexionen). Die Geschichte des deutschen Lehnwortes bietet hiefür zahlreiche Beweise. Bewunderungswürdig ist die ungeheure Angleichungskraft der deutschen Sprache, womit sie sich einen solchen Schatz von Fremdwörtern angeeignet, daß alle übrigen Sprachen neben ihr eine Bettlerrolle spielen.

Eine Sprache, welche wie keine andere, gestützt vielleicht gerade auf den Reichtum an Wörtern fremden Ursprungs, die größten, originellsten Dichtungen aller Nationen mit den feinsten Wendungen widerzuspiegeln imstande ist, hat schon dadurch ihre überragende Bedeutung im Völkerverkehre erwiesen. Daß Goethe dieses richtig erkannt hat, sehen wir aus den Worten: „Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.“ Gewiß hat der lange Dienst im Gedankenaustausch der Völker manche krankhaften Überwucherungen und Auswüchse am Körper der deutschen Sprache hervorgerufen. Eine vielleicht in mancher Beziehung zu eifrige Säuberungsarbeit ist am Werk, überflüssigen, verunstaltenden Ballast zu entfernen. Aber auch hier sollte man keinen Augenblick die Meinung des größten deutschen Sprachmeisters unbeachtet lassen: „die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe, Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen.

Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe, der Geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervorbringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen — er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.“ (Goethe, „Deutsche Sprache“, 1817.)

Goethe, der in den Übersetzern die „geschäftigen Kuppler sah, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen und eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original erregen“, hat auch die Worte ausgesprochen: „Beim Übersetzen muß man bis ins Unübersetzbliche herangehen, alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr“ (Goethe, Maximen und Reflexionen). Auch die vollendetste Übersetzung wird die echte, originale Ware nicht ersetzen können. Neben dem Übersetzungsprinzip wird daher das Prinzip des Polyglottismus nicht ganz entbehrlich sein. Der zum Ganzen strebende Geist weltliterarischer Verbundenheit steht damit in vollem Einklang. Die Vielsprachigkeit erweist sich als notwendig im Umgang mit Fremden, besonders auch im täglichen Gedankenaustausch der Nationen, wie er sich in den zahllosen Zeitungen und Zeitschriften abspielt. Vom Gesichtspunkte des weltliterarischen Einheitsgedankens gilt heute besonders die Mahnung: Spinnst Euch nicht künstlich in Eure Gedankenwelt ein! Vergleicht und verbessert mit klugem, objektivem Sinn! Sucht den fremden Geist möglichst unverfälscht und naturgetreu in der

ihm eigenen Ausdrucksform zu erfassen. Öffnet dem fremden Genius die Spalten, ihr großen Tageszeitungen, ihr zahllosen Monatschriften! Laßt ihn unmittelbar in seiner eigenen Sprache ganz unverfälscht zu Euch sprechen. Nur so gewinnt Ihr gegenseitiges Vertrauen und seht Euch ins Herz hinein, das sonst wie mit einer undurchdringlichen Stahlmauer des Mißverstehens umgeben ist. Laßt die Großen selbst zu Worte kommen, ladet sie dazu ein, damit nicht — auf beiden Seiten ungewollt — Mäkler und Fälscher Verwirrung und Haß säen. Zu eng umgrenzt ist Eure nationale Kunst, zu wenig befruchtet durch den Strahl der Weltsonne, zu engbrüstig, dumpf, kleinlich gegenüber dem Großen, Wunderbaren, das Euch aufgeht, wenn Ihr Eure Brust weitet für das All und die Menschheit. Gemeinsames Menschenlos, gleicher Körper und gleiche Seele verbinden uns mit einander und verpflichten uns gegenseitig. Die Anfänge zu einem Völkerbunde sind versucht worden, Mittel- und Paneuropa hat die Menschen beschäftigt; es wäre an der Zeit, Weltblätter und Weltzeitschriften zu gründen, an welchen die führenden Geister der Menschheit in allen Kultursprachen mitarbeiten sollten.

In Goethes nächster Umgebung ist von Ottilie von Goethe in engstem Rahmen der Versuch einer polyglotten Zeitschrift gemacht worden und daran gescheitert, daß die Mittel unzulänglich waren. Eckermann hat hierüber gelegentlich einer Unterredung mit Goethe (am 5. April 1830) folgendes überliefert: „Wir unterhielten uns noch über verschiedene andere Gegenstände und kamen zuletzt auch auf das „Chaos“, diese von Frau von Goethe geleitete weimariische Zeitschrift, woran nicht bloß hiesige deutsche Herren und Damen, sondern vorzüglich auch die hier sich aufhaltenden jungen Engländer, Franzosen und andere Fremdlinge teilnehmen, so daß denn fast jede Nummer ein Gemisch fast aller bekanntesten europäischen Sprachen darbietet. — Es ist doch hübsch von meiner Tochter, sagte

Goethe, und man muß sie loben und es ihr Dank wissen, daß sie das höchst originelle Journal zustande gebracht und die einzelnen Mitglieder unserer Gesellschaft so in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr besteht. Es ist freilich nur ein dilettantischer Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt, allein es ist doch artig und gewissermaßen ein Spiegel der geistigen Höhe unserer jetzigen weimarschen Gesellschaft“.

Ein volles Jahrzehnt hindurch ist mit überraschendem Erfolg ein größer angelegtes Unternehmen dieser Art von den Professoren Hugo von Meißl und Samuel Brassai in Klausenburg geführt worden, eine polyglotte „Zeitschrift für vergleichende Literatur“*, an welchem die hervorragendsten geistigen Vertreter der Kulturnationen der Welt sich in ihrer Muttersprache als Mitarbeiter beteiligten. Am 10. Januar 1878 hatte der Dichter Julius Hart an die Herausgeber dieser Zeitschrift geschrieben: „Ihre Zeitschrift für vergleichende Literatur lese ich von Woche zu Woche mit steigendem Vergnügen und lerne sie mehr und mehr schätzen als ein Blatt, das berufen ist, noch das Höchste zu vollenden und jene Ideale wirklich zu erreichen, von denen der alte Goethe so sehnsüchtig geträumt hat. Sicher ist dieses Mittel das allerbeste, um die Schranken nationaler Beschränktheit niederzureißen und den Dichtern aller Völker jenen weltfreien Blick zu verleihen, der auch für sie eine neue Blütenperiode in jeder Hinsicht bedeutet, Blütenperiode schon allein durch die immense Stofffülle, die ihnen auf diesem Wege zugeführt wird“**.

Auch hier finden wir Wege vorgezeichnet, die zum Endziel einer geistigen Gemeinschaft aller Völker führen

*Zeitschrift für vergleichende Literatur. Herausgegeben von Dr. Samuel Brassai und Dr. Hugo von Meißl. Klausenburg, 1877.

**Der Originalbrief — bisher nicht veröffentlicht — befindet sich im Besitze des Verfassers.

sollen. An diesem Wege liegen Einheits- und Gemeinschaftsgedanken und Pläne, wie sie in Naumanns Mitteleuropa und besonders auch in den neuesten paneuropäischen Ideen enthalten sind. Denn was will die paneuropäische Bewegung anders, als eine Befreiung Europas im Wege einer allgemeinen Menschheitsbefriedung. Wie vor Jahrzehnten innerhalb Deutschlands die Zollschranken fielen, so müssen sie auch innerhalb Europas schwinden, wenn Europa nicht untergehen soll. Aber nicht nur die wirtschaftlichen Grenzwehren, mehr noch müssen die geistigen Schranken beseitigt werden. Die Annahme ist falsch, daß die Nationen durch ihre völkische Eigenart daran gehindert würden, einander zu verstehen. Völker- und Rassenhaß sind künstlich und bewußt geschürt und das teuflische Werk weniger herrsch- und gewinnstüchtiger Menschen. Die große paneuropäische Einheitsbewegung findet in den nationalen Kulturen keine unüberwindlichen Hindernisse, wohl aber wird sie einen ernststen Kampf zu führen haben gegen den nationalen Hochmut. Die Brücken dieser künftigen großen Einheit werden die Einzelliteraturen bilden, wenn sich in ihnen bei aller Besonderheit ein übernationaler Geist der „sittlich-ästhetischen Übereinstimmung“ geltend gemacht haben wird. Die Humanitätsidee in Nathan, Nießsches Übermensch — beide in dem Propheten des Schönen, in unserem größten Dichter Goethe verkörpert — sind zeitlich und örtlich gefärbte Ideale einer künftigen Menschheitsentwicklung. Goethe war von der einenden Kraft der Dichtkunst überzeugt. Er hat diesen Glauben in den Versen ausgedrückt:

„In der Himmelsluft der Musen
 Öffnet Busen sich dem Busen,
 Freund begegnet neuem Freunde,
 Schließen sich zur All-Gemeinde,
 Dort versöhnt sich Feind dem Feinde“.

(Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters 1821.)

Goethes einende geistige Weltstellung ist nach Gundolf eigentlich durch die Franzosen angebahnt worden und zwar namentlich dadurch, daß Frau von Stael nach Weimar kam und ihr Werk über Deutschland schrieb. In dem Abschnitt über Goethe hatte sie zum ersten Male das Bildnis des geheimnisvollen, tiefsinnigen deutschen Genies gezeichnet. Vor allem hatte sie auch auf seine Faustdichtung, die nachmalige unerschöpfliche Quelle aller Romantik, Dämonik und Phantastik der fremden Literaturen, hingewiesen. Es war dies insoweit bedeutungsvoll, als Frankreich noch immer die „Zensurstelle des europäischen Geschmacks und Geistesverkehrs war und der Weg zur Weltgeltung seit Voltaire über Paris führte“. Hier sehnte sich die jüngere Generation nach „Fernzauber, ahnungsvollem Dunkel und vollerer Farbe“. In solche Zeitstimmung wurde Goethes Bild durch Frau von Stael hineingestellt. Sowohl der Kreis um Viktor Hugo, als auch die jungen Denker, die Globisten, Ampère und Stapfer, standen unter seiner Wirkung. Beiden, den Dichtern und den Denkern, konnte Goethe reiche Förderung bieten, weil er beide Richtungen in sich vereinigte.

Der französische „Globe“ hatte Goethes Gedanken über Weltliteratur aufgegriffen und Veranlassung dazu gegeben, daß Goethe unter dem Titel „Bezüge nach außen“ im Jahre 1828 dazu mit folgenden Ausführungen Stellung nahm: „Mein hoffnungsreiches Wort: daß bei der gegenwärtigen, höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterten Kommunikation eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sei, haben unsre westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geäußert (Le Globe. Tome V. No. 91): Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere

hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter, aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird.“ Goethes Wort erhält in der französischen Darstellung eine Verallgemeinerung und Verflachung, die dem großen Schöpfer des Begriffs Weltliteratur als einheitlichem Mittelpunkt des Ganzen keine Rechnung trägt und mit dieser Idee die Vorstellung eines Lebensstadiums verbindet, in das jede Nation in einem bestimmten Entwicklungsabschnitt eintritt. Die Bedeutung des Wortes weiter abschwächend spricht die französische Kritik von Bestrebungen, die schon seit lange die Menschen beschäftigen und einen internationalen Verkehr bezwecken: „Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, einander zu verstehen und ihre Arbeiten aneinander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise diesem Zweck. Aber wie sie sich auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen und schadenen ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug, dessen sie sich bedienten, konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerbe und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideentausch, England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so tätig ist, daß es scheint, es könne nichts Anderes studieren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seine Um- und Übersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug; zwei neue Zeit-

schriften, besonders fremden Literaturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden.“

Es entspricht dem Wesen französischer Geistigkeit, welche die Schranken nationaler Befangenheit nicht zu überwinden vermag, wenn der „Globe“ Goethes menscheitsumfassende Idee nur auf Gelehrte bezieht, die sich aber auch von nationalen Fesseln nicht befreien können, „nur durch die Intelligenz berühren“ und in Reisen, in der periodischen Literatur einen äußeren Ersatz finden für jene große geistige Verbundenheit der Menschen, die alles Trennende beseitigt. Es geht ihm wie Mephistopheles, der von Sonn- und Welten nichts zu sagen weiß, der nur seine Welt kennt und beachtet.

Ähnlich scheinen ihm die Verhältnisse in England zu liegen. Auch in England, dessen immer tätiges Leben sich selbst zu genügen scheint, regt sich das Bedürfnis, „seinen Horizont zu erweitern“. Zeitschriften, die sich mit fremden Literaturen beschäftigen, sind diesem Zweck gewidmet. Die französische Auffassung läßt die großen Gesichtspunkte vermissen und erinnert an die Worte Mephistopheles:

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu freiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.“

Wie selbstverständlich und leicht wird es dem deutschen Geist, die irdische Schwere abzustreifen! Schon Herder hatte sich mit einer Geschichte des „europäischen Allgemeingeistes“ beschäftigt und dargelegt, wie die Römer über nationale Hindernisse hinweg den Boden für eine engere Lebensverbindung der Völker zu ebnen bemüht waren; und als das römische Reich versiel, wurde durch die Völkerwanderung, Wallfahrten und ausgebreiteten Handel zwischen den europäischen Völkern des Nordens und Südens

„eine Art Völkergemeinschaft geknüpft, an der auch sehr unkultivierte Nationen teilnahmen.“ Goethe mußte nach den Zuständen seiner Zeit den Eindruck gewinnen, daß sich in Europa die Völker durch häufige Wanderungen vermischt und die alten Stammesunterschiede gemildert hätten. Auch Friedrich Schlegel spricht von einer „allgemeinen Vermischung der Nationalcharaktere“ und meint, daß „die Französische und Engländische, die Italienische und Spanische Poesie . . . häufig wie auf einer Maskerade ihren Nationalcharakter gegenseitig vertauschen“. Noch weiter sei dieser Vermischungsprozeß fortgeschritten in der deutschen Poesie, die „ein beinahe vollständiges geographisches Naturalienkabinett aller Nationalcharaktere jedes Zeitalters und jeder Weltgegend darstelle“. Auch im Sehen und Urteilen gibt sich die Eigenart des deutschen und französischen Wesens kund: der Franzose, gebannt in die Grenzen des Nationalen; Herder und Schlegel natürlich verwachsen mit der Vorstellung eines geistigen europäischen Einheitslebens. Die neueste europäische Entwicklung aber läßt Herders Satz: „daß sich in Europa alles zur allmählichen Auslöschung der Nationalcharaktere neige“ zum mindesten für die nächste Zukunft höchst fraglich erscheinen.

Aus dem Jahre 1828 stammen Anmerkungen Goethes über englische Zeitschriften, welche sich mit fremden Literaturen beschäftigen: „Des Edinburgh Review, sodann der dortigen Foreign und Foreign Quarterly Reviews dürfen wir diesmal nur flüchtig erwähnen. Diese Zeitschriften, wie sie nach und nach ein größeres Publikum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das Wirksamste beifragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen.“ Mit der aus den realen Lebensverhältnissen herausgewachsenen und diesen

angepaßten Vorstellung einer Weltliteratur verbindet Goethe keineswegs übertriebene Erwartungen auf rasch sich einstellende Erfolge. Sein prüfendes Auge erkennt und durchsieht den wahren Sachverhalt mit all seinen Schwierigkeiten und Hindernissen. Wechselseitige Duldung erscheint ihm als ein Ziel, das noch innerhalb der erreichbaren Möglichkeit menschlicher Beziehungen liegt. Innerhalb dieser Grenzen freilich ist Goethes universalistischer Glaube getragen von einem Optimismus, dem die konkrete, sichtbare, menschenversöhnende Macht weltliterarischer Einflüsse als Gewißheit erscheint. Es fällt uns, die wir Augenzeugen elementarer Ausbrüche des nationalen Hasses gewesen sind, schwer, Goethe zu folgen, wenn er von diesem Einfluß eine Besserung der politischen Beziehungen zwischen England, Schottland und Irland erwartet und folgendes darüber ausführt: „Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern, daß vielmehr ein Nachbar an dem anderen genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philo germanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch unter einander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.“ Goethes Überzeugung berührt sich allerdings mit der Ansicht des Engländers Carlyle, der am 22. Dezember 1829 an Goethe schrieb: „Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß die Kenntnis und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes Ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unseren eng-

lischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigentümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Übersetzer gefunden, und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer Ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark sein; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.“

In den letzten Jahren seines Lebens schweifte Goethe im Gespräch mit fremden Besuchern gerne auf weltliterarische Themen über. Solche Gespräche erwähnen die polnischen Dichter Odhniac und Mickiewicz, die im August 1829 Goethe in Weimar aufsuchten und darüber berichteten: „Im weiteren Laufe des Gesprächs behauptete Goethe, daß bei dem immer schärfer hervortretenden Streben nach allgemeiner Wahrheit auch die Poesie und überhaupt die Literatur einen immer allgemeineren Charakter annehmen müsse; gestand aber Adam zu, daß sie nie besondere nationale Züge verlieren würde.“ Auch Rozmian und Ampère, der Mitarbeiter des „Globe“, erwähnen Unterhaltungen mit Goethe über diese Frage. Den Aufzeichnungen des deutschen Dichters Willibald Alexis über einen Besuch, den er am 12. August 1829 Goethe abstattete, entnehmen wir die Worte: „Hindeutungen auf eine allgemeine Europäische oder Weltliteratur, eines der Lieblingshemata in seinem noch von Phantasien umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.“ Aus dem Jahre 1830 sind uns Ausführungen Goethes „Zu Carhles Schiller“ erhalten geblieben, welche ebenfalls das weltliterarische Thema in folgender Weise berühren: „Es

ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durch einander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahrt worden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt, daß man sich bisher zugesprochen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Die Bewegung währet zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Warenhandel ja auch tun muß, Vorteil und Genuß zu gewinnen.“

Erst im hohen Alter trat in immer deutlicheren Umrissen vor Goethes Auge die Idee einer Weltliteratur, welche er, wenn er die Summe seines Lebens zog, in dem Verlaufe seines Daseins vorgezeichnet und erfüllt sah. Um sein Lebenswerk, den *Faust*, zu vollenden, widmete er alle Kräfte diesem Ziele. Vielleicht ist er aber gerade dadurch daran gehindert worden, eine ausführliche Darstellung seiner Idee niederzuschreiben und damit dieser Idee zu genügen. Daß er daran dachte, seine Gedanken über Weltliteratur in ausführlicher Abhandlung niederzulegen, schließen wir aus vier Entwürfen, die er uns (in seinen Werken, herausg. i. A. d. Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887, f. 1, 42, 2, S. 491–505) hinterlassen hat.

In dem ersten verzeichnet Goethe seine Beziehungen zu den Kulturländern seiner Zeit. Der zweite enthält eine Übersicht der Äußerungen Fremder über ihre Beziehungen zu der deutschen Literatur. In dem dritten Schema ist besonders von dem Verhältnis der Deutschen zu den

Franzosen die Rede. Aus der Überschrift des vierten Schemas: „Europäische d. h. Weltliteratur“ geht hervor, daß Goethe den damaligen Kultur- und Verkehrsverhältnissen entsprechend nur an europäische Völker u. zw. besonders an die Franzosen, Engländer, Schottländer, Italiener und Deutsche dachte, die ihm vorwiegend an der Weltliteratur beteiligt erschienen. Daran schließen sich Ausführungen, die Goethe unter dem Titel „Fernerer über Weltliteratur“ zusammenfaßt und am 11. November 1829 als Brief an die Berliner „Gesellschaft für in- und ausländische Literatur“ gerichtet hatte. Diese Betrachtungen stehen in völligem, harmonischem Einklang mit den Grundzügen seiner Weltanschauung.

Im ersten Abschnitt „Einwendung“ weist Goethe darauf hin, daß die Weltliteratur in ihrer mosaikartigen Zusammenfügung notwendig alle jene inneren Verschiedenheiten aufweisen müsse, welche jede einzelne Nationalliteratur kennzeichne. In der „Ermunterung“ wird folgerichtig ausgeführt, daß die nächstliegende wichtige Aufgabe in der Pflege und Ausbildung der eigenen Individualität bestehe. Gerade die Vertiefung dieser Aufgabe führe zu inniger Berührung mit dem Ganzen, das dem Einzelnen Wert, Dauer und innere Harmonie verleiht. Der dritte Teil „Zu bedenken“ weist darauf hin, daß die französische Literatur der Pflege der nationalen Eigenart ihre Blüte und ihren Einfluß verdanke. Die Franzosen besäßen die nationalste Literatur, weil ihre Dichtung mit dem Leben am engsten verbunden sei. „Die französische Poesie“, so führt er in diesem Zusammenhang am Schluß seines Briefes aus, „so wie die französische Literatur trennt sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität; in der neuesten Zeit erscheint sie natürlich immer als Opposition und bietet alles Talent auf, um sich geltend zu machen, um den Gegenteil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht

nötig hat, geistreich zu sein. Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht.“ Im Grundton weiser Mäßigung führt Goethe als Warner, Erzieher und Aneiferer diese Gedanken in folgender Weise aus:

Ferners über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun eine solche Weltliteratur, wie sie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nicht anders von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet. Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau gesehen, uns nicht mehr geben, als was der heimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber, die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwin- der und näher kennen lernen. Durchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Begründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg, den sie einschlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwin- der gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Förderung dessen, was sie selbst fördern könnten. Die ernstesten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesflut sich entgegenzusetzen, standhaft aber muß man seine Stellung zu be-

hauften suchen, bis die Strömung vorüber gegangen ist. Die Hauptkräftung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie die Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzutwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es schon in manchen Fällen wohlgetan sein mag, nicht gerade das Gedachte zu überliefern, vielmehr sein eigenes Denken aufzuwecken und anzuregen, so möchte es doch wohlgetan sein, die eben ausgesprochene, vor geraumer Zeit niedergeschriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen. Die Frage, ob diese oder jene Beschäftigung, welcher sich der Mensch widmet, auch nützlich sei, wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt besonders wieder hervortreten, wo es niemand mehr erlaubt ist, nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden; hier sieht er sich genötigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen; und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, diesen ausdringlichen Pflichten genug zu tun? Da bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen, nur der reinste und der strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochener Entschluß sein.

Der Mensch frage sich selbst, wozu er am besten taue, um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister.

Weiß er mit einsichtiger Bescheidenheit die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachstum seiner Fähig-

keiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nuzend, einzuschmeicheln, so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen und, wenn ihm das Höchste gelingt, behaglich wirken können.

Aber Fördernisse und Hindernisse, wie sie die empirische Welt darreicht oder zwischenschiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; so viel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tages willen abzuhegen, bringt keinen Vorteil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigentümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich untereinander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Äußerlichkeiten dieser inneren Eigentümlichkeiten kommen den anderen meist widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt, noch erkannt; nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst, sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über das, was zum Vorschein kommt.

Ohne mir anzumaßen, die Geheimnisse zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit, sie auszusprechen. Nur so viel will ich sagen, daß nach meiner Einsicht das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am tätigsten ist und daß sie deshalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden. Vorn sagte ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte sehr ausführlich sein, um sich verständlich zu machen, und um das, was man zu sagen hat, annehmlich zu machen.“

Unter Goethes „Maximen und Reflexionen“ finden wir den Satz: „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet,

hat genau gesehen der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohlkun, dieser Warnung nachzudenken.“ Der Deutsche erleidet den größten Verlust, wenn er sich selbst verliert. In seinem deutschen Wesen verliert er die deutsche Kultur und damit jeden Halt, nicht selten auch den Maßstab für Ehre und Gewissen. Wer im Ausland lebt, hat oft Gelegenheit zu staunen über die Charakterschwäche besonders des Reichsdeutschen, der in die Fremde verschlagen wird. Eine widerstandslose Anpassungsfähigkeit läßt ihn schon in der ersten Generation in fremdem Volkstum aufgehen. Der deutsche Volkskörper hat viele Millionen solcher entnationalisierter Menschen verloren. Mit dieser Schwäche hängt die deutsche Ausländerei zusammen, die den Deutschen in freiwillige Abhängigkeit vom oft Mindertwertigen und Fremden bringt. Die Ursachen dieses Übels liegen tief im deutschen Wesen und Leben begründet. Eine unbändige Wanderlust hat den Deutschen von jeher in die Fremde geführt. Sein im Herzen Europas gelegener, als Heeresstraße dienender Wohnsitz hat ihn früh in friedliche und kriegerische Berührung mit den Völkern Europas gebracht. Hohe geistige Fähigkeiten haben sein Anpassungsvermögen gesteigert. Eine viel zu dürftige Organisation des Weltdeutschtums tut das Übrige, um den Deutschen im fremden Völkermeer versinken zu lassen. Auch falsche Erziehungsgrundsätze haben an dieser großen deutschen Schuld teil. Die Ausbildung des Verstandes überwiegt bei der Erziehung des deutschen Menschen. Der deutsche Gesinnungsunterricht mußte mehr betont und getrieben, die deutsche Jugend vor fremden Bildungsidealen behütet werden. Auf diese Weise sollte die deutsche Erbschwäche, die blinde Ausländerei, im Keime erstickt werden. Klopstock hat in den bekannten Versen auf diesen deutschen Fehler hingewiesen:

„Nie war gegen das Ausland
 Ein anderes Land gerecht wie du.
 Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
 Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!“

Wenn die übertriebene Wertschätzung des Fremden bis heutigen Tages aus dem deutschen Herzen nicht ausgerottet werden kann, so haben wir die Ursache hiefür auch darin zu suchen, daß häufig das klare Bewußtsein der eigenen, alles Fremde aufwiegenden Vorzüge fehlt. Nur selten finden wir diese Vorzüge rein gezüchtet. Fremde Vorbilder haben unserem Wachstum eine falsche Richtung gegeben. Mehr eigenster Geist, mehr Goethe-Geist sollte unsere Seele bilden helfen. Goethe, von unserer Seele tief erfaßt, läßt uns eins werden mit den Nationen in jenem Streben nach reinen Menschenhöhen, er bewahrt uns aber auch davor, daß der Spiegel unserer Seele durch fremden Odem getrübt werde und bewirkt, daß in dem unverfälschten deutschen Wesen der ewige Schöpfer sich klar widerspiegeln. Von diesem Goethe-Geist beeinflusst, wird die Weltliteratur ihrer Vollendung näher rücken, ohne daß dem Deutschen daraus Nachteile erwachsen.

Jede Literatur entwächst dem Boden der Volksgemeinschaft. Sie ist das geistige Band, das trotz individueller, politischer, religiöser und wirtschaftlicher Gegensätze die Lebens- und Schicksalsgemeinschaft eines Volkes festigt und vertieft. Wie die weite Welt immer nur ein „erweitertes Vaterland“ ist, ebenso ist die Weltliteratur eine durch Vereinigung der Volksliteraturen erweiterte Nationalliteratur. Sie wird daher auch notwendig alle die inneren Verschiedenheiten aufweisen, die jede einzelne Nationalliteratur besitzt. Ihre Einheit besteht in der großen Gesamtidee, welche das Vielfältige als gemeinsames Band umschlingt und diesem idealen geistigen Einheitsleben der Menschheit Richtung und Ziele zeigt. Wo diese Einheits-

ideale aus den Tiefen des Lebens natürlich hervorwachsen, da ergreifen sie mit elementarer Gewalt die Seelen der Menschen und wirken in ewiger Fortdauer unsichtbar in der Menschheit fort, sie verbindend und immer näher zusammenschließend. Je mehr sie der menschlichen Natur und ihren Lebensnotwendigkeiten entsprechen, umso nachhaltiger, weitausgreifender ist ihr Einfluß. Sie bilden Kreise, welche einander nicht verdrängen oder ausschließen. In tausendfältiger Gestalt wirken sie oft vereint gestaltend und bildend auf die Menschheit, um sie auf langsamem, weitem Entwicklungsgange den letzten Menschheitszielen zuzuführen.

Nur selten ist es dem Einzelindividuum möglich, den Bereich ihres Einflusses, die alles durchdringende Tiefe ihrer Wirkung zu erkennen. Wir stehen gewöhnlich zu sehr mitten in diesem zur Einheit sich schließenden Kreis drinnen, wir gewinnen zu schwer Abstand davon, nur selten erreichen wir jene geistige Höhe, von welcher uns Einheit und Zusammenhang übersichtlich und klar erscheinen. Erst tiefes Besinnen, die Gegenüberstellung von Gegensätzen läßt uns ihr Dasein und ihren Umfang erkennen. Wie wenig sind sich die Menschen des Abendlandes der innigen Verbundenheit mit der Welt Homers bewußt. Wer gibt sich Rechenschaft darüber, daß unsere Kunst und Literatur der Sonne Homers Leben und Gedeihen verdankt. Wer bedenkt den fieseren Zusammenhang, wenn er in Gemäldegalerien oder in Theatern den göttlichen Hauch der antiken Welt empfindet. Den griechischen Charakter unseres Schönheitsideales erkennen wir erst, wenn wir Werke unserer Kunst mit den Schöpfungen der chinesischen oder japanischen Kunst vergleichen. Homers weltliterarischer Einfluß ist der innersten Struktur unserer Seele angemessen, daher seine unvergängliche Dauer.

Der Weltkrieg hat unseren Glauben an die menschenbeglückende Weltmission des Evangeliums erschüttert. Wer aber das Los der Kriegsgefangenen und Verwundeten

unserer Zeit mit dem Schicksal der Gefangenen vorchristlicher Jahrhunderte vergleicht, wird auch in unseren Tagen tierischer Verrohung der in höchstem Affekte handelnden Menschen den milden Einfluß jenes Menschheitslehrers empfinden, der die Nächstenliebe uns verkündete. Nur wer die Höhen menschlicher Betrachtung erreicht, wird die weltliterarische Bedeutung der Bibel auch für unsere Zeit deutlich gewahr. Das Gefüge unserer Staaten, unsere Rechtspflege, Sitte, unser Wohlfahrts- und Fürsorgewesen, vor allem aber das gesamte Leben unserer Literatur zeigt überall Spuren ihres tiefgehenden Einflusses. Unsere größten Denker, Dichter, Heerführer und Staatsmänner sind erfüllt von dem Geist der Bibel und des Christentums. Wie anders müßte unsere Welt aussehen, wenn wir den weltliterarischen Einfluß der Bibel aus der Vergangenheit und Gegenwart unseres Schrifttums streichen würden! Wie anders sind die Lebensformen der Christen und Heiden auch dort, wo durch die Natur keine Unterschiede gegeben sind!

Und um zur neuesten Geschichte überzugehen: Shakespeare hat unserem Zeitalter deutliche Spuren seines Einflusses aufgedrückt. Aber wem ist es ohne weiteres klar, daß wir ihm unseren Begriff der poetischen Wahrheit verdanken, daß zahllose Gestalten unserer Dichtung seinen Geist atmen und daß wir ohne ihn auch Lessing, den jungen Goethe, Schiller und Kleist nicht besäßen. Alle diese Kulturkreise bestehen und wirken nebeneinander und gleichzeitig; aber auch in zeitlicher und örtlicher Unabhängigkeit können sie einzeln und getrennt ihren Einfluß ausüben. Oft erscheinen sie leblos und erloschen, um mit erneuter Kraft hervorzutreten, wenn Zeit und Umstände es bedingen. Sie bedeuten auf dem Wege unserer Entwicklung die Stufen, die zur Höhe führen. Jede Stufe erschließt uns eine neue Welt. Aber erst wer alle diese Stufen überwinden, alle diese Welten in sich aufnehmen und seinem Wesen organisch und

harmonisch angleichen könnte, würde die höchste Höhe erreichen und vielleicht selbst zum Schöpfer eines neuen Kulturkreises werden. Nur höchster Vollkommenheit wäre eine Vereinigung aller dieser Kreise möglich. Nur der Gottheit und der ihr an Dauer und Größe nahegerückten Menschheit ist diese Vollendung erreichbar. Zu eng sind die Schranken für den Einzelmenschen gezogen, „ein kleiner Ring begrenzt unser Leben, und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette“.

Goethes Erscheinung ragt über diese den Menschen gezogene Beschränkung hinaus in jene Sphäre der Vollendung. Die bedeutenderen Kulturkreise der Menschheitsgeschichte finden wir eingeordnet in den großen Kreis, der das Leben und Wirken Goethes einschließt. In Goethes Seele sind sie zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt. Durch diese Verschmelzung erreicht das deutsche Wesen in ihm seine höchste Entfaltung. Der durch Homer, Christus, Hafis und Shakespeare erweiterte Geist Goethes erreicht eine Höhe, welche dem Humanitätsideal nahekommt und reinstes Menschentum darstellt. Goethe als Verkörperung der höchsten Stufe menschlicher Entwicklung, als Symbol einer geistigen Einheit der Menschen, als Verkünder einer künftigen welt- und menscheitumfassenden Weltliteratur stellt für uns ein Ideal dar, das die Menschen im Streben nach seiner Höhe immer mehr zusammenführt und zu einer harmonischen Einheit zusammenschließt, die ihren geistigen Ausdruck eben in einer allgemeinen Weltliteratur findet.

Wie Homer nur wenige Jahrhunderte seiner Nation, seit Jahrtausenden aber der ganzen Welt angehört, so ist Goethe heute schon nicht nur Eigentum der deutschen Nation, des Kreises, in welchen er durch die Geburt hineingesetzt wurde, sondern der ganzen Menschheit. Was bleibend ist, kann nicht Eigentum von etwas Nichtbleibendem sein; Homer, Shakespeare, Goethe sind geistiger Besitz der

ganzen Welt, welche sich an ihnen bilden wird, wenn es längst keine Griechen, Engländer und Deutsche geben wird. Ein Hauch der unvergänglichen Größe Goethes weht uns an, wenn wir aus seinem Munde vernehmen: „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet“. (zu Kanzler Müller, 7. April 1830) und den Sinn seiner Worte auf uns einwirken lassen: „Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich bete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes an, wodurch allein wir leben, „weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns“ (zu Eckermann, 11. März 1832) oder wenn wir uns das Bild vergegenwärtigen, welches seine Freunde am 29. April 1818 vor Augen hatten, als Goethe nach Vollendung des Divan von der Ahnung, „ein Bürger jenes geistigen Reiches zu sein, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen“, sprach und indem er das Tun und Treiben der Menschen seit Jahrtausenden überblickte und in seine einfachsten Elemente auflöste, von seinem Sitze sich erhebend in die Worte ausbrach: „Laß mich, Kinder, laß mich einsam zu meinen Steinen eilen; denn nach solchem Gespräch geziemt dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden“, während er, in seinen „lichtgrauen Mantel gehüllt, feierlich ins Tal hinabstieg,

bald bei einzelnen Pflanzen, bald bei diesem oder jenem Gestein verweilend und mit dem mineralogischen Hammer es prüfend, wie eine geisterhafte Erscheinung allmählich in der Abenddämmerung den Augen der Freunde entchwand“.

Deus sive natura! Das Göttliche tritt uns entgegen in Goethe, der ein Stück Natur war. Geist und Stoff, beide in ihm Verkörperungen dieses Göttlichen. So steht er, groß und strahlend, im Lichtschein einer geistigen Welt, die als Weltliteratur bildend und formend die Menschheit ihrer höchsten Bestimmung zuführen soll. Der Glanz des in Goethe verkörperten Menschheitsideals, das Anziehende seines Führertums gibt sich in zweifacher Hinsicht zu erkennen. Mit der Weite seiner Gedankenwelt stehen in vollem Einklang die hohen Linien seiner edlen, reinen Lebensführung. Lehre und Leben, Denken und Handeln, Geist und Tat, der Mensch und sein Werk erscheinen gleich groß nebeneinander und bilden zusammen ein Endziel menschlicher Entwicklung von ewig vorbildlicher und beispielgebender Größe. Das Unvergleichliche, Einzigartige dieser Größe besteht darin, daß wir sie bis in die letzten Fasern ihres Entstehens und Seins verfolgen können, daß uns alle ihre Beziehungen zum Leben bekannt sind, daß wir gleichsam in ihren Alltag hineinblicken können und alle die kleinsten Schritte und Stufen, wie sie auch unserem Fuß angemessen sind, verfolgen und dadurch Mut und Selbstvertrauen zur Nachfolge fassen können. In Goethe finden wir den beispielgebenden Berater unserer Kindheit, unseres Mannes- und Greisenalters. Eben darin ist er unerreicht, daß er in jedem Augenblick seiner stetigen Entwicklung das war, was er nach der naturhaften Beschaffenheit dieser Stufe sein sollte: als Jüngling, als Mann, als Greis das Idealbild dieser Altersabschnitte, — er in allen seinen Lebensäußerungen immer der ganze Mensch. Goethe sollte daher unser Führer im täglichen Einerlei, unser Wegweiser in den höchsten

Fragen des Geistes und der Seele sein. Nur in seinem Geiste herangebildet, kann der Deutsche die höchste und reinste Entfaltung seines Volkstums erreichen und zu einem Goethe-Volk werden, das in seinem Sinn und mit den von ihm empfangenen Kräften auf friedliche Weise die Menschheit zu einer großen geistigen Einheit zusammenführt und in einem gemeinsamen Weltreich des Geistes und der Geister vereinigt. Goethes Idee einer Weltliteratur, der er in so einzigartigem Maße Gehalt und Wirklichkeit gegeben, wird den Weg zu dieser höchsten Entwicklung ebnen und ihre geistige Ausdrucksform sein.



Inhalt

	Seite
1. Vom Ursprung und Wesen der Dichtung . . .	1
2. Form und Inhalt	2
3. Subjekt und Dichtung	3
4. Vom Werden und Vergehen in der Dichtung . .	5
5. „Epochen geselliger Bildung“	8
6. Homer	10
7. Die Bibel	14
8. Hafis	19
9. Ossian	24
10. Shakespeare	27
11. Friedrich der Große	30
12. Hamann—Herder	34
13. Der junge Goethe	40
14. Goethe als Student der Rechte	54
15. Die Werther Zeit	66
16. Weimar	97
17. Goethe in Italien	145
18. Faust	179
19. Goethes „Weltliteratur“	211



Literaturnachweis

- Else Beil: Zur Entwicklung des Begriffs der Weltliteratur. Leipzig 1915. Voigtländers Verlag.
- A. Bielschowsky: Goethe. München (Beck) 1907. 2 Bände.
- J. P. Eckermann: Gespräche mit Goethe. Leipzig. Max Hesses Verlag.
- Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Stuttgart-Berlin. Cotta.
- Goethe: Briefe und Tagebücher. Leipzig. Im Inselverlag. 2 Bände.
- Goethes Briefe an Frau Charlotte von Stein. Leipzig. Reclam.
- G. v. Graevenitz: Goethe, unser Reisebegleiter in Italien. Berlin 1914. Mittler und Sohn.
- Ferdinand Groß: Goethes Werther in Frankreich. Leipzig. A. Heitz.
- Friedrich Gundolf: Goethe.
- Viktor Hehn: Gedanken über Goethe. Berlin 1900. 4. Auflage.
- Karl Heinemann: Goethe. Leipzig. Seemann. 1903.
- Jahrbuch der Goethegesellschaft. Band 1, 3, 4, 16, 17.
- R. M. Meyer: Goethe. Berlin (Hofmann) 1905. 2 Bände.
- Meyer-Wiegler: Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Stuttgart—Berlin. 1922. Deutsche Verlagsanstalt.
- Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Regensburg.
- W. Scherer: Geschichte der deutschen Literatur. Berlin. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung 1905.
- Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. München. Beck. 1920.
- Fr. Vogt und Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig—Wien. 1907. Bibliographisches Institut. 2 Bände.
- C. G. Wenzel: Aus Weimars goldenen Tagen. Dresden. 1859.
- Zeitschrift für vergleichende Literatur. (Acta comparationis literarum universarum.) Dr. Samuel Brassai und Dr. Hugo von Meltzl Klaufenburg. 1877—1887.

